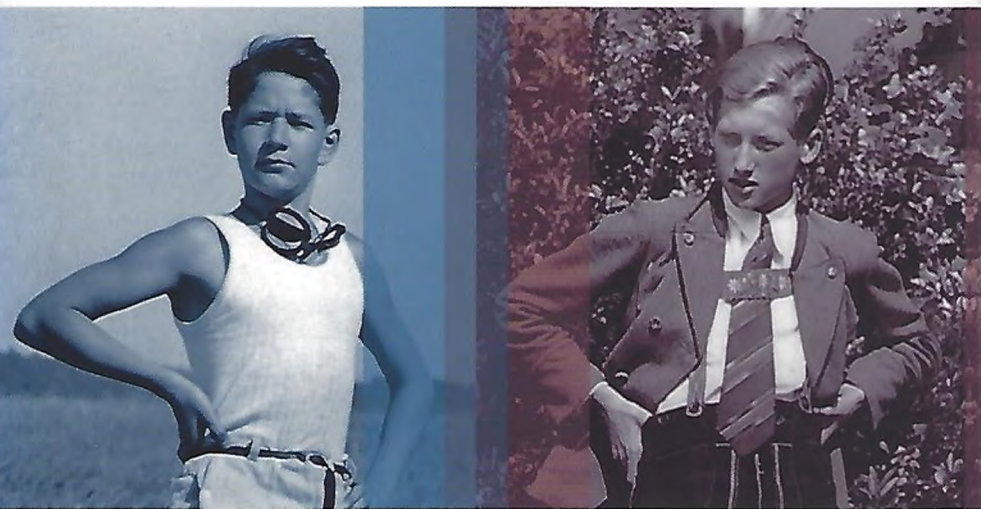


August von Kageneck  
Hélie de Saint Marc



## Unsere Geschichte

*Im gleichen Jahr geboren. Von den gleichen Idealen erfüllt.*

*Mit zwanzig vom Krieg überrascht.*

*Der eine ist Franzose – der andere Deutscher.*

Ein deutscher ehemaliger Panzerleutnant und ein ehemaliges Mitglied der Résistance begegnen sich. Die Erfahrungen des Krieges haben die Leben beider geprägt. Getrieben von dem Wunsch, den Feind von gestern zu verstehen, lassen sie gemeinsam ihre Erinnerungen an die dreißiger Jahre und an die Kriegszeit wieder lebendig werden.

*„Unsere Geschichte“ ist ein großartiges Buch,  
ehrlich und überzeugend,  
es lässt einen wieder an den Menschen glauben.  
Le Figaro littéraire*

Idealistisch, jung und adlig – so erleben August von Kageneck und Hélié de Saint Marc den Beginn des Zweiten Weltkriegs. Beide sind im Jahr 1922 geboren, der eine im Süden Frankreichs, der andere im Westen Deutschlands. Beide entstammen alten traditionsreichen Familien und werden auf Jesuitenkollegs erzogen. Doch damit hören die Gemeinsamkeiten auf. Als der Krieg ausbricht, zieht Kageneck als Panzerleutnant mit der Wehrmacht Richtung Osten, während Saint Marc sich der Résistance anschließt. Kageneck wird verletzt und entgeht der mörderischen Schlacht in Stalingrad, Saint Marc wird verraten und kommt nach Buchenwald.

Über 50 Jahre später lernen sie sich kennen. Die Gespräche, die sie miteinander führen, sind ein einmaliges historisches Zeugnis. Sie zeigen exemplarisch, wie ein Deutscher und ein Franzose die Schrecken und die Widersprüchlichkeit der Geschichte erleben.



**August Graf von Kageneck**, geboren 1922 in Lieser, nach dem Krieg Redakteur bei großen deutschen Tageszeitungen, ab 1955 Korrespondent in Paris für *Bild*, *Die Welt* und den *Deutschlandfunk*. Er lebt seitdem in Paris.

**Hélié de Saint Marc**, geboren 1922 in Bordeaux, 1943–54 Häftling in Buchenwald, nach dem Krieg Mitglied der Fremdenlegion, Teilnahme am Krieg in Indochina und in Algerien, 1961 Verhaftung wegen Teilnahme am Putschversuch gegen General de Gaulle, sechs Jahre Haft, von 1976–1988 als Personalreferent tätig.

August von Kageneck Hélié de Saint Marc

# *Unsere Geschichte*

Aus dem Französischen von  
Ursel Schäfer

Pendo Verlag Zürich

Für unsere treuen Leser diesseits und jenseits des Rheins

## *Inhalt*

### **Prolog. Zwei brüderliche Gegner 7**

#### **Erster Teil. Die Welt von gestern 15**

Die Wurzeln 19 • Zwei Familien 26 •

Mythen 40 • Die Oberschule 51 •

Der Schatten der Schützengräben 63

#### **Zweiter Teil. Zwischen zwei Unwettern 89**

Sehr gemässigt republikanisch 92 •

Die rote Gefahr 99 • «Monsieur Hitler» 104 •

Der Antisemitismus 125 •

Der Spanische Bürgerkrieg 135

#### **Dritter Teil. Der Krieg 141**

Diesseits und jenseits des Rheins 144 •

Die Résistance 154 • Der Krieg im Osten 167 •

Die Lager 175 • Die Feuertaufe 193 •

Leiden und Gnade 206 •

Rebellionen und Verschwörungen 216

#### **Vierter Teil. Gestern, heute, morgen 229**

Der Zusammenbruch 232 • Nach dem Krieg 248 • Unsere Geschichte 253 • Gewissenserforschung 264 •

Und morgen wieder Krieg? 271 • Zum Abschied 279 •

#### **Anmerkungen 287**

#### **Danksagung 303**

## *Prolog*

### *Zwei brüderliche Gegner*

Wir haben zwei Männer vor uns, die vor dem Hintergrund der Geschichte des 20. Jahrhunderts gegensätzlicher nicht sein könnten.

August von Kageneck kam 1922 im Rheinland zur Welt. Sein Vater war bis 1918 Adjutant des Kaisers, Hindenburg und Papen zählten zu den Freunden der Familie. Als Jugendlicher erlebte er den Aufstieg und die Machtergreifung der Nationalsozialisten mit, liess sich aber von Hitlers Ideologie nicht blenden. 1939 folgte er dem Beispiel seiner vier Brüder und trat in die Wehrmacht ein, als Panzerleutnant diente er an der Ostfront. 1942 verwundet, wurde er von der Front weggebracht. Damit blieb ihm der Untergang mit der deutschen Armee nach der Schlacht von Stalingrad erspart. Nach dem Krieg arbeitete er als Journalist und setzte sich mit seinem Land und seiner Verantwortung vor der Geschichte auseinander.

Auch Hélié de Saint Marc wurde 1922 geboren, als Sohn einer Familie des landbesitzenden Amtsadels im Südwesten Frankreichs. 1941 schloss er sich der Résistance an, der Widerstandsbewegung gegen die deutsche Besatzung. Von den Deutschen an der spanischen Grenze festgenommen, wurde er ins Konzentrationslager Buchenwald deportiert. In letzter Minute befreiten ihn dort die Amerikaner. Nach dem Krieg diente er als Berufsoffizier

in der Fremdenlegion, erst in Indochina, der grossen Leidenschaft seines Lebens, dann in Algerien. 1961 gehörte er als Interimskommandeur des 1. Fallschirmspringerregiments der Fremdenlegion zu den Offizieren, die mit General Challe gegen die Algerienpolitik der Regierung putschten.

August von Kageneck und Hélié de Saint Marc sind sich vor drei Jahren zum ersten Mal persönlich begegnet. An jenem Tag schätzten sie sich nur mit ihren im gleichen Blau strahlenden Augen ab. Kageneck kannte den Namen Saint Marc, er verband ihn mit den Ereignissen vor vierzig Jahren in Algerien. Seinerzeit war er als Korrespondent für verschiedene deutsche Zeitungen (darunter auch die Bild-Zeitung) in Algier gewesen und erlebte 1960 in vorderster Front den «Barrikadenaufstand» mit: Saint Marcs Regiment hatte damals den Auftrag, algerische Aufständische einzukesseln. Als Kageneck zum Interview mit den eingeschlossenen Studenten kam, begrüßten die Legionäre – einige waren deutscher Herkunft – ihn als «Monsieur Bild» mit einem Ehrenspalier. Mit einigen ergaben sich nähere Kontakte. In ihren Kreisen hatte der Name Saint Marc einen geradezu magischen Klang.

Hélié de Saint Marc hatte in den Siebzigerjahren durch gemeinsame Freunde von einem deutschen Offizier namens August von Kageneck gehört. Aus französischer Sicht war er eine interessante Gestalt, Hauptdarsteller in einer Abenteuergeschichte, die neugieriges Interesse und Fragen weckte: Mit neunzehn an die Ostfront gekommen, hatte er die Euphorie nach den ersten Siegen über die russische Armee geteilt, den russischen Winter durchlitten und im Frühjahr 1945 den aussichtslosen Endkampf gegen die Alliierten mitgeführt.

Hélié de Saint Marc und August von Kageneck unterhielten



sich über mehrere Monate hinweg, in Paris, in Lyon und in der Provence. Zuerst war ihr Gespräch tastend und förmlich, beide behandelten den Offizier von der anderen Seite der Front mit ausgesuchter Höflichkeit und wagten weder zu erzählen noch Fragen zu stellen. Doch sehr schnell tauchten ähnliche Erinnerungen auf, gemeinsame Bilder des «Jahrgangs 22»: ihre Kindheit in der Provinz, die Schulzeit bei den Jesuiten, der Eintritt ins Militär. Und dann gleich der Krieg, die Begeisterung, das Leiden und die Demütigung.

Es gab intensive Augenblicke, als sie Gemeinsamkeiten feststellten, auch tiefe Bewegung, als sie zum Beispiel registrierten, dass sie im April 1945 beide im Harz gewesen waren, mitten in Deutschland. Der Franzose litt in einem Konzentrationslager Todesangst, der Deutsche hielt sich wenige Kilometer entfernt mit seinen Kameraden vor den alliierten Truppen versteckt. In dem Deportierten und dem Besiegten wuchs die Überzeugung, dass sie derselben Generation angehörten. Einer Generation, die eine bestimmte Welt gekannt und ihre Auflösung erlebt hat, die am eigenen Leib für die Fehler der Älteren büßen musste und die, als sie erwachsen war, ein Land in Ruinen erbte, das es dann aufzubauen galt.

Wie ist die Idee entstanden, aus den Erfahrungen ein gemeinsames Buch zu machen? Beide haben bereits Erinnerungen veröffentlicht, die ein breites Echo fanden.<sup>1</sup> Die Leser erkannten bei beiden die gleiche Sorge, versprengte und manchmal widersprüchliche Elemente der Geschichte ihres Landes zusammenzusetzen und damit verständlich zu machen. Ihre Bücher haben es den nachfolgenden Generationen ermöglicht, lesend die Vergangenheit aufzunehmen, weniger als eine Abfolge von Brüchen, von Auseinandersetzungen und Verbrechen, sondern als ein Puzzle

mit sehr verschiedenartigen und unterschiedlich reflektierenden Einzelteilen.

Die beiden «brüderlichen Gegner» wollten Seite an Seite den Weg der gemeinsamen und der gegensätzlichen Erinnerungen an ihr Vaterland gehen. So unwahrscheinlich es klingen mag: Acht- und fünfzig Jahre nach der Kapitulation des nationalsozialistischen Deutschlands ist es das erste Mal, dass ein Franzose und ein Deutscher sich darauf einliessen, ihre Ansichten über die Dreissigerjahre und den Krieg auszutauschen, sie einander gegenüberzustellen und gelegentlich auch zu widerlegen.

Unermüdlich und mit schier unerschöpflicher Energie tauchte August von Kageneck in die Tiefen seiner Erinnerung ein und antwortete dem eher zum lakonischen Ausdruck neigenden Hélié de Saint Marc, der präzise Fakten vorbrachte und ihnen eine nüchterne, glasklare Analyse folgen liess, selten ohne eine Spur Ironie. Ihr gemeinsamer Wunsch zu verstehen hat eine gewisse grundsätzliche Skepsis nie ganz überdeckt.

Der Deutsche erzählte von den jahrhundertealten Verbindungen seiner Familie mit Frankreich. Die Kagenecks pflegten die Sprache Molières in der Konversation und für den gehobeneren Ausdruck. Aber dann, 1918, besetzten Soldaten mit eben dieser Muttersprache ihr Land und August von Kageneck sagte, dass er «unter französischer Besatzung» geboren sei. Auf diese Zeit geht sein schwieriges emotionales Verhältnis zu Frankreich zurück, das er hegte, bis er endlich die Vergangenheit mit all ihren Turbulenzen annehmen konnte. 1955 zog er nach Paris und heiratete die Witwe eines französischen Offiziers.

Auch bei Hélié de Saint Marc sind im Laufe der Gespräche verschüttete Bilder an die Oberfläche gelangt: die ersten deutschen Uniformen auf der Place de la Comédie in Bordeaux; die

harten Konsonanten, die durch seine Stadt schallten und die er dann wieder in Buchenwald und im Nebenlager Langenstein hörte. Und er hörte sie später auch aus dem Mund seiner Legionärskameraden in Indochina: Viele Soldaten in seiner Kompanie waren Deutsche. Schon gar nicht hätte er sich träumen lassen, dass er 1957 nach Deutschland zurückkehren würde, nicht weit von der Stätte seines Leidens entfernt, nach Neustadt, um zu heiraten – sein Schwiegervater war dort stationiert. Und dann erschienen eines Tages seine Bücher in deutscher Übersetzung, seine Erinnerungen bekamen damit ein vertrautes und zugleich verstörendes Echo.

Beide Gesprächspartner haben die Bücher des anderen gelesen. Beiden geht es nicht darum, ein weiteres Mal Kriegsgeschichten zu erzählen. Sie wissen, dass die «Veteranen» heute nicht besonders hoch im Kurs stehen. Aber sie wissen auch sehr genau, dass die Geschichte sich beschleunigt hat, dass manche Abschnitte ihres Lebens den heutigen Gymnasiasten so fern und fremdartig erscheinen wie Episoden aus den napoleonischen Kriegen.

Es ist nicht ihre Absicht, als Lehrer für Zeitgeschichte aufzutreten, vielmehr wollen sie einen subjektiven Bericht ablegen, der aus einzelnen Erinnerungssplintern besteht, zusammengesetzt aus Gesprächen und schriftlichem Austausch über mehr als zwei Jahre hinweg.

Sie beleuchten dunkle Ecken der Erinnerung und bringen damit Licht in die gesamte Vergangenheit. Erscheinungen ihrer Epoche, die sie nicht erlebt haben, die ihnen fremd waren oder die sie ganz einfach vergessen haben, bleiben unerwähnt. Dieses Risiko der Auswahl und seine Konsequenzen haben sie auf sich genommen, weil sie sich ganz auf die Ereignisse konzentrieren wollten, die sie von ihrer persönlichen Warte überblicken konnten:

den Aufstieg Hitlers aus der Sicht eines elfjährigen Jungen, das Überschreiten der Demarkationslinie durch einen freiheitsbegeisterten Heranwachsenden, den Angriff auf Russland, wie ihn ein einfacher Zugführer erlebte, Frankreich und die Befreiung aus der Sicht eines KZ-Überlebenden von dreiundzwanzig Jahren.

Bei diesem freundschaftlichen und sehr persönlichen Austausch haben sie die Anwesenheit eines Dritten geduldet. Ich habe die Rolle des Moderators übernommen, dem die Aufgabe zufiel, beiden aussergewöhnlichen Lebensläufen Raum zu geben. Und ich war auch der «naive Harmlose» im Sinne Voltaires. Bis dahin hatte ich immer die Vorstellung, dass Geschichte tief in den Archiven begraben ist, oft eifersüchtig darauf bedacht, ihre Geheimnisse nicht preiszugeben. Nun trat sie mir in Gestalt zweier wichtiger Akteure entgegen, zweier Zeitzeugen, wie ich sie bis dahin noch nicht erlebt hatte.

Dank August von Kageneck und Hélié de Saint Marc wurde die Geschichte für mich lebendig und greifbar. Mehr noch, sie stellte sich mir zur Verfügung, bereit, auf alle meine Fragen zu antworten, mir laut von all dem zu erzählen, was die Bücher mir verschwiegen hatten: von der Gewalt im politischen Leben der Weimarer Republik der Zwanzigerjahre, von der Einstellung der Deutschen gegenüber Hitler, vom Alltag im Konzentrationslager Buchenwald. Ich konnte nach dem Warum und dem Wie fragen. August von Kageneck und Hélié de Saint Marc liessen sich bereitwillig auf das Unterfangen ein, reagierten geduldig auf die Fragen und nachsichtig auf die Unwissenheit des so viel Jüngeren, der auf den Tag genau zwanzig Jahre nach der Kapitulation Deutschlands geboren wurde.

Gemeinsam wollen sie ihren Landsleuten erzählen, wie es ei-

nem Deutschen und einem Franzosen in dem von blutigen Kriegen geprägten 20. Jahrhundert ergangen ist. Damit ihre Geschichte auch unsere Geschichte werde.

Etienne de Montety

## *Erster Teil*

### *Die Welt von gestern*

1922. Der Frieden währt nun vier Jahre. In Deutschland ist die Nachkriegszeit von Not und Elend geprägt, auf die Niederlage folgten Verzweiflung und Verwirrung. Das Gespenst einer Militärdiktatur geht um. Mehrere Putschversuche werden unternommen.

In Berlin wird Reichsaussenminister Walther Rathenau von ehemaligen Offizieren, die der Weimarer Republik feindlich gegenüberstanden, ermordet. Damit sind seit 1916 bereits 376 Menschen Opfer politischer Attentate geworden. Rathenau war den Rechtsextremisten ein Dorn im Auge. Am Tag nach dem Attentat feiert Adolf Hitler, der sich noch am Rand der politischen Bühne bewegt, den Tod dieses «dreckigen, vaterlandslosen, degenerierten Juden». Rathenaus Mörder kommt für nur vier Jahre ins Zuchthaus. Es ist, als hätte sich Deutschland an die politische Gewalt gewöhnt, als spiele ein Toter mehr oder weniger keine Rolle.

1922 nimmt auch die grosse Inflation ihren Anfang. Innerhalb eines Jahres klettern die Preise um das Hundertfache. Zucker ist ein knappes Gut und Fleisch ein unerschwinglicher Luxus. Eine mörderische Spirale beginnt. Ein Jahr später steigen die Preise bereits stündlich, und die Menschen transportieren die Geldscheine mit Schubkar-

ren. Jeder vierte Deutsche hat keine Arbeit, jeder Zweite arbeitet nur stundenweise.

In der Besatzungszone häufen sich die Zwischenfälle. In Oberschlesien wird ein Trupp französischer Soldaten beschossen. Der Vorfall verursacht kein besonderes Aufsehen, aber wie lange sollte es noch so bleiben? Hitler, der ehemalige Gefreite, der gegen das «Schanddiktat von Versailles» und die «jüdische Gefahr» wettet, scharft bei einer Veranstaltung der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei Deutschland 50'000 Getreue um sich. Er baut die Sturmabteilung (SA) auf und überträgt deren Leitung Hermann Göring, dem mit einem Orden dekorierten, nun beschäftigungslosen Kommandeur eines Jagdgeschwaders.

Feldmarschall Hindenburg mit Stahlhelm, Stiefeln und Respekt gebietendem Schnurrbart ist für das besiegte Deutschland das, was Marschall Pétain 1940 für Frankreich sein wird: ein mythisches Symbol gegen die Demütigung, eine Zuflucht für die orientierungslosen Massen.

1922. Der Vertrag von Versailles ist drei Jahre alt. Die internationale Ordnung, die nach dem Willen der Alliierten die nächsten fünfzig Jahre Bestand haben sollte, zeigt erste Risse. Reichskanzler Joseph Wirth verweigert die Fortsetzung der Reparationszahlungen an die Sieger: «Erst Brot, dann Reparationen». Die Sieger müssen sich fügen: Nach harten Verhandlungen stimmen Frankreich und England zu, dem besiegten Deutschland die «Kriegsschulden» zu stunden. Der Frieden wird ganz eindeutig nicht so glanzvoll sein, wie Georges Clemenceau es gewollt hat. Im Alleingang und unter Missachtung der 1918 eingegan-

genen Verpflichtungen schliesst die Sowjetunion einen Separatfrieden mit Berlin. Schon damals ... Moskau gestattet den Deutschen, auf seinem Territorium den Umgang mit den Waffen zu trainieren, die es nach dem Vertrag von Versailles nicht besitzen darf. Es ist noch nicht Krieg, aber auch nicht mehr ganz Frieden.

1922. Die Sowjetunion führt blutige Säuberungen durch, und Italien stolpert in den Faschismus. Der Totalitarismus zeigt seine zwei Gesichter: In Moskau stirbt Wladimir Lenin, und Josef Stalin kommt an die Macht. Unter seiner Zuchttrute tritt die politische Polizei GPU an die Stelle der Tscheka: Als Geheimpolizei verfolgt sie Infiltration vom Ausland und Konterrevolutionäre. In Rom bringt der Marsch von 40'000 «Schwarzhemden» Benito Mussolini an die Macht. Unter dem Druck der Strasse, in einer belagerten Hauptstadt, beruft König Victor Emmanuel III. den «Duce» zum Regierungschef.

Stalin und Mussolini an der Macht, Hitler, der langsam aus den Trümmern des Krieges aufsteigt: der Keim für den Zweiten Weltkrieg ist im Jahr 1922 bereits gelegt.

Und dennoch feiert Frankreich seinen Sieg. Jeder urteilt für sich: Innerhalb nur eines Jahres wird im Panthéon eine Gedenktafel für Georges Marie Guynemer angebracht, den dreiundzwanzigjährigen Helden, Sieger in 53 Luftkämpfen, der 1917 «im Zenit seines Ruhmes» sein Leben verlor; werden hier und da Stelen errichtet zum achten Jahrestag der Marne-Schlacht; werden in Toulon Tausende von Blumen ins Meer geworfen zum Gedenken an die Seeleute, die im Krieg von den Fluten verschlungen



wurden; enthüllt Marschall Pétain den gallischen Hahn von Jem-mapes, den die Deutschen zerstört haben; erklingt im Elsass häufiger denn je die Marseillaise, während Militärparaden an Kriegsminister André Maginot vorüberziehen; wird gleichzeitig in den Vereinigten Staaten und Frankreich der Memorial Day begangen im Gedenken an die amerikanischen Soldaten, die im Kampf gefallen sind; ernennt die Republik am 14. Juli auf dem Hippodrom von Longchamp in Gegenwart von Ferdinand Foch, Philippe Pétain und Joseph Joffre zwei neue Marschälle, Fayolle und Louis Franchet d'Esperey, «den Afrikaner»; setzt in Bar-Ie-Duc Ministerpräsident Raymond Poincaré den ersten Stein für die «heilige Strasse», auf der die Soldaten zur Verteidigung der Zitadelle von Verdun ausgezogen sind; wird in New York Clemenceau als grosse Persönlichkeit der Geschichte gefeiert; und verfehlt Roland Dorgelès nur knapp den Prix Goncourt für seinen Roman *Die hölzernen Kreuze*, mit dem Generationen von Schülern aufwachsen und der reichlich Zitate für feierliche Preisverleihungen liefert.

Es ist nicht Nachkriegszeit. Es ist ein Waffenstillstand, der nicht endet.

In dem Jahr, während die Schützengräben noch frisch sind, während die «Kriegsbeschädigten» ins Leben zurückkehren, diesseits und jenseits des Rheins Fotografien mit Trauerflor geschmückt werden, erblicken August Clemens Karl Maria von Kageneck und Hélié Marie Joseph Denoix de Saint Marc das Licht der Welt – der eine in Deutschland, der andere in Frankreich.

## *Die Wurzeln*

### **AUGUST VON KACENECK**

Ich bin in eine Welt hineingeboren, deren Wurzeln weit zurück in die Geschichte reichen. Die frühesten Jahre der Kindheit habe ich bei meiner Grossmutter mütterlicherseits verbracht. Das Beispiel ihrer Familie zeigt, wie eng sich die Beziehungen im Laufe der Jahrhunderte zwischen den Süddeutschen und den Norditalienern gestalten konnten. Meine Grossmutter war eine geborene Puricelli, sie stammte aus einer Familie reicher Piemonteser, die im 18. Jahrhundert ins Rheinland gekommen waren. Einem meiner Brüder sah man die südliche Herkunft deutlich an: Meine Mutter nannte ihn «Braunauge», wir anderen hatten alle blonde Haare und blaue Augen.

Während der napoleonischen Besetzung Piemonts und der Lombardei<sup>1</sup> erhielt die Familie meiner Grossmutter von der französischen Verwaltung eine Konzession, für die Gasbeleuchtung in den Städten zu sorgen, angefangen in Mailand und Turin. Die Einnahmen investierten die Puricellis in die Industrie. In ihren Fabriken wurden Schmelzöfen produziert, die sie an die Stahlwerke in Lothringen und im Elsass verkauften. Der Familie gehörten ausserdem Hunderte Hektar Land in der Pfalz, in Bayern, im Hügelland an der Saar und an den Ufern der Mosel.

Durch die Heirat meiner Grossmutter entstand die Verbindung der Puricellis mit den Schorlemers, einer katholischen Familie,

die Bismarck im Kulturkampf die Stirn geboten hatte. Meine Grosseltern lebten in Lieser, einem Dorf an der Mosel zwischen Koblenz und Trier, in einem Schloss aus dem 19. Jahrhundert. Goethe hat diese Landschaft in seiner *Campagne in Frankreich* besser beschrieben, als ich es kann: «Die vielen Ortschaften gaben den muntersten Anblick: der Weinbau, überall sorgfältig gepflegt, liess auf ein heiteres Volk schliessen, das keine Mühe schont, den köstlichen Saft zu bereiten.»

Das Schloss von Lieser war eine Welt für sich mit seinen tausend Ecken und Winkeln, unzähligen Fenstern, Türmen und Türmchen. Fürst Lampedusa hat in seinem Roman *Der Leopard* geschrieben, ein Schloss, das diesen Namen verdient, müsse so viele Zimmer haben, dass man sie nicht alle kennen könne. Lieser war so ein Schloss. Ich erinnere mich an die grosse Marmortreppe, auf der meine Eltern an ihrem Hochzeitstag posierten, an die Privatkapelle, die Gemächer, die für den Kaiser bereitstanden, wenn er meine Grossmutter besuchte, und natürlich an den Park: Für uns Kinder war es das Paradies.

Heute können wir uns diese versunkene Welt nicht mehr vorstellen. Meine Grossmutter führte ein grosses Haus, Heerscharen von Bediensteten tummelten sich auf allen Etagen. Ich erinnere mich, dass ein Mechaniker nur für die Kutschen zuständig war und ein anderer für die Motorfahrzeuge. Es gab zwei Lakaien. Im Haupthaus befehligte ein Küchenchef zwanzig junge Mädchen, die sich um die Zubereitung der Mahlzeiten kümmerten. Im Sommer füllte sich das Schloss mit mehreren Dutzend Enkelkindern, beaufsichtigt von einer Armee von Kindermädchen.

Meine Grossmutter empfing gerne Gäste. Mein Grossvater Clemens Schorlemer war Oberpräsident der Rheinprovinz gewe-

sen und preussischer Landwirtschaftsminister, mein Onkel war Landrat des Kreises Bernkastel unweit von Lieser. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte der Kaiser höchstpersönlich Lieser mehrmals besucht. Für einen Franzosen wäre das etwa so, als hätte König Ludwig XVI. in den Achtzigerjahren des 18. Jahrhunderts ein französisches Landgut besucht. Wir hinkten in dieser Hinsicht Frankreich um 150 Jahre hinterher.

Als Kind habe ich unzählige Male die gleichen Geschichten von diesen Besuchen gehört. Meine Familie verlängerte sich auf diese Weise das Vergnügen. Eine Geschichte ist mir im Gedächtnis geblieben. Bei einem Spaziergang in der Umgebung des Schlosses bemerkte Kaiser Wilhelm einen betagten Weinbauern. Er fragte ihn, wie alt er sei:

«Neunzig Jahre, Majestät.»

«Das beweist doch, dass der Moselwein gesund erhält.» «In der Tat, Majestät. Und Ihr solltet erst meine Frau sehen: Sie ist jeden Tag betrunken.»

Wie der gesamte deutsche Adel waren auch wir glühende Monarchisten. Unsere Bande zur kaiserlichen Familie festigten sich vor dem Krieg sogar noch, weil die Söhne des Kaisers, der Kronprinz Wilhelm, Oskar, August Wilhelm und Eitel Fritz in Bonn Jura studierten. Am Wochenende kamen die vier Prinzen nach Lieser und spielten mit meiner Mutter und ihren Schwestern Tennis. Ich besitze noch eine Fotografie, die sie zeigt, wie sie in der Tenniskleidung der damaligen Zeit auf dem Platz mit meinen Tanten Bälle austauschen. Zwei Prinzen, August Wilhelm und Oskar, nahmen auch an der Hochzeit meiner Eltern 1910 teil.

Soweit die mütterliche Seite meiner Familie.

Die Kagenecks, die väterliche Seite, stammten aus Baden. Ihre Familiengeschichte ist eng mit der Geschichte des Elsass seit 1259 verbunden. Eine Strasse in der Altstadt von Strassburg trägt bis heute ihren Namen in Erinnerung an die zahlreichen Kagenecks, die der Stadt als Ratsherren gedient haben. Das Stadtwappen von Strassburg ist mit seinem roten Band übrigens das Gegenstück zu unserem Familienwappen mit einem silbernen Band.

Nach dem Westfälischen Frieden 1648 fiel das Elsass unter französische Herrschaft. Ein Teil meiner Familie blieb in Frankreich. Etliche Kagenecks waren Offiziere im Regiment Royal Alsace in Strassburg und im Royal Allemand in Sélestat. Der letzte von ihnen, Jacques Bruno, verkehrte am Hof Ludwigs XVI. Er begann als junger Page in den Privatgemächern des Königs und diente sich hoch bis zum Offizier der Leibgarde. Er hat sogar einen Bericht über die Sitten und Gebräuche jener Zeit hinterlassen, geschrieben im Stil von Saint-Simon. Ich besitze noch eine Ausgabe dieser *Briefe des Herm Kageneck an Baron Aiströmer*. Er starb während der Französischen Revolution.

Andere, kaisertreue Kagenecks überquerten den Rhein und liessen sich in Baden nieder, das damals Vorderösterreich hiess. Einer von ihnen, Johann Friedrich, war Statthalter dieser Provinz.<sup>3</sup> Seine Enkelin Maria-Beatrix von Kageneck gebar den späteren Kanzler Metternich. Sein Bildnis hängt immer noch in einem Salon des Schlosses.

Die Kagenecks sind somit eng mit der Geschichte jenes Landstriches verwoben, der zwischen Deutschland und Frankreich, Protestantismus und Katholizismus hin- und hergerissen wurde. Wie ein Symbol mutet es darum an, dass mein Vater am 10. Mai 1871 geboren ist, dem Tag, an dem der Friedensschluss in Frankfurt den Krieg zwischen Frankreich und Preussen beendete.

## HÉLIE DE SAINT MARC

Sie sind da geboren, wo das Glück und die Geschichte zusammenfließen, in einer Welt, in der jedes Gemälde an der Wand von einer ruhmreichen Vergangenheit kündigt. Ihre Vorfahren haben dem französischen König und dem deutschen Kaiser gedient, sie haben ein Industrieimperium errichtet, und sie besaßen Tausende Hektar Land. Meine Familie ist das Gegenbild zu Ihrer Familie.

Ihre Vorfahren haben zu Pferde drei Grenzen überquert, meine Vorfahren haben unermüdlich in demselben Landstrich im Südwesten Frankreichs gearbeitet. Betrachtet man meine Herkunft, so landet man, gleichgültig welchen Zweig des Familienstammbaums man verfolgt, immer an derselben Stelle. Seit Menschengedenken bis zu meiner Generation ist kein Saint Marc aus dem Périgord herausgekommen. Unser Horizont endet seit Jahrhunderten an den Wäldern von Montclard und von Lagudale: zwanzig Kilometer Kastanienwald, durchschnitten von Hohlwegen. Die ersten Denoix de Saint Marc, die dokumentiert sind, lebten bereits im 16. Jahrhundert in dem kleinen Dorf Campsegret, wo ich die schönsten Stunden meiner Kindheit verbracht habe. Im Ancien Régime gehörten die Denoix de Saint Marc zum Amtsadel. Noch heute füllt der Familienname Denoix mehrere Spalten im Telefonbuch des Départements.

In der väterlichen Linie war es Tradition, dass die Söhne die juristische Laufbahn ergriffen. Sie waren Advokaten in Bergerac, Anwälte in Bordeaux und Ratsherren in Périgueux. Die juristische Profession ist tief in meiner Familie verwurzelt. Die Begeisterung für die Juristerei hat sich bis heute gehalten: Einer meiner Neffen ist Vizepräsident des Staatsrates.<sup>4</sup> Ich bin seit vier Jahrhunderten der Erste in meiner Familie, der aus der Art schlägt – und schlim-

mer noch, ich bin der Erste, der im Gefängnis gegessen hat, sogar zweimal.<sup>5</sup>

Das Périgord ist ein glücklicher und zugleich ein armer Landstrich. Die Sanftheit Aquitaniens und die Schroffheit des Zentralmassivs verschmelzen im Périgord zu einem harmonischen Landschaftsbild aus Tälern, Wäldern und Weinbergen, Höhlen und Flüssen, die von unzähligen Krebsen bevölkert sind. Die Natur hat das Périgord verschwenderisch mit ihrer Schönheit bedacht. Die Menschen essen gerne und gut und sprechen den klangvollen Akzent des Südens. Trotzdem ist dieser Landstrich mit den imposanten Schlössern und kleinen Gütern ziemlich arm: Mit der Landwirtschaft ist nicht so viel zu verdienen wie in den grossen Ebenen an der Garonne; es ist sehr anstrengend, die mit Kastanien bestandenen Hänge mit dem Pflug zu bearbeiten. Das Périgord hat schreckliche Hungersnöte und blutige Revolten erlebt, vor allem zu Anfang des 19. Jahrhunderts. An manchen Abenden hat uns mein Vater erschütternde Passagen aus *Jacquou le Croquant* von Eugène Le Roy vorgelesen, der Geschichte eines Jungen, der mit neun Jahren seine Eltern verliert und sich gegen die Armut und einen ungerechten, grausamen Herrn auflehnt. Es ist zwar ein Roman, aber ihm liegen wahre Ereignisse aus der Restaurationszeit um 1830 zugrunde.<sup>6</sup>

Die Armut um uns herum hat uns unsere Pflichten vorgegeben. Bei uns hingen keine Bilder von Ministern, Prinzessinnen und Königen an den Wänden, sondern Porträts von Honoratioren aus der Provinz mit Jabot und Spitzenkragen, von Frauen mit dunklem Teint in schlichten Kleidern, von Dienern des Königreiches mit dem Gänsekiel in der Hand. Wenn ich einen Begriff auswählen sollte, der die Saint Marcs charakterisiert, würde ich die

Treue nennen. Auf dem Kaminsims in der Bibliothek stand eine Büste der Königin Marie-Antoinette. In meiner Familie war man von Geburt Royalist.

Beharrlichkeit ist bei uns ein tief verwurzelter Charakterzug. Als mein Grossvater mit siebzehn Jahren von Fournial, dem Familienbesitz, wegging – seine Mutter war kurz zuvor Witwe geworden und hatte sich entschlossen, das Haus zu verkaufen –, schwor er sich mit der Hartnäckigkeit, die dickköpfige junge Männer oft haben, dass er als Herr zurückkehren würde. Er hielt Wort und kaufte das Haus Jahrzehnte später zurück, verschönerte es mit Leidenschaft und pflanzte Hunderte verschiedener Bäume und Büsche. Man reisst einen Saint Marc nicht ohne Weiteres aus seinem angestammten Fleck Erde heraus, die Rede von den *Wurzeln* gilt hier im wortwörtlichen Sinne. Ich glaube, die weiteste Reise meines Vaters führte ihn im Ersten Weltkrieg nach Verdun.

Im Vergleich zum Landbesitz Ihrer Familie und zu dem Schloss, in dem man sich verlaufen konnte, war unser Haus in Fournial unscheinbar: ein langes, einstöckiges Gebäude, den kleinen Landadligen ohne Geld angemessen, mit flachen Ziegeln gedeckt, die Mauern von wildem Wein überwuchert. Aber ich sehe es mit den Augen der Kindheit. Ich liebte den Geruch, das Knarren der Dielen, das Quietschen der Fensterläden, wenn sie zum Schutz vor der sengenden Sonne geschlossen wurden. Die ersten Erinnerungen aus meiner Kindheit haben mit Fournial zu tun. Ich sehe meinen Grossvater in der Bibliothek vor mir. Er sitzt in einem Sessel, mit seinem eindrucksvollen weissen Bart, eingehüllt in eine Rauchwolke, denn er rauchte viel. Ich habe dieses Haus von ganzem Herzen geliebt und das Périgord ebenso.

Das Leben hat mich über das Meer nach China geführt und in



die Sahara. Aber noch heute bin ich trunken von dem goldenen Licht, das am Ende des Tages jenen Landstrich überflutet, vom Schatten der ausladenden Kastanienbäume, von den Hohlwegen und der Glück verheissenden Sinnlichkeit, die all das ausströmt.

## *Zwei Familien*

### **AUGUST VON KAGENECK**

Mein Vater trat mit siebzehn in das Gardehusarenregiment Kaiser Wilhelms II. ein. Als junger Mann hat er den Prunk am Kaiserhof miterlebt, er teilte seine Zeit zwischen der Garnison – wo er Hauptmann im obersten Führungsstab wurde –, Bällen und Pferderennen. Es war die Glanzzeit des Kaiserreiches. Er wurde als Militärrattaché nach Brüssel gesandt und kam 1908 nach Wien, in dem Jahr, als Österreich-Ungarn Bosnien annektierte.

Mein Vater hatte ein enges Verhältnis zu Erzherzog Franz-Ferdinand und wurde darum auch ein Vertrauter des greisen österreichischen Kaisers Franz Joseph. Über jene Jahre, als er ein bevorzugtes Bindeglied zwischen den beiden Herrschern war, hat er ein Tagebuch geführt. Er korrespondierte mit Helmuth von Moltke, dem Chef des Generalstabs der deutschen Armee. Mein Vater erlebte Geschichte aus allernächster Nähe.

Im Sommer 1914 nahm er an den Verhandlungen nach der Ermordung des Erzherzogs in Sarajewo teil.<sup>7</sup> Er versuchte die tragische Zuspitzung zu verhindern und bemühte sich vergebens,

Kaiser Wilhelm davon abzuhalten, dass er sich auf die Seite Österreichs stellte. Mein Vater meinte, dass Österreich den richtigen Zeitpunkt verpasst habe, dass es vor 1908 in Serbien hätte intervenieren sollen, solange Russland noch unter dem Eindruck seiner Niederlage gegenüber Japan stand. Vor dem Hintergrund der Situation 1914 war eine deutsch-österreichische Allianz seiner Ansicht nach verhängnisvoll. Es half nichts, mein Vater konnte nur zusehen, wie das Unheil seinen Lauf nahm. Später vertraute er uns an, Ende Juli, nach der Veröffentlichung des österreichischen Ultimatums, sei ihm klar gewesen, dass der Krieg kommen werde.

Im Krieg war mein Vater zunächst Verbindungsoffizier zum österreichisch-ungarischen Generalstab, später kommandierte er eine Kavalleriebrigade an der Somme. Im Juni 1918 geriet er nach einem Generalangriff, bei dem General Ludendorff ein letztes Mal die Entscheidung zu erzwingen versuchte – die deutschen Historiker sprechen heute von der Grossen Schlacht – in Gefangenschaft. Es geschah bei einer Gegenoffensive in der Nähe von Péronne, und er wurde in ein englisches Gefangenenlager für Generäle gebracht.

Ein Jahr später, Ende 1919, kehrte er zurück in ein Deutschland, das sich in heillosem Chaos befand und teilweise von Frankreich besetzt war. Das war ein schwerer Schock. Mein Vater hatte im Zentrum der politischen Ereignisse gestanden, nun musste er sein Leben ganz neu ordnen. Er zog mit meiner Mutter und ihren ersten Kindern nach Lieser. Ich habe bereits erzählt, wie weitläufig das Schloss war. Mein Grossmutter stellte meinem Vater und seiner Familie ein ganzes Stockwerk zur Verfügung. In einem Zimmer dort wurde ich geboren.

Mein Vater beschloss, noch einmal ganz neu anzufangen. Er schrieb sich an der landwirtschaftlichen Fakultät in Bonn ein und studierte Landwirtschaft. Meine Eltern hatten damals nur die Offizierspension meines Vaters und sein kleines Privatvermögen. Die Mitgift meiner Mutter war verloren: Mein Grossvater hatte Kriegsanleihen zeichnen müssen und das Geld war im Strudel der Niederlage mit fortgerissen worden. Zudem hatte die galoppierende Inflation der Nachkriegszeit das Familienvermögen dahinschmelzen lassen.

Mein Vater entschied sich, meiner Mutter zuliebe in der vertrauten Umgebung zu bleiben, inmitten der Wälder und Weinberge, wo sie ihre Kindheit verbracht hatte. Mit fünfzig, im Jahr 1924, hatte er sein Diplom in der Tasche und kaufte ein Gut nahe der Stadt Wittlich, rund zwanzig Kilometer von Lieser entfernt. Der Besitz trug den Namen Blumenscheidt, das moselfränkische Wort für Blumenhaus. Es war ein Herrenhaus mit Fachwerk, erbaut Anfang des 19. Jahrhunderts. Dort lebten wir: meine Eltern, meine vier Brüder Clemens Heinrich, Franz Joseph, Fritz Leo, Erbo, ich und meine 1925 geborene Schwester Elisabeth.

Zu unserem Gut gehörten hundert Hektar Land, nicht viel im Vergleich zu den riesigen Besitzungen im Osten Deutschlands mit ihren 12'000 bis 15'000 Hektar. Zur Bewirtschaftung des Gutes standen meinem Vater ein Verwalter, vier Knechte, sechs Pferde und ein halber Traktor zur Verfügung (ich sage absichtlich ein halber Traktor, weil er die meiste Zeit nicht lief). Mein Vater kontrollierte seinen Besitz zu Pferde. Ich gestehe, dass ich ihn nur selten bei der Feldarbeit gesehen habe.

Während in Baden die alten Traditionen noch viel galten – die Bauern in Munzingen zogen vor unserem Onkel Kageneck den Hut, wenn er im Automobil vorbeifuhr –, hatten im Rheinland die

Französische Revolution und der Code Napoléon<sup>8</sup> ihre Spuren hinterlassen. Das Rheinland war offener, weniger formell, man legte mehr Wert auf Lebensart.

Meine Kindheit war doppelt gut behütet. Meine Eltern beschäftigten zwei Gouvernanten. Die eine, Frau Kranz, von uns Kindern nur Krännie genannt, stammte aus Bonn und blieb lebenslang eine Freundin meiner Mutter. Die andere war Deutsch-Schweizerin, die fließend Französisch sprach, von ihr habe ich die Grundzüge Ihrer Sprache gelernt. Ich erinnere mich vor allem an ihre Strenge. Sie bestrafte uns, indem sie uns mit einem Lineal auf die Finger schlug.

Unser Leben verlief vollkommen anders als in Lieser. Der Krieg hatte alles verändert. Immerhin hatten wir noch Bedienstete: eine Köchin, zwei Zimmermädchen und natürlich Annie, eine Österreicherin, die rechte Hand meiner Mutter. Meine Eltern hatten sie vor dem Krieg eingestellt. Wir hingen sehr an ihr, und sie blieb bis zu ihrem Tod 1965 in unserem Haus. Ihr Grab liegt direkt neben dem meiner Eltern. So haben wir gelebt: im Bewusstsein der Geschichte und erschüttert durch die neue Nachkriegsordnung, getragen von militärischer Tradition und eingebettet in eine liebevolle Landschaft. Die beherrschende Erinnerung ist ein grosses Glücksgefühl, auch wenn bereits erste dunkle Wolken am Himmel aufzogen.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

In meinen Erinnerungen vermischen sich Bordeaux, wo mein Vater als Anwalt tätig war, und Campsegret, unser kleines Dorf im Périgord. In Bordeaux wohnten wir nahe der Garonne in einer düsteren Strasse, der Rue de la Verrerie, die in den Pavé des Char-

trons mündete, die vornehme Uferstrasse der Stadt, wo der «Korkeadel» residierte, die grossen Weinhändler. Unser Haus, stattlich und wohnlich zugleich, hatte zwei Stockwerke, im Erdgeschoss befand sich die Kanzlei meines Vaters.

Genau wie Ihr Vater ist auch mein Vater inmitten der Wirren des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 geboren. Die Einberufung 1914 hat ihn aus einer erfolgreichen Berufstätigkeit herausgerissen, er war 42 Jahre alt. Er erlebte die Schlachten von Verdun und am Chemin des Dames. Nach der Heimkehr aus dem Krieg eröffnete er seine Kanzlei wieder, aber es kamen keine Klienten und keine Aufträge. Wie Ihr Vater musste er mit fünfzig Jahren neu beginnen. Die Generation unserer Eltern trauerte um «die Welt von gestern», wie Stefan Zweig sie genannt hat, jenes goldene Zeitalter vor dem Krieg. Die jungen Männer, die 1914 strahlend in den Krieg gezogen waren, hatten ihr Vertrauen in die Zukunft restlos verloren.

Mein Vater gehörte zu den Honoratioren, er war Ratsherr der Stadt und Rechtsberater der grossen Handelshäuser. Seine Anwaltskollegen wählten ihn zweimal zum Präsidenten der Anwaltskammer, zu einer Zeit, als die Anwaltskammer von Bordeaux landesweit in hohem Ansehen stand. Er war mittelgross, hielt sich aufrecht, war kahlköpfig und hatte durchdringende blaue Augen und eine gebogene Nase. Seine körperliche Kraft und sein scharfer Verstand, rasch und nüchtern mit beissender Ironie, machten einen tiefen Eindruck auf mich. Er konnte überdurchschnittlich hart und viel arbeiten. Zu seiner Umwelt hielt er eine gewisse Distanz. Eine Anekdote illustriert das sehr gut: Einige Bewohner unseres Viertels widersetzten sich dem Ansinnen einer Gruppe, die eine grosse Strasse unweit unseres Hauses umbenennen wollte.

Mein Vater unterzeichnete in seiner Zerstretheit beide Petitionen, als sie ihm vorgelegt wurden. Er wollte mit unwichtigen Debatten einfach nicht seine Zeit verschwenden.

Ich war das letzte von sieben Kindern – mein ältester Bruder zählte bei meiner Geburt bereits zwanzig Jahre – und habe keine rosigen Erinnerungen an meine Kindheit. Das Alltagsleben bei uns war sehr karg. Mein Vater wollte alle unnötigen Ausgaben unterbinden. Unseren Salon erhellten nackte Glühbirnen, es wurde sparsam geheizt. Arbeit hatte in den Augen meines Vaters eine heilsame Wirkung. Alles liess sich regeln, man musste sich nur anstrengen. Ich erinnere mich, dass er stets durch die Tür zum Salon spähte und kontrollierte, ob wir – mein Bruder Louis, meine jüngste Schwester Suzanne und ich – auch ordentlich lernten. Er wiederholte regelmässig die Worte und verlieh ihnen mit Faustschlägen auf den Tisch Nachdruck: «Man muss arbeiten im Leben und wenn ich arbeiten sage, meine ich richtig arbeiten!» Für ihn waren harte Arbeit und der Verzicht auf jeglichen Luxus eine Form, anständig zu leben, sich nicht der Bequemlichkeit zu überlassen. Die traditionellen christlichen Werte stellten für ihn so etwas wie ein moralisches Rückgrat dar.

Vom gesellschaftlichen Treiben in Bordeaux hielten meine Eltern sich fern. Die Buhans hingegen, die Familie meiner Mutter, nahmen gern an den Vergnügungen der vornehmen Kreise teil. Im herrschaftlichen Stadthaus meiner Grosseltern in der Rue Ferrère und in ihrem Landhaus in Monierens vor den Toren von Bordeaux fanden glanzvolle Empfänge statt. Das Leben dort entsprach wohl am ehesten dem, was Sie beschrieben haben: In dem im klassizistischen Stil erbauten Anwesen mit Tennisplatz und Park frönte man einem *dolce vita*, bevor es diesen Begriff über-

haupt gab, mit Empfängen, Musik, Sport und englischen Kinder-  
mädchen.

Mein Grossvater war Senator. Die Brüder meiner Mutter hatten «gute Partien» gemacht: Ein paar Stunden am Tag widmeten sie sich dem Weinhandel, ohne dass sie dabei ihre Intelligenz übermässig strapazieren mussten. Meinem Vater entlockte das regelmässig ein Schulterzucken und einige beissende Bemerkungen über den Müssiggang der vornehmen Familien von Bordeaux, die daran gewöhnt seien, von Reichtümern zu leben, die sie sich nicht erarbeitet hätten: von Pinienholz, Weinbau und Handel.

Ich habe es bereits gesagt, die Saint Marcs fühlten sich mehr von den östlichen Landstrichen angezogen, vom tiefsten Périgord. Zu der Zeit hatte die Region noch nichts von dem, was sie heute zu einem Paradies für englische, holländische – und auch deutsche! – Touristen macht. In den tiefen, abgeschiedenen Tälern meiner Kindheit war die moderne Zeit noch nicht angekommen. In den kleinen Dörfern, eingebettet in Wälder von Nussbäumen und Kastanien, herrschte Armut. Nur wenige hatten elektrischen Strom, man leuchtete mit Petroleumlampen und Feuerstein. Traktoren kannte man nicht. Auf unserem Hof in Fournial hatten wir Anfang der Siebzigerjahre den ersten Traktor. Bis 1974 wurde mit einem Ochsengespann gearbeitet.

Wasser holte man von einer Quelle. Im Inneren waren die Häuser kärglich und manchmal auch dreckig. Viele Gebäude verfielen, weil die Menschen vom Land in die Stadt abwanderten, das Gebälk bog sich bedrohlich. Man behalf sich, so gut man konnte, mit dem wenigen, was man hatte. Als Fortbewegungsmittel dienten den Bauern die eigenen Beine, allenfalls ein Fahrrad

mit Vollgummireifen. Einmal in der Woche radelten sie ins fünfzehn Kilometer entfernte Bergerac, dabei zogen sie mit kräftigen Pedalritten ihre Karren hinter sich her, auf Schotterstrassen mit tiefen Schlaglöchern und Furchen. Wir können uns heute gar nicht mehr vorstellen, wie viel Energie sie allein das nackte Überleben kostete.

In der Geschichtsschreibung ist die Versuchung gross, die Vergangenheit im Lichte späterer Ereignisse zu betrachten, weil man weiss, wie die Dinge ausgehen. Die Chronisten schreiben häufig aus einer falschen Perspektive, denn der Fortschritt erfolgt nicht gleichmässig. Erscheinungen der Zwanzigerjahre wie der Kubismus, Picasso, der Foxtrott und der Bubikopf, das wilde Leben von Paris waren im Périgord noch nicht angekommen, keine Spur davon. Es gab keine Radios und nur einen einzigen Telefonapparat im örtlichen Postamt. Abends sass man zusammen, man schlachtete selbst, man sammelte Kastanien und pflügte mit Ochsen. Die ländliche Welt meiner Kindheit war der Welt, die mein Grossvater Hélié während der Französischen Revolution im Eiltempo durchschritt, sehr viel ähnlicher als dem Leben auf dem Land heute. Nichts oder fast nichts hatte sich in Jahrhunderten verändert.

## **AUGUST VON KACENECK**

Wir haben beide lange über unsere Väter gesprochen, als kämen unsere Mütter in unseren Erinnerungen nicht vor oder als gäbe es da eine Hierarchie, in der sie den zweiten Platz einnehmen.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Warum ich zuerst über meinen Vater gesprochen habe? Das hat damit zu tun, wie damals die Beziehung eines Kindes zu seinen beiden Eltern war. Die Frau war an den Herd gefesselt, sehr



viel stärker als das heute der Fall ist. Sie hatte ein enges Verhältnis zu den Kindern, vor allem in den ersten Lebensjahren. Das Bild der Mutter durchzieht die ersten Erinnerungen. Der Vater war ein fernes Ideal, Gegenstand aller Bewunderung und aller Ängste. So war es jedenfalls bei mir. Ich habe es schon gesagt, mein Vater konnte kaum Gefühle zeigen. Mit seinem starken Charakter hielt er die anderen auf Distanz. Warmherzige Worte kamen ihm nicht leicht von den Lippen, zärtliche Gesten waren selten. Ich blickte zu ihm auf, fühlte mich ihm aber nicht nahe.

Meine Mutter hingegen besass diese nicht zu definierende Präsenz, die Hingabe ausmacht. Sie war für mich der Inbegriff von Sanftheit und Zärtlichkeit. Bei meiner Geburt war sie schon über vierzig, deshalb habe ich keine Erinnerung an eine junge Frau. Sie war sehr schön. Ihre Schönheit konzentrierte sich im Gesicht und in ihren grünen Augen. Sie hatte einen dunklen Teint und leuchtend kastanienbraune Haare, die sie über ihrem schlanken Nacken zu einem Knoten gebunden trug. Ihre ersten Kinder waren bereits aus dem Haus, als ich geboren wurde. Ich verkörperte ein Glück, das ihr bald entschwinden würde und das sie noch ein wenig festhalten wollte. Sie behandelte mich sehr nachsichtig. Für mich war es immer ein magischer Augenblick, wenn sie am Abend zum Gutenachtkuss in mein Zimmer kam. Wenn ich zwei Worte wählen sollte, um sie zu beschreiben, wären das Grosszügigkeit und Selbstlosigkeit. Meine Mutter dachte niemals an sich. Ihre Familie bedeutete ihr alles.

### **AUGUST VON KACENECK**

Dieses Bild bewegt mich, denn ich hätte genau das gleiche zeichnen können. Ich war der jüngste von fünf Söhnen. Meine

Mutter hatte ungeduldig auf ein Mädchen gehofft, aber das kam erst 1925, meine Schwester Elisabeth. Ihre Enttäuschung hat die Liebe zu mir nie getrübt. Sie war eine bezaubernde Frau, hatte sehr viel Stil. Von ihrer Mutter hatte sie die dunklen Augen der Italienerinnen geerbt und üppige braune Haare. Wie meine Grossmutter hiess auch meine Mutter Maria. Der 15. August war ihr Namenstag, in Deutschland wurde der Namenstag damals viel grösser gefeiert als der Geburtstag. Der Tag fiel in die Sommerferien, und die ganze Familie versammelte sich in Lieser. Jeder musste ein Gedicht vortragen. Ganz aufgeregt betraten wir gegen 11 Uhr morgens den Salon, wo Mutter und Grossmutter bereits erwartungsvoll sassen. Wir brachten unsere Pflicht hinter uns, und der feierliche Teil endete mit Beifall, Umarmungen und der Übergabe von Geschenken.

Meine Mutter trieb viel Sport, praktisch jeden Tag spielte sie Tennis und ritt aus. Sie kümmerte sich nicht nur um den Haushalt, sondern auch um die Verwaltung des Gutes, denn für sie definierte sich die Familie nicht allein durch Blutsbande. Zur Familie gehörten alle, die auf dem Gut lebten, vom Verwalter bis zu den Knechten. Ihre Tatkraft war erstaunlich. Im Ersten Krieg hatte sie, während mein Vater an der Front war, in Lieser Verwundete gepflegt, das Haus wurde dafür in ein Lazarett verwandelt. Sie war mit ihrem vierten Kind schwanger, diente dem Roten Kreuz als Krankenschwester und opferte sich bedingungslos auf. Später, im Zweiten Weltkrieg, handelte sie genauso, als Wittlich bombardiert und stark zerstört wurde: Sie öffnete ihr Haus für alle Menschen, die kein Dach mehr über dem Kopf hatten.

Wie meine Mutter wuchsen auch wir Kinder auf Wiesen und Feldern auf, im Rhythmus der Jahreszeiten. Heiss und innig liebte

ich die grossen Feste, die in Blumenscheidt die Erntesaison und das Einfahren des Heus abschlossen. Der letzte Erntewagen wurde geschmückt, die schweren Kaltblüter, die ihn zogen, waren mit bunten Bändern behangen. Oben auf die Garben setzten wir die Erntedankkrone aus Ähren von Weizen, Gerste, Hafer und Roggen als Dank an Gott, dass er uns so verschwenderisch seine Gaben geschenkt hatte. Alle, die bei der Ernte mitgeholfen hatten, sassen in Tracht auf dem Wagen. So feierten wir Erntedank, ein festes Ereignis in meinen Ferien. Auch die Jagd spielte in Blumenscheidt eine grosse Rolle. Mein Vater war ein exzellenter Schütze, er hatte einige zusätzliche Waldstücke gepachtet, um sein Jagdrevier zu vergrössern. Rebhühner, Rehe, Hasen, Füchse – an Wild mangelte es nicht. Im Herbst verbrachten meine Brüder und ich praktisch jeden Abend auf dem Hochsitz und warteten, dass die Rehe austraten. Diese einfachen Freuden waren unsere Freizeitbeschäftigung und da wir nichts anderes kannten, genügten sie uns vollauf. Was hätten wir auch anderes tun können? Einmal im Jahr gab es einen Flugtag in Wittlich, dann beobachteten wir das Geschehen von einem Hügel hinter unserem Haus. Längere Reisen unternahmen wir nicht, nur gelegentliche Ausflüge in die unmittelbare Nachbarschaft, nach Luxemburg und ins nahe gelegene Frankreich. Und auch das endete in den Dreissigerjahren, als das Hitlerregime Deutschland vom Rest Europas isolierte. Im Grunde beschränken sich meine Kindheitserinnerungen auf das Gut meiner Eltern. Mehr wollte ich gar nicht.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Grenze meiner Welt war damals ein kleines bewaldetes, wildreiches und geheimnisvolles Tal. Das beschäftigte meine

Fantasie. Ich habe meine Kindheit auf dem Fahrrad verbracht, bekleidet mit kurzen Hosen und einem einfachen Unterhemd, eine Fliegerbrille auf der Nase. Ich besass die Unbekümmertheit des Nachzüglers, dem die Erwachsenen viel durchgehen lassen, weil er ihnen den letzten Blick auf die Kindheit schenkt. In Fournial habe ich innige Stunden erlebt, erfüllt von einer beinahe heidnischen Verbundenheit mit der Natur. Die Hitze der Sommermonate, die Heuernte, das Bad im Fluss, die Weinlese – dieses an sinnlichen Eindrücken reiche Leben hat in mir eine geradezu animalische Freude erzeugt. Ich habe mich mit Nüssen und Feigen vollgestopft, und auf Schritt und Tritt folgte ich Elina, einer alten Bäuerin von einem benachbarten Hof, die meine Mutter sehr gerne hatte. Um die Bestellung der Felder von Fournial kümmerte sich die Familie Demet, sie wohnten in einem Haus auf dem Gut. Mit grossem Vergnügen fütterte ich die Hühner, schaute ich nach den Schweinen und sah abends beim Melken der Kühe zu, wie die Milch schäumend in die Blecheimer floss. Seit meinem zwölften oder dreizehnten Lebensjahr habe ich mit den Bauern gearbeitet. Ein Sohn der Demets, Paul, war so alt wie ich. Ich nahm ihn mit zu langen Fahrten mit dem Fahrrad, manchmal waren wir den ganzen Tag unterwegs, und er brachte mir die Feldarbeit bei. Für einen zwölfjährigen Jungen hat es einen magischen Reiz, Heu- und Mistgabel zu schwingen, bis es Schwielen an den Händen gibt – ich war sehr stolz auf meine Schwielen –, das Vieh auf die Weide zu führen und bei der Ernte zu helfen. Unser grosses Fest im Sommer war wie bei Ihnen in Blumenscheidt der Erntedank nach dem Dreschen. Ich erinnere mich auch gut an den Herbst in Fournial. Der Herbst ist eine herrliche Jahreszeit in diesem bewaldeten Landstrich, die Farben sind verschwenderisch. Man zündet

Feuer im Kamin an. Das Leben im Freien hat mich sehr geprägt. Bis heute fühle ich mich auf dem Land wohler als in der Stadt.

### **AUGUST VON KACENECK**

Hat Ihnen die Lebendigkeit der Stadt nicht gefallen mit all den Zerstreuungen, den Lichtern?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Nun, mit den Lichtern war es in Bordeaux Ende der Zwanzigerjahre nicht sehr weit her! In Bordeaux ging es steif und konventionell zu. Für mich bedeutete das Leben auf dem Land Freiheit, Offenheit für eine andere Welt. So paradox es klingen mag, in Campsegret waren die sozialen Schichten weniger abgeschlossen. Er herrschte eine Art Paternalismus, der heute schwer zu erklären ist, zu dem aber ein enges Verhältnis zwischen Bauern und Gutsherrn gehörte, seien es grosse oder wie in Fournial kleine. Wir lebten in dem Bewusstsein, dass wir eine Gemeinschaft bildeten. Das Périgord hat eine feudale Vergangenheit. Das Land ist nicht besonders reich, trotzdem hatte jedes Dorf sein Schloss. Bewirtschaftung und Pachtverhältnisse waren die Regel.

Einerseits hatte der Radikalismus der Dritten Republik das Departement fest im Griff.<sup>9</sup> Die Männer gingen selten in die Kirche; sie debattierten auf dem Dorfplatz, die Baskenmütze auf dem Kopf und im Mundwinkel die Zigarette aus Maispapier, während die Frauen den Gottesdienst besuchten. Andererseits waren die Beziehungen herzlich und offen. Die Bauern wählten links, respektierten aber die Honoratioren. Ich war auf der Sonnenseite des Lebens geboren. Sie nannten mich «Monsieur Hélie», ich war der Sohn von «Monsieur Joseph». Jeder kannte jeden seit Genera-

tionen, die Familien pflegten langjährige Freundschaften und Feindschaften. Man nahm Anteil am Kummer der einen und an der Freude der anderen. Diese Welt hatte ihre Vorzüge, und sie existiert nun nicht mehr.

### **AUGUST VON KAGENECK**

In den ersten zehn Jahren meines Lebens hat sich durch die sich überstürzenden Ereignisse die soziale Stellung meiner Familie vollkommen verändert. Die Verletzungen des Krieges wirkten noch nach. Infolge der Wirtschaftskrise musste sich der Landadel einschränken. Wir lebten zu einem grossen Teil von den Erzeugnissen des Gutes, die auf dem Markt in Wittlich verkauft wurden. Diese Einnahmen ermöglichten meinem Vater einen adäquaten Lebensstil. Unser Verwalter Kalscheuer, die rechte Hand meines Vaters, lebte mit Frau und Kindern auf dem Gut. Aber die Landarbeiter, die Knechte, schliefen in einem nur mit dem Nötigsten eingerichteten Raum hinter dem Stall, auf Holzkisten, die mit Strohsäcken belegt waren. Das Stroh und die Wärme der Tiere ersetzten ihnen die Heizung. Sie wuschen sich Tag für Tag mit dem kalten Wasser aus dem Brunnen. Mein Vater war ganz gewiss kein Unmensch, für ihn war das einfach normal.

Der Standesunterschied zwischen dem «Herrn Graf» und seinen Bediensteten verhinderte nicht, dass sich enge Bande entwickelten. Ich erinnere mich an einen alten ungarischen Ulanen, er hiess Kuras, der sehr an meinem Vater hing. Er hatte ihn den gesamten Krieg hindurch begleitet und war auch in dem englischen Gefangenenlager an seiner Seite geblieben. Er diente meinem Vater bis zu seinem Tod. Solche Treue ist für uns heute vielleicht verwunderlich. Sie gründete auf intensiven Gefühlen, einer eigenartigen Mischung aus überkommenen Verhaltensweisen und auf-

richtiger Begeisterung. Menschen aus ganz unterschiedlichen Verhältnissen trafen in jungen Jahren aufeinander und blieben einander lebenslang verbunden, so wie sich der Efeu an den Baumstamm klammert.

## *Mythen*

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Verglichen mit dem vielen Austausch heute war unser Universum damals sehr in sich abgeschlossen. Wenn an unserem Tisch jemand erstaunt feststellte, dass wir einen gemeinsamen Bekannten hatten, und ausrief «Wie klein ist doch die Welt!», antwortete mein Vater ironisch «Wie klein ist *unsere* Welt». Damit verschloss er dem vorlauten Besucher den Mund. In Bordeaux herrschte strikte Trennung zwischen den Gesellschaftsschichten. Unsere Schicht lebte unter eine Glaslocke. Man gab sich die allergrösste Mühe, die unsichtbaren Grenzen zwischen vornehmer Herkunft und den «Emporkömmlingen» zu wahren, zwischen dem, was sich schickte, und dem, was sich nicht schickte. Eine nicht standesgemässe Heirat war Anlass für endloses Getuschel zur Kaffeestunde. Einander nahe stehende Familien, die sich seit Generationen kannten, heirateten untereinander. Es war ein Drama, als eine meiner Schwestern meinen Eltern eröffnete, dass sie einen Protestanten zu heiraten beabsichtige. Dabei hatte Bordeaux eine bedeutende protestantische Tradition. Man verkehrte mit den Protestanten und respektierte sie, aber eine Heirat kam nicht in Frage.

## **AUGUST VON KAGENECK**

In Deutschland gab es diese religiösen Konflikte seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr. Damals, auf dem Höhepunkt der Reformation, trat eine gewisse Elisabeth von Kageneck, deren beide Eltern Protestanten waren, in Strassburg ins Kloster ein. Sie lebte dort, während die Ratsherren der Stadt – darunter auch ihr Vater – die Eingänge zum Kloster liessen, weil sie die Nonnen aushungern und zur Aufgabe zwingen wollten. Seit der Zeit haben sich die Dinge sehr beruhigt. Die Annäherung war unausweichlich. Der Protestantismus dominierte im Norden und im Osten, Bayern, Baden und das Rheinland hingegen waren katholisch. Heiraten zwischen Katholiken und Protestanten kamen in meiner Familie seit der Reformation häufig vor. Meine Schwester hat einen Protestanten aus Norddeutschland geheiratet, und sie gehen mal in den evangelischen Gottesdienst, mal in die katholische Messe. Allerdings wurde unabhängig von der Religion eine Scheidung nicht geduldet. Aber sie waren äusserst selten und man schwieg sie tot.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Auch bei uns war es ein sehr schwer wiegendes Ereignis, wenn ein Paar sich scheiden liess. Offiziell sagte man nichts dazu. Tatsächlich sprach man Tag und Nacht von nichts anderem.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Ich hatte eine Cousine, eine wunderbare Frau, schön und sportlich, die ich sehr mochte und in die meine älteren Brüder ausnahmslos verliebt waren. Sie heiratete einen geschiedenen Mann, was in der katholischen Kirche verboten war. Meine Vater



wollte sie jahrelang nicht sehen. Nur aus diesem Grund durfte sie unser Haus nicht betreten. Heute ist so etwas unvorstellbar.

Zur Entlastung meines Vaters muss ich erwähnen, dass er nach dem Ersten Weltkrieg praktisch taub von der Front zurückgekommen war und dass seine Behinderung ihn von der Welt abschnitt. Im Laufe der Zeit nahm er immer weniger Anteil an den Veränderungen um ihn herum. Die Zukunft interessierte ihn nicht mehr. Wenn er nicht auf der Jagd war, vertiefte er sich in eine der unzähligen Kriegserinnerungen, die in Deutschland erschienen, verfasst von ehemaligen Soldaten. Für ihn war die Zeit in den Kriegsjahren stehen geblieben. Kurz vor seinem Tod im Jahr 1967 verwechselte er Bundeskanzler Adenauer mit Feldmarschall von Hindenburg. In den Dreissigerjahren brachten meine Brüder, wenn sie in den Ferien nach Hause kamen oder Urlaub vom Militär hatten, Platten mit amerikanischer Jazz-Musik mit. Mein Vater hatte aber nur Hohn und Spott für die modernen Rhythmen übrig. Whisky, ein weiteres neumodisches Produkt der Nachkriegszeit, war in unserem Haus verpönt. Mein Vater fand, er schmecke wie Seife! Er selbst trank nur Moselwein.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Unsere Väter waren durch und durch und aus Überzeugung Männer des 19. Jahrhunderts. Gewisse technische Errungenschaften blieben ihnen fremd. Mein Vater hat sich nie ans Steuer eines Autos gesetzt. Meine Mutter und meine älteren Schwestern fuhren das Familienauto, einen sehr grossen roten Citroën mit Klappsitzen hinten, dessen Auspuff einen Höllenlärm machte.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Meine Mutter fuhr sehr gut und schnell. Wir hatten einen klei-

nen Ford Eifel, der es auf eine Höchstgeschwindigkeit von 90 Stundenkilometern brachte. Erstaunlicherweise feuerte mein Vater sie immer an, obwohl er keine Vorstellung von der Geschwindigkeit hatte und gar nicht wusste, wie man sich am Steuer fühlte: «Fahr schneller.» Vielleicht erinnerte ihn das an seine Zeit bei der Kavallerie!

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wir lebten sehr abgeschieden von der Welt um uns herum. Fast niemand in unserer Familie sprach eine Fremdsprache. Dabei war Bordeaux eine Handelsstadt und es gehörte sich, dass man durch ganz Europa reiste. Doch meine Familie war sesshaft und bodenständig. Wenige hundert Meter von unserem Haus löschten die Hafenarbeiter die Ladungen der Schiffe, aber niemand sehnte sich nach der Ferne. In einem Jahr meldete meine Schwester Suzanne den Wunsch an, nach England zu reisen, das war bei ihren Freundinnen gerade Mode. Sie musste ihre ganze Überredungskunst aufwenden, bis mein Vater endlich einwilligte. «Four-nial ist alles, was ich dir bieten kann», sagte er immer wieder. Für ihn war ihr Wunsch nur eine Laune.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Meine Grossmutter Schorlemer hatte 33 Enkelkinder und vier Urenkel, so waren wir eine sehr grosse Familie und uns selbst genug. In den Ferien kam der ganze Stamm in Lieser zusammen, und wir spielten im Park unter Aufsicht unserer Kindermädchen. Wie in einem englischen Roman habe ich mit meinen Vettern gerauft und meine Cousinen angehimmelt.

In Blumenscheidt verbrachte ich meine Zeit mit den Kindern des Verwalters, Rainer und Kathrinchen, und mit dem Sohn eines

Nachbarn. Mit meinen älteren Brüdern spielte ich Tennis oder wir gingen ins Schwimmbad im benachbarten Wittlich. Die Nazis hatten das Schwimmbad frisch erbaut, es war Teil ihres Programms zur Abhärtung der Jugend. Auch auf dem Gymnasium wurden wir angehalten, uns ausserhalb der Schulstunden zu erüchtigen: Wettrennen, Gymnastik, Fussball, ich konnte gar nicht genug davon bekommen.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich war ein Einzelgänger, schweigsam und verschlossen. Ich hielt mich nicht für sehr anziehend. Meine Leistungen in der Schule waren schlecht, und ich kompensierte diese Defizite mit einer Neigung zu körperlicher Anstrengung. Stundenlang konnte ich Rad fahren oder – die Sommer im Périgord sind heiss und schwül – in den eiskalten, nicht sehr tiefen Flüssen schwimmen. Es bereitete mir grosses körperliches und geistiges Vergnügen, in der Natur zu sein und meine eigenen Grenzen zu überschreiten wie eine Figur aus einem Roman von Montherlant.<sup>10</sup> Das war meine Freiheit in einer Zeit, in der ich ansonsten wenig Freiheiten hatte.

### **AUGUST VON KAGENECK**

In unserer Jugend haben wir gelernt, was Kameradschaft bedeutet – unter männlichen Jugendlichen, versteht sich. Ich weiss nicht, wie die Einstellung in Frankreich war, aber bei uns wäre es damals undenkbar gewesen, mit Mädchen Umgang zu haben.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Von meiner Mutter und meinen Schwestern abgesehen, wuchs ich in einer Welt auf, in der es keine Frauen gab und nichts, was einem Flirt entsprochen hätte. Die Liebe war ein unbekannter

Kontinent. Manchmal erspähte man im Frühling ein Gesicht auf der Strasse... Das hatte nichts mit Verführung zu tun: Es kam uns vor wie eine religiöse Erscheinung. Wir waren alle Kameraden des *Grossen Meaulnes*.<sup>11</sup>

## **AUGUST VON KACENECK**

Die Mischung der Geschlechter war undenkbar, ausser in der Familie, wo wir ganz natürlich mit unseren Schwestern und Cousinen aufwuchsen. Wir spielten Fangen, als könnte es uns so gelingen, aus dem Kerker auszubrechen, der uns von der weiblichen Welt fern hielt. In Lieser hiess unser Spiel «Sardinenbüchse». Eines von uns Kindern musste sich verstecken, die anderen suchten es und schlüpfen mit in das Versteck. Schliesslich war nur noch ein Vetter übrig und suchte unter dem Spott der anderen. Der Reiz bei dem Spiel bestand darin, dass wir uns in dem Versteck eng zusammendrängten, in einer Nische oder einem Wandschrank, und das nur zu einem Zweck: um den Duft der heimlich angebeteten Cousine atmen zu können, sich an sie zu schmiegen, ihre Haut zu berühren, lauter unschuldige Vergnügungen, die uns betörten.

Später, so erinnere ich mich, habe ich von den älteren Cousinen tanzen gelernt, sie haben mir Tango, Walzer und sogar Foxtrott beigebracht, der sich dann in den Swing verwandelte! Meine Eltern hatten in ihrer Jugend viel getanzt und für sie gehörte es dazu, dass man tanzen lernte, genau wie man rechnen und schreiben lernte. Ich sehe mich noch bei der Hochzeit meines Bruders Franz Joseph, er hat unmittelbar vor dem Krieg eine Prinzessin geheiratet, Elisabeth von Bayern, die Feier fand auf Schloss Nymphenburg in München statt. Wir tanzten unter den Augen der ge-

samten bayerischen Königsfamilie. Ich wäre mir vorgekommen wie zur Zeit der Kaiserin Sisi, hätte meine neue Schwägerin nicht einen wilden Swing mit mir aufs Parkett gelegt!

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Meine Jugend war entschieden weniger glanzvoll als Ihre. Ich erinnere mich an keine Bälle oder Abendgesellschaften, auch nicht in Bordeaux. Musik spielte in unserem Leben keine Rolle.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Bei uns spielte Musik eine sehr grosse Rolle. Vielleicht ist das typisch für eine deutsche Familie, wo jeder weiss, dass Deutschland das Land von Bach, Weber und Beethoven ist? Meine Mutter spielte Klavier und hatte mit ihren Kindern ein kleines Orchester zusammengestellt. Mein ältester Bruder spielte Cello, der zweit-älteste Flöte, der dritte Geige, Erbo, mein nächst älterer Bruder, schlug das Tamburin und ich übernahm von meinem älteren Bruder die Flöte. Wir musizierten sehr viel. Mein Vater fand unsere Konzerte schrecklich! Er sagte immer, das sei Katzenmusik. Also zogen wir uns in einen Salon zurück, der sich mit einer Schiebetür schliessen liess, sodass mein Vater, der fast vollkommen taub war, garantiert nichts mitbekam. Die einzige Musik, die er tolerierte, war Wagner, ihn bewunderte er sehr. Er hörte Wagners Opern im Radio und kannte alle auswendig. Zweimal war er in Bayreuth. Er liebte Wagners Musik, hauptsächlich weil es darin um die germanische Mythologie ging: *Lohengrin*, *Der Ring des Nibelungen*, *Parsifal* und so weiter.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Haben diese Sagen Sie auch fasziniert?

## **AUGUST VON KAGENECK**

Ja, Siegfried beflügelte meine Fantasie. Die Geschichte dieses kühnen Helden vermischt sich mit der Geschichte meines Landes. Siegfried, der Sohn eines Germanenkönigs, macht sich auf die Suche nach dem Schatz der Nibelungen, eines Zwergenvolkes, das in den Bergen haust. Der Schatz wird von einem Drachen bewacht, ihn muss er töten und dann in seinem Blut baden, damit er unverwundbar wird. Im Bad fällt ein Lindenblatt zwischen seine Schultern und darum ist er an dieser Stelle verwundbar. Sein Feind Hagen erfährt davon. Auf der Jagd trinkt Siegfried an einer Quelle. Hagen kommt hinzu und durchbohrt ihn an der Stelle zwischen den Schultern. Das ist die berühmte Szene in der *Götterdämmerung*. Als Kind faszinierte mich diese Sage, zumal sie in meiner Heimat spielt, dem Rheinland, dem Land des Rheingoldes. Der Drachenfels befand sich genau gegenüber von meinem Gymnasium in Bad Godesberg. Ich schaute ihn jeden Tag durch die grossen Fenster unseres Klassenzimmers an. Nach der Niederlage meines Landes habe ich die Sage wieder gelesen und ich bekenne, dass sie Balsam auf die Seele des geschlagenen Soldaten war.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

In Frankreich begegnet man diesen Sagen mit einer gewissen Skepsis. Manche behaupten, sie hätten dem Nationalsozialismus den Boden bereitet, weil sie die kollektive Begeisterung förderten und den Mythos vom Übermenschen verbreiteten.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Der Vorwurf wird zu Unrecht erhoben. Natürlich war der Helddenkult, die *Walhalla*, ein wesentlicher Bestandteil der national-

sozialistischen Erziehung. Hitler und seine Gefolgsleute haben beständig die germanische Vergangenheit des Reiches verklärt. Das liessen sich die Deutschen, die unter der Demütigung der Niederlage von 1918 litten, nur allzu gern sagen. Aber warum sollte eine Musik auf einmal gefährlich sein, die alle Welt seit einem Jahrhundert hörte? Wir sollten uns vor Vorurteilen hüten. Ich habe die Siegfriedsage begeistert gelesen und daran hat sich bis heute nichts geändert. Im Übrigen bin ich sicher, dass auch Sie Ihr Pantheon hatten.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Natürlich. Während Sie gebannt die Heldentaten Parsifals verfolgten, gaben wir uns der Verehrung von Heldengestalten wie Roland de Roncevaux und Jeanne d'Arc<sup>12</sup> hin. Jedes Volk braucht seine Gründungsmythen genau wie auch jeder Einzelne von uns: Solche Vorbilder helfen uns, dass wir uns selbst übertreffen.

Für Musik hatte ich keinen Sinn, ich lebte in der Geschichte und mit Büchern über Helden. Ich habe mir eine Welt aus Persönlichkeiten aufgebaut, die scheinbar widersprüchlich waren, nur eben nicht für einen Heranwachsenden. Da waren zunächst die Kämpfer der Französischen Revolution, aber auch die Märtyrer der blutigen royalistischen Erhebungen gegen die Revolutionsregierung bei uns im Südwesten, Charette und Cadoudal, und die grossen Generäle der Revolution und des Empire, Kléber und Hoche. Dann die Helden der Kolonialzeit: Lyautey bei der Eroberung Marokkos, Charles de Foucauld im Staub der Sahara... Und schliesslich entdeckte ich die grossen Flieger. Heute kann sich niemand mehr vorstellen, was sie für uns Jungen damals, in den Jahren zwischen den Kriegen, bedeuteten: Vielleicht waren sie so

etwas wie ein Abbild des Absoluten. Ich schlief mit dem Foto von Georges Marie Guynemer<sup>13</sup> ein, wie er dünn und schüchtern in seiner Heldenuniform aus dem Ersten Weltkrieg dastand, gestorben «im Zenit seines Ruhmes». Seine Devise «standhalten» und seine Demut haben mich tief beeindruckt. Denken Sie daran: Ich war zehn Jahre alt, als in Toulouse, drei Zugstunden von uns entfernt, der Flugzeugkonstrukteur Latécoère «die Linie» einrichtete: die Flugverbindung Barcelona, Marokko, Dakar, weiter über den Atlantik nach Buenos Aires, Santiago de Chile ... Das Abenteuer war faszinierend und schrecklich zugleich. Jeden Monat stürzte ein Pilot ins Meer oder zerschellte mit seiner Maschine an einer Schneewand. Ich habe die wunderbaren Bücher von Antoine de Saint-Exupéry gelesen, *Südkurier* und *Wind, Sand und Sterne*, ich habe die Berichte über den Tod von Mermoz, den «blonden Engel», verschlungen. Mich haben die einsamen, ritterlichen Helden fasziniert, die ihr Leben für andere gaben. Diese Abenteuergeschichten waren der Kontrast zur Strenge der Schule und der Düsternis in der Rue de la Verrerie. Sie waren ein Fenster zur Welt.

Schliesslich gab es damals noch kein Fernsehen! Die Bücher waren meine liebsten und treuesten Freunde. In der Bibliothek meines Vaters strich ich mit dem Finger über die roten und braunen Lederrücken, wie man einen kostbaren Besitz liebkost. Ich habe meine «innere Gestalt», wie François Jacob das genannt hat, mit den Romanen von Jack London, Joseph Conrad und Robert Stevenson ausgebildet. Ich habe mich in die dicken gebundenen Ausgaben von *L'Illustration* hineingeträumt. Was für Gefühle! Erschauernd las ich von Bournazels rotem Überwurf.<sup>14</sup> Der übermenschliche Mut Guillaumets rührte mich zu Tränen, des Man-



nes, der 339 Mal die Strecke von Buenos Aires nach Santiago geflogen war und der sich zu Fuss bis in die Stadt durchkämpfte, als alle Welt glaubte, er sei in den Kordilleren der Anden abgestürzt. Ich kann die Sätze beinahe immer noch auswendig, die Guillaumet zu Saint-Exupéry sagte, das Gesicht aufgedunsen nach dem qualvollen Marsch durch den Schnee: «Wenn meine Frau glaubt, dass ich lebe, glaubt sie, dass ich marschiere. Meine Kameraden glauben, dass ich marschiere. Sie haben Vertrauen in mich. Und ich bin ein Dreckskerl, wenn ich nicht marschiere.» Damals wusste ich noch nicht, dass ich mir zehn Jahre später ziemlich genau die gleichen Worte sagen würde, nach der Deportation, beim Gedanken an meine Eltern.

Auf etwas prosaischere Weise, aber genauso grossartig regte das Kino unsere Fantasie an. Bis die Deutschen Frankreich besetzten, gingen wir einmal, höchstens zweimal im Jahr ins Kino. Ich erinnere mich an Erich von Stroheim und Pierre Fresnay in Jean Renoirs Film *Die grosse Illusion* (1937) und an *Das unheimliche Haus* von Henri Decoin (1937). Wie alle Heranwachsenden schwärmte ich für Danielle Darrieux: Ich war hingerissen von der Präsenz, mit der sie in *Diebe und Liebe* (1939) spielte. Für uns Jugendliche, die wir die Kinderfantasien hinter uns gelassen hatten, war das Kino ein Realität gewordener Traum.

## **AUGUST VON KACENECK**

Vor und während des Krieges habe ich auch viele französische Filme gesehen. Und natürlich auch die Filme mit Danielle Darrieux, für die ich genauso geschwärmt habe wie Sie. Ich sehe sie noch vor mir in *Ihr erstes Rendezvous* (1941). Was für eine grossartige Schauspielerin! Ich erinnere mich nicht, dass ich vor dem Krieg *Die grosse Illusion* gesehen habe – vielleicht war er verbo-

ten? –, aber es gab in Deutschland andere hervorragende Filme über den Ersten Weltkrieg, die Schützengräben, Verdun: *West-front 1918* von George Wilhelm Pabst, der 1933 wegen seiner pazifistischen Haltung verboten wurde, *Morgenrot* von Gustav Ucicky (1932). Im Kino haben mich vor allem die Wochenschauen begeistert, die immer vor dem Film kamen. Diese Bilder waren damals für uns eine der wenigen Informationsquellen, lebendiger als die Zeitungen, die wenig ausführlich berichteten und von den Machthabern kontrolliert wurden.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Diese Gefühle sind aus dem kollektiven Bewusstsein verschwunden. In der Welt der Dreissigerjahre waren diese Sequenzen höchst eindrucksvoll. Ich sehe noch die Bilder vom Nürnberger Parteitag vor mir und höre den unnachahmlichen Tonfall der Wochenschaukommentatoren. Mich verblüfften diese jungen Gesichter, die Energie dieser Menschen, wie sie mit nacktem Oberkörper dastanden, den Spaten auf der Schulter. Wie hätte man etwas anderes als eine Mischung aus Furcht und Bewunderung empfinden sollen angesichts der unerbittlichen Macht, die Deutschland da demonstrierte?

## ***Die Oberschule***

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich war acht Jahre bei den Jesuiten, im Collège Tivoli in Bordeaux und dann zur Vorbereitung auf die Militärakademie

von Saint-Cyr in Sainte-Geneviève in Versailles, von allen nur «Ginette» genannt. An meine Schulzeit habe ich keine guten Erinnerungen. Wenn Ende September die Schule wieder begann, endete das Glück. Die zwiespältigen Eindrücke hingen nicht mit dem Leben zusammen, das wir im Internat führten, auch wenn die Regeln sehr streng waren. Es sind mehr persönliche Gefühle von Langeweile und Enttäuschung. Das Lernen fiel mir schwer, die Unterrichtsstunden gingen an mir vorbei, ich konnte mir den Stoff nicht merken. Für Geometrie hatte ich keinen Sinn, und die Welt der Zahlen blieb mir verschlossen. Ich war aber nicht faul, ich war einfach ein schlechter Schüler, der viel arbeiten musste und dann doch nur sehr mässige Ergebnisse erzielte. Mein Vater hätte es nicht ertragen, wenn ich mich nicht angestrengt hätte. Also sass ich stundenlang über den Büchern. Ich beneidete die Kameraden, denen alles zuflog. Sie schienen mir vom Glück begünstigt. Der Krieg gab mir dann die Gelegenheit, die Dinge zu korrigieren. Vielleicht hätte ich mich nicht so enthusiastisch der Résistance angeschlossen, wenn ich nicht auf eine Weise hätte Rache nehmen wollen.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Wir waren fünf Brüder, und wir besuchten alle das Aloisius-Kolleg, ein Jesuitenkolleg in Bad Godesberg, einer kleinen Stadt am Rhein vor den Toren von Bonn. Die Schule lag direkt am Flussufer. Sie war jahrelang zwangsweise geschlossen gewesen und erst kurz zuvor wieder eröffnet worden: Um 1871 waren die Jesuiten die Opfer von Bismarcks antiklerikaler Politik geworden und nach Holland emigriert. Fünfzig Jahre später hatte ein reicher Katholik aus dem Rheinland ihnen das Schloss seiner Vorfahren

geschenkt. Die Jesuiten machten ein Kolleg daraus, ein für die damalige Zeit sehr modernes Haus mit Turnhalle und Sportplätzen in dem weitläufigen Park.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Das klingt so, als seien Sie glücklich gewesen bei den Jesuiten.

### **AUGUST VON KACENECK**

Ich habe die Schule genauso gehasst wie Sie, weil sie bedeutete, dass ich mich von meinen Eltern trennen musste und weil damit die Freiheit endete, die wir in den Ferien genossen. Von 1936 an war ich wie meine Brüder Internatsschüler, lange Monate konnte ich nicht nach Hause, und die Rückkehr nach Bad Godesberg war jedes Mal schmerzvoll. Mein Bruder Erbo, der lebhafteste von uns, hatte es sich angewöhnt, auf den Bahnsteig zu spucken, während wir auf die Jesuitenpatres warteten, damit demonstrierte er seine Auflehnung.

Im Kolleg vermittelten uns die Söhne des Soldaten Loyola<sup>15</sup> einen Vorgeschmack auf das Leben beim Militär. Um sechs Uhr morgens wurden wir geweckt. Im Winter war das Wasser in unseren Waschschüsseln gefroren. In den Fluren wurde natürlich nicht geheizt. Jeder Tag begann mit einer Messe um 6 Uhr 30, danach gab es Frühstück und Unterricht und es herrschte Redeverbot, auch bei Tisch. Wir durften auch untereinander nicht sprechen. Bei den Mahlzeiten wurde aus dem Leben eines Heiligen vorgelesen, und wir mussten ohne das leiseste Flüstern zuhören. Der Unterricht begann um 8 Uhr, nachmittags stand meistens Sport auf dem Stundenplan. Um 21 Uhr wurde das Licht gelöscht, wir waren sechzig Jungen in einem Schlafsaal. In unserem Leben

passierte nicht viel Unerwartetes. Abends und am Wochenende durften wir das Haus nicht verlassen, nur an einem Nachmittag im Trimester zwischen Haupt- und Vespergottesdienst. Wir marschierten in Zweierreihen hinaus, angeführt von einem Priester, und es war uns strikt verboten, Mädchen anzuschauen und die Auslagen der Geschäfte zu betrachten. Das Verbot galt ganz besonders für einen Kiosk, der Fotos zeigte, die nach dem Urteil der Patres unzüchtig waren.

Zum Glück waren wir jung, robust und mit dem unerschütterlichen Humor von Internatsschülern ausgestattet, der uns die strengen Regeln unseres Daseins vergessen liess. In den Schlafsälen, in denen wir in unseren Stockbetten lagen, hatte immer ein Pater Aufsicht und patrouillierte durch die Reihen. Man hörte ihn schon von Weitem, weil seine Schuhe auf den Dielen knarnten. Ein deutsches Sprichwort sagt, wenn die Schuhe knarren, hat ihr Besitzer die Rechnung des Schusters nicht bezahlt. Diese Kleinigkeit lenkte uns von unserer Einsamkeit ab. Jede Gelegenheit war uns recht, dass wir uns in unsere Gedankenwelt flüchteten. Ich erinnere mich noch, dass wir am Vorabend des Krieges über dem Schulgebäude das Motorengeräusch einer Messerschmitt hörten, in der mein Bruder Erbo sass. Er war zu einer Übung in der Gegend und provozierte einmal mehr die Patres, mit denen er so viele Streitereien ausgefochten hatte. Ich blickte von meinen Büchern auf und träumte einen Augenblick von der kostbaren Freiheit, die mein Bruder glücklich errungen hatte.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Viele Männer unserer Generation wurden von der starken Persönlichkeit von Jesuiten geprägt, bei denen sie in die Schule ge-

gangen sind. Die Jesuiten waren Männer des Glaubens und aussergewöhnliche Pädagogen. Ihr Unterricht endete nicht, wenn die Schulglocke läutete. Die Festigkeit ihrer Überzeugungen hat uns beeindruckt und uns wie ein Brandzeichen geprägt.

### **AUGUST VON KACENECK**

Zwei Priester haben sich meiner besonders angenommen. Der eine war der Rektor des Kollegs, Pater Rodewyk, ein sehr grosser, aufrechter Mann, eindrucksvoll durch seine Statur. Im Krieg von 1914 war er Offizier gewesen und ich bewunderte ihn, weil man sich im Kolleg erzählte, dass er allein am Maschinengewehr drei englische Angriffe abgewehrt hatte. Er erschien mir als Verkörperung des Priesters und des Helden zugleich. Der zweite Jesuit, der mich geprägt hat, war das ganze Gegenteil von Pater Rodewyk. Er hiess Pater Becher und war ein ausserordentlich schmaler, vergeistigter Mann mit kleinen Augengläsern und kahlem Schädel. Er unterrichtete in meiner Klasse Deutsch. Im Krieg wollte ich ihn unbedingt wiedersehen. Er lebte versteckt in München, weil die Jesuiten von den Nazis verfolgt wurden. Ich besuchte ihn 1942, kurz vor meiner schweren Verwundung an der Ostfront, bei der Rückkehr vom Heimaturlaub bei meinen Eltern. Ich wollte ihm meine Dankbarkeit erweisen: Er hatte mir Selbstvertrauen gegeben und mir gezeigt, wo meine Stärken lagen, denn sein Beispiel hatte bei mir die Liebe zum Schreiben geweckt.

Als Dritten könnte ich noch Pater Strasser nennen, den Generalpräfekten, dem die Leitung des Internats oblag. Sein Spitzname bei uns Schülern war Walli. Ich sehe noch den Blick aus seinen blassblauen Augen vor mir, ein wenig distanziert, aber von gros-

ser Menschlichkeit. Auch er beeindruckte uns, weil wir wussten, dass er im Ersten Weltkrieg Offizier gewesen war. Mein Bruder Erbo, der 1942 im Luftkampf abgeschossen wurde, hat kurz zuvor noch einen Brief an Pater Strasser geschrieben. Es war einer seiner letzten Briefe vor dem Tod und ein Beweis, wie viel dieser Mann ihm bedeutet hat, allem Spucken auf dem Bahnsteig zum Trotz.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Jugend ist eine Zeit des Suchens, eine einzige Begegnung kann das ganze Leben verändern. Zwei meiner Kameraden im Collège Tivoli haben sich unter dem Einfluss eines Lehrers, der die Kollaboration befürwortete, der *Légion des volontaires français*<sup>16</sup> angeschlossen und sind in der russischen Steppe gefallen. Einige andere orientierten sich am Vorbild eines älteren Schülers und gingen zum Arbeitseinsatz, weil man, wie er mit kategorischer Autorität sagte, mit der Arbeiterklasse solidarisch sein müsse, die als Erste betroffen sein würde. Seit damals bin ich misstrauisch gegenüber geistigen Vorbildern.

Allerdings hat mich in Sainte-Geneviève ein Mann tief beeindruckt. Er hiess Pater Geuser. Mit der Lust der Pennäler an Spitznamen, die Sie gerade beschrieben haben, nannten wir ihn «le gueux», den Vagabunden. Im Ersten Weltkrieg hatte er beide Beine verloren und bewegte sich mit zwei Holzbeinen und Stöcken. Mit dem kahl geschorenen Schädel und dem ausgezehrten Gesicht verkörperte «der Vagabund» den Schmerzensmann aus dem Evangelium und den Kämpfer im Krieg. Ich bewunderte seinen Mut und seinen alltäglichen Heroismus. Noch immer höre ich das Geräusch seiner Holzbeine und Stöcke in den düsteren Fluren der Schule. Und vor allem erinnere ich mich noch an seine fast

unleserliche Handschrift, die zeigte, wie schwer ihm das Schreiben fiel. 1961 habe ich im Gefängnis La Santé auf dem ersten Brief, den mir mein Kerkermeister brachte, die krakelige Handschrift von Pater Geuser wiedererkannt. Er hatte mich nicht vergessen.

### **AUGUST VON KACENECK**

Wir haben mit den Patres sehr tiefgründig über Glaubensfragen diskutiert, und manche Diskussionen hatten Einfluss auf unsere Persönlichkeit und unseren weiteren Lebensweg.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Für mich als Jugendlicher war der Glaube kein intellektuelles Abenteuer, das aus philosophischen Gesprächen bestand. Ich hatte durch und durch romantische Vorstellungen und für mich war Religion ein inneres Feuer, eine Mischung aus Gefühlen und Glaubenssätzen. Mit meinen damaligen Lehrern habe ich nie über Glaubensfragen diskutiert. Im Übrigen hat in meinem Leben stets das Vorbild von Männern und Frauen mehr Eindruck auf mich gemacht als ein Gedanke.

Nach der Zeit am Collège Tivoli haben viele Ereignisse mich geprägt, auch verwirrt. Es fällt mir mittlerweile schwer, über meinen Glauben in der Jugend zu sprechen, weil sich allzu rasch andere Gefühle mit hineinmischen. Meine noch nicht sehr gefestigte innere Welt ist in Buchenwald auseinandergebrochen, zerstört vom Ansturm der Gewalt und des Absurden. Anschliessend habe ich versucht, sie wie ein Puzzle Stück für Stück wieder zusammensetzen, aber es fehlten einige Puzzleteile. Der Glauben, den ich als Fünfzehnjähriger hatte, ist unter mehreren Schichten begraben, die übereinander liegen, ohne sich zu vermischen: die



Gottesdienste in Campsegret, wenn ich dort den Sommer verbrachte; die zornigen Gebete in der Hölle der Untermenschen; die *Vaterunser* und *Avemaria*, wenn wir unter den gleichgültigen Blicken der Buddhisten unsere Legionärskameraden in Indochina bestatteten; die unendliche Stille in der Sahara, die vom monotonen Gebetsruf der Muslime unterbrochen wurde.

Der Glaube meiner Jugendzeit war ein Fels, den meine Erziehung und mein Charakter festigten. Ich besass die Neigung der Jugend zu Vergeistigung und zum Absoluten und hatte eine besondere Vorliebe für Pater Foucauld. Aber ich erinnere mich auch mit erstaunlicher Klarheit, dass mich im Alter von vier oder fünf Jahren die grossen Fragen des Lebens überfielen: Was ist der Sinn des Universums? Gibt es Gott wirklich? Was kommt nach dem Tod? Diese Rätsel haben mich mein ganzes Leben begleitet. Doch heute kommen mir die offensichtlichen Antworten, die ich als Jugendlicher fand, nicht mehr so klar in den Sinn. Die Lektüre der Heiligen Schrift und Besuche im Kloster besänftigen meine innere Unruhe nicht mehr. Die Unbedingtheit, mit der ich damals meine Fragen stellte, finde ich heute bei meinen Enkelkindern wieder. Mit vier Jahren wird man von einer Frage ganz und gar erfüllt, sie hat im wahrsten Sinn des Wortes lebenswichtige Bedeutung. Die grossen Mystiker streben ihr ganzes Leben danach, zur Unmittelbarkeit der Kindheit zurückzukehren, die ohne Berechnung Fragen stellt.

Für mich als junger Mensch war Gott eine Antwort. In den Prüfungen des Lebens ist er zu einer Frage geworden. Oder vielmehr zu unzähligen quälenden Fragen. Was heute wahr ist, wird morgen nicht mehr wahr sein. Zweifel wohnt meinen letzten Ge-

danken inne. Der Philosoph Alain<sup>17</sup> hat einmal voller Ironie gesagt, bei den Katholiken sei ein Gedanke der kurze Weg zwischen zwei Zitate. Enttäuschen wir ihn nicht. Charles Péguy hat gesagt, «Ich glaube zu glauben» und Georges Bernanos hat den Glauben definiert als eine Stunde Gewissheit, erkaufte mit 23 Stunden Zweifel. Bei ihnen reihe ich mich ein.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Ich habe mir den Glauben immer bewahrt. Für mich ist Gott allgegenwärtig, er ist in dem Vogel, der vor meinem Fenster vorbeifliegt, und in einer schönen Mitternachtsmesse. Im Krieg hat mich diese tief in meinem Inneren verankerte Gewissheit umgeben wie ein Panzer. Ich habe immer gewusst, dass ein Gott mich persönlich liebt und schützt. Seit meiner Kindheit bete ich, wie man ein Gespräch führt. Wenn ich Zeit habe, bete ich lange, wenn ich es eilig habe, nur kurz. Im Deutschen gibt es das Wort «Stossgebet», ein rasches Gebet, wie es besonders die Soldaten vor dem Angriff sprechen als eine Art Wegzehrung. Wenn ich Ihre zweifelnden Fragen höre, kommt mir der Gedanke, dass mein Glaube vielleicht nicht tief genug reicht; vielleicht aus Bequemlichkeit, vielleicht aus Furcht vermeide ich jede philosophische Vertiefung. Aber ich bin überzeugt, dass wir nach dem Tod, nach dem Ende unseres irdischen Lebens zu Gott kommen und in die Welt eingehen, die Christus uns versprochen hat.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Diese Gewissheit muss eine grosse Stärkung sein. Glauben Sie, dass Sie im Jenseits Christus im Kreise der Verstorbenen antreffen werden?

## **AUGUST VON KAGENECK**

Ich hoffe es. Und ich glaube auch daran, dass übernatürliche Bande die Menschen hier auf Erden und die im Himmel verbinden. Deshalb gehe ich jedes Jahr in den Gedenkgottesdienst für Maximilian Kolbe.<sup>18</sup> Er ist durch die Hand meiner Landsleute den Märtyrertod gestorben, mit seinem Mut und seiner Heiligkeit begleitet er mein Leben als Christ.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Und das Böse? Sie haben es wie ich kennengelernt, und Sie haben es wie ich begangen. Sie und ich, wir haben andere Männer getötet. Wir sind über Schlachtfelder gegangen, haben Leichen mit herausquellenden Gedärmen gesehen, Männer, denen eine Mine die Beine weggerissen hat, weil sie einen einzigen Schritt zu viel gemacht hatten. Wer kann danach noch ruhig schlafen? Und selbst im Frieden: Ist die Existenz eines vom Leid gequälten Menschen, eines behinderten oder schwer kranken Kindes mit der Existenz eines liebenden Gottes vereinbar?

## **AUGUST VON KAGENECK**

Solche Tragödien berühren mich natürlich genauso wie Sie, aber damit ist für mich die Existenz eines Gottes nicht in Frage gestellt, der dem Menschen und wahrscheinlich auch der Natur die Möglichkeit des Bösen gegeben hat. In diesem Sinne ist die Existenz des Bösen ein schreckliches Mysterium.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Unser Gespräch hätte die Patres im Collège Tivoli entzückt. Nüchtern betrachtet waren solche Kollegien damals auch grosse

Netze, mit denen die Jesuiten die Besten herauszufischen versuchten. Und sie gingen sehr klug dabei zu Werke! Sie wählten die Jungen aus, die gerne Priester werden wollten, sofern sie starke Persönlichkeiten waren, denn die Jesuiten hatten eine hohe Meinung von sich. Sie waren ein Eliteorden, ursprünglich im Dienst des Papstes, und weil sie eine Elite bleiben wollten, wählten sie immer nur die Besten aus. Wohlgermerkt gab es keine «Zwangsrekrutierungen», nur eine Atmosphäre, die entsprechende Entscheidungen begünstigte.

### **AUGUST VON KAGENECK**

In Deutschland war es ähnlich. Einer meiner Mitschüler am Aloisius-Kolleg war Paul Adenauer, der dritte Sohn des ehemaligen Kölner Bürgermeisters und ersten deutschen Bundeskanzlers Konrad Adenauer. Paul Adenauer ist heute Priester, er ist die rechte Hand des Kölner Erzbischofs Kardinal Meisner.

Die grosse Kluft, die damals im Hinblick auf die Religion zwischen Frankreich und Deutschland bestand, hat der Nationalsozialismus ausgehoben. Gleich nach der Machtübernahme, im Juli 1933, schloss Hitler ein Konkordat mit dem Vatikan, das die Katholiken beruhigen und ihm internationalen Respekt einbringen sollte. Er versprach, für die Erhaltung religiöser Gebäude und den Unterhalt der Priester aufzukommen, das erschien wie ein grosser Sieg der Kirche über den neuen Reichskanzler. In unseren Kreisen wusste man, dass Hitler eine katholische Erziehung genossen hatte und dass seine Mutter sehr fromm war.

Aber die Ernüchterung kam für die Christen schnell. Die Nazis betrachteten die Priester als Konkurrenz zu ihrem System, die jungen Leute sollten lieber in die Hitlerjugend eintreten als zu den

Pfadfindern oder in eine kirchliche Jugendgruppe zu gehen. Unsere Generation war einer Propaganda ausgesetzt, die Stärke verherrlichte, Heldentum, die Opferbereitschaft der Arier. In diesem Umkreis galt der Priester mit seiner Botschaft von der Seligkeit der Friedfertigen als ein überflüssiger, für die Moral des nationalsozialistischen Deutschland, das solche Sentimentalitäten verachtete, sogar gefährlicher Mensch.

Dennoch bereitete uns auf eine paradoxe Weise das Leben im Internat mit seiner Strenge und Disziplin auf das militärische Leben vor, das der Nationalsozialismus verklärte. Die Lehrerschaft ermutigte uns noch zu diesem «feldgrauen» Weg. Unser Lehrer in der Volksschule in Wittlich, Herr Kramer, ein ehemaliger Kriegsfreiwilliger, hatte schon vom unannehmbaren Diktat von 1918 gesprochen. In Bad Godesberg hatte ich einen Lehrer für alte Sprachen, Herrn Hopmann, der ebenfalls Offizier im Ersten Weltkrieg gewesen war und uns mit einem Zitat von Horaz drängte, die ehrenvolle Waffenlaufbahn einzuschlagen: «Dulce et decorum est pro patria mori» («Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben»). Damals war die ganze Gesellschaft auf die Idee des Vaterlandes und die Opfer, die es forderte, ausgerichtet. Sieben meiner Klassenkameraden sind im Krieg gefallen. Wenn ich das Jahrbuch der Ehemaligen durchblättere, sehe ich meinen Vetter Karl von Westerholt, der im Sommer 1941 in Russland gefallen ist, Wilhelm von Spee, der als Panzerleutnant an der Ostfront diente und seit dem schrecklichen Winter 1942 vermisst wurde, Moritz zu Oettingen, Kommandant einer Kompanie Panzergrenadiere, der 1944 in Rumänien fiel... Das ist keine Ehrengalerie, sondern ein Massengrab.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Damals hatten die Gesinnung der Priester, die unsere Lehrer waren, und das militärische Ideal viele Berührungspunkte. Wir erlebten «das Bündnis von Säbel und Weihwasserwedel». Viele Jesuiten stammten aus Familien, die ihrem Land abwechselnd Priester und Offiziere geschenkt hatten. Es gab grosse Dramen, als 1901 die Armee von der Regierung die Anweisung erhielt, die Kirchen zu schliessen und die Klöster aufzulösen. Viele Offiziere verweigerten den Gehorsam oder quittierten den Dienst.

Die meisten unserer Lehrer hatten im Krieg gekämpft. Ihr Unterricht war von dieser Erfahrung geprägt. Dass man sein Leben für das Vaterland hingab, war eine selbstverständliche Verpflichtung, über die nicht diskutiert wurde. Heldentum faszinierte uns und wir wollten die Uniform anziehen. Im Collège Tivoli waren meine Schulkameraden Jacques de Barry, der General wurde, Pierre Dabezies, der im Krieg als Fallschirmspringer diente und Botschafter in Gabun wurde, mein späterer Kriegskamerad Régis de Vandières und Claude Béreau-Sudreau aus dem heimatlichen Bordeaux, der in Tonkin fiel.

## *Der Schatten der Schützengräben*

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Seltsamerweise war der Krieg von 1914 allgegenwärtig und zugleich das am besten gehütete Geheimnis meiner Jugend. Wie ein ungreifbarer Schatten lag er über allem.

## AUGUST VON KAGENECK

Mein Vater sprach sehr wenig über den Krieg. Nur ein einziges Mal erzählte er uns von seinem Dienst und seiner Gefangenschaft und auch da nur mit wenigen Worten. Doch während die ehemaligen Frontkämpfer sich hinter einer Mauer aus Schweigen verschanzten, verfolgte der Krieg mein Land in vielerlei anderer Hinsicht weiter. Der Bruder meiner Mutter, Fritz Leo Schorlemer, war 1915 in Polen gefallen. Seinen Leichnam hatte man nach Lieser überführt, er ruhte dort in der Familiengruft. Bei jedem Besuch in Lieser gingen wir zu seiner Grabstätte. Meine Grossmutter taufte zu seinem Angedenken einen Weinberg «Weinberg des Helden» und wir tranken diesen Riesling ihm zu Ehren.

Mein Vater unterhielt eine rege Korrespondenz mit seinen ehemaligen Kameraden, Offizieren und Diplomaten, die er vor 1914 gekannt hatte. In ihren Briefen wurde der Krieg immer wieder aufs Neue erörtert, bis zum Vertrag von Versailles, den die Deutschen einhellig ablehnten, vom konservativen Landadel bis zum militanten Spartakisten.<sup>19</sup> Diese Einstellung trug nicht eben dazu bei, dass die Wunden heilten. Auch erinnere ich mich, dass mein Vater und sein Schwager August Schorlemer zehn Jahre nach dem Krieg zweimal nach Verdun fuhren und ihrer vielen tausend Landsleute gedachten, die in dem Boden dort ruhten. Sie trafen in Verdun auch französische Offiziere. Wie ist ihr Gespräch wohl verlaufen? Mein Vater erzählte nichts darüber. Von meiner Mutter habe ich sehr viel später gehört, der Kontakt sei höflich, aber kühl gewesen. Jedenfalls unterschieden sich diese Treffen deutlich von den offiziellen Versöhnungsfeiern, die in den Fünfzigerjahren veranstaltet wurden, um das blutige Kapitel des Zweiten Weltkriegs endgültig abzuschliessen.

Wenn ich darüber nachdenke, muss ich sagen, dass ich den Ersten Weltkrieg in meiner Jugend hauptsächlich durch Bücher kennenlernte. Ich habe alles verschlungen, was über die Schützengräben geschrieben wurde, über die Schlacht von Verdun, über das Gemetzel und das Heldentum der Soldaten ... Ich habe die Bücher von Ernst Jünger für mich entdeckt, *Der Krieg als inneres Erlebnis* und *Das Wäldchen 125. In Stahlgewitter* habe ich sogar zweimal gelesen. Dann natürlich auch *Im Westen nichts Neues* von Erich Maria Remarque<sup>20</sup> und *Douaumont* und *Flandern* und die anderen Bücher von Werner Beumelburg, dem Chronisten des Ersten Weltkriegs.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Mein Vater hat in Verdun gekämpft, er sprach nicht viel darüber. Weil ich selbst den Krieg kennengelernt habe, verstehe ich sein Schweigen. Ein Mensch, der dem Tod so nahegekommen ist, kann nur mit anderen darüber sprechen, die sein Leiden geteilt haben. Den Krieg kann man nicht wie eine Geschichte erzählen. Der Erste Weltkrieg war ungewöhnlich durch seine Länge, durch die erbitterte Härte der Kämpfe und die gewaltige Zahl von Toten. In den Zwanzigerjahren verarbeiteten die Franzosen diese Erfahrung und beweinten die Angehörigen, die nicht mehr da waren. Sie haben Ihren Onkel erwähnt, der an der Ostfront gefallen ist. Ich verstehe Sie gut. Meine jugendliche Einbildungskraft beschäftigte der Tod meiner Onkel. Allein zehn Jungen der Familie wurden eingezogen. Sechs von ihnen fielen auf dem Feld der Ehre, und zwei starben unmittelbar nach dem Krieg an ihren Verletzungen.<sup>21</sup> Es ist in Vergessenheit geraten, welche Folgen diese Tragödie für unsere Denkweise hatte. In unserem Dorf im Périgord waren die Wundmale deutlich sichtbar: die Höfe, die aufge-



geben werden mussten, weil die Männer nicht mehr zurückkamen; die Witwen in Schwarz; die Bilderrahmen mit Trauerflor auf den Kaminsimsen. Die Toten aus den Jahren von 1914 bis 1918 bildeten den Kern unserer menschlichen und politischen Bildung. Der Erste Weltkrieg war unser gemeinsamer Bezugspunkt. Der Tod so vieler aus der Generation vor uns deutete auf unser Schicksal voraus. Wir wuchsen mit einer düsteren Vorahnung auf.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Ich erinnere mich, dass ich als kleiner Junge mit Zinnsoldaten gespielt habe, die deutsche, englische und französische Uniformen trugen. Ich inszenierte Schlachten mit kleinen Kanonen, die regelmässig in Metzeleien endeten. Wir hatten immer nur einen Gedanken: Verdun nachzuspielen.

Ich bin in derselben Atmosphäre des Gedenkens aufgewachsen wie Sie. Mein Vater war Vorsitzender des Frontkämpferverbandes von Wittlich, einer Stadt von damals 7'000 bis 8'000 Einwohnern. Es war sein einziges Ehrenamt, die einzige Gelegenheit, bei der er bereit war, seine Generalsuniform hervorzuholen. Er und seine Männer versammelten sich einmal im Monat, aber darüber hinaus gab es oft Umzüge, Aufmärsche, Paraden und dergleichen.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

An welchem Tag im Jahr gedachte Deutschland des Ersten Weltkrieges? Doch wohl nicht am 11. November...

### **AUGUST VON KAGENECK**

Im November wurde an einem Tag der Soldaten gedacht, die

für das Vaterland gefallen waren. Dann kam der Nationalsozialismus, und der grosse Nationalfeiertag wurde der 30. Januar, der Tag von Hitlers Machtergreifung.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ihre Familien väterlicher- und mütterlicherseits waren in einer bäuerlichen, traditionellen und hierarchischen Gesellschaft verankert und zu Wohlstand gekommen. Hatte man bei Ihnen den Eindruck, dass die Welt nach dem Krieg eine andere war, dass ein Übergang von einer ländlich geprägten zu einer städtischen, industriellen Kultur stattgefunden hatte? Fühlten Sie sich deklariert?

### **AUGUST VON KAGENECK**

In Deutschland hat die Weimarer Republik nicht das Kaiserreich abgelöst, vielmehr hat die neue Ordnung die alte sozusagen überlagert. Verwaltung, Diplomatie, die Eliten, die Heiraten und die Machtverteilung in Hochfinanz und Grossindustrie funktionierten nach denselben Regeln wie zuvor. In gewisser Weise hielt der Adel immer noch die Zügel des Landes in der Hand. Franz von Papen, der letzte Reichskanzler vor Hitler, war ein Vetter meiner Mutter, er hatte ein Fräulein Boch geheiratet aus der berühmten Fayence-Manufaktur Villeroy und Boch. Aus solchen Verbindungen entstand eine reiche und mächtige Gesellschaftsschicht, die sich ihrer Stellung bewusst war und Distanz zum Volk hielt.

Hitler schonte in seinen Anfängen den Industrieadel, die Krupps und die Thyssens. Aber er hegte Misstrauen gegenüber den Adligen im Militär. Sie hatten sehr grossen Einfluss in der Reichswehr, die er zu einer ihm bedingungslos ergebenen Armee

machen wollte. In seinem Hass hat er sich nicht getäuscht. Die ersten deutschen Widerstandskämpfer – Helmuth von Moltke, Henning von Treschkow, Fritz von der Schulenburg, Peter Yorck von Wartenburg, Heinrich von Lehndorff – entstammten den Reihen der Offiziere aus dem alten Landadel, den Junkern.<sup>22</sup>

Eine Zeit lang hat Hitler mit den Eliten gespielt, aber er hat sich ihrer auch schnell entledigt. Die Nazipropaganda hat einen viel sagenden Begriff geprägt, den der «Volksgemeinschaft». In der Idealgesellschaft der Nazis hing der Platz des Einzelnen von der «Reinblütigkeit» und von Arbeit und Tapferkeit im Kampf ab, aber nicht von seiner Herkunft. Das kam beim Volk gut an.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

In Deutschland wie in Frankreich hat das Gemetzel im Ersten Weltkrieg eine Generation von Veteranen hervorgebracht, die in der Nachkriegszeit politisch Einfluss nehmen wollte. Ihr Motto lautete: «Nie wieder!» Auf Plakaten war zu lesen «Sie haben Ansprüche an uns», das sollte die Zivilisten daran erinnern, dass sie in der Schuld derjenigen standen, die das Vaterland verteidigt hatten. In den Schützengräben hatten die Soldaten eine ganz eigene Ordnung kennengelernt, Legitimität wurde – zumindest teilweise – im Feuer errungen. Man beurteilte einen Mann mehr danach, was er zu erzählen hatte, als nach Herkunft und Vermögen. Die Kameradschaft in der Truppe hatte den Scherenschleifer aus Ménilmontant und den Bauern aus Sarlat zusammengeschweisst. Nach dem Waffenstillstand erlebten die ehemaligen Frontkämpfer, wie die sozialen Schranken wieder aufgerichtet wurden. Viele namenlose Helden wurden wieder kleine Angestellte, Arbeiter und Bauern. Männer, die im Krieg Grossartiges vollbracht hatten,

mussten sich von Drückebergern gängeln und schikanieren lassen. Das ist das Thema des Buches *Capitaine Conan* von Roger Verdel: Ein aussergewöhnlicher Kommandoführer von der Ostfront scheidet in seinem bretonischen Dorf, er kann nicht Fuss fassen und wird zum Alkoholiker. Die Werte, die grösser waren als er, sind mit dem Krieg untergegangen, der sie hervorgebracht hat. In der Nachkriegszeit schritten die ehemaligen Frontkämpfer voran, indem sie beständig zurückblickten, als lähmte sie die Tragödie, die sie durchlebt hatten. Gedeemütigt oder manchmal auch nur ignoriert von einer Gesellschaft, die vergessen wollte, hingen sie wirren Träumen von einer Welt nach, in der Ehre wieder etwas gelten würde, von einer Gesellschaftsordnung, die auf Tapferkeit und Verdienst gründen sollte.

Auf diesem Nährboden gediehen die hündischen Organisationen. Viele Männer aus den Familien um uns herum schlossen sich der Liga der Patriotischen Jugend an oder der Action française.<sup>23</sup> Mein ältester Bruder stand übrigens den Feuerkreuzlern nahe.<sup>24</sup>

Die Dritte Republik genoss wegen der dauernden Kompromisse, der Vetternwirtschaft und der Korruption keinerlei Sympathien. Ich bin im Schatten meines Vaters aufgewachsen, eines Königstreuen und Konservativen, der «die Politik» verachtete. Mein Grossvater mütterlicherseits war Senator der Gironde. Er war ein ehrenhafter Mann, aber in der Politik kümmerte er sich nur um seine Interessen. In seiner ganzen Zeit im Senat in Paris brachte er nur zwei Gesetzesvorschläge ein: den einen zum Schutz der Weinberge im Gebiet Entre-deux-Mers, wo er Besitz hatte, den anderen zum Bananenhandel, weil seine Familie eine Plantage auf Madagaskar besass. So war die Dritte Republik! Das

parlamentarische System versagte angesichts der moralischen und wirtschaftlichen Krise in den Dreissiger]’ahren, es schien nur zu Feilschen und Kuhhandel fähig, was die Italiener *combinazione* nannten.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Entsprachen die Feuerkreuzler nicht der faschistischen Bewegung in Italien und der nationalsozialistischen in Deutschland mit dem Unterschied, dass sie nicht an die Macht kamen? Es war doch auch eine Massenbewegung mit einem charismatischen Führer im Mittelpunkt und einem Programm, welches das parlamentarische System kritisierte. Oberst de la Rocque hätte Ihr Benito Mussolini sein können.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Gestalt des Gründers zeigt, worin sich die Feuerkreuzler von der faschistischen und der nationalsozialistischen Bewegung unterschieden, die beide in erster Linie ein revolutionäres Programm vertraten. La Rocque war ein Offizier des alten Frankreich, ein Konservativer, durchdrungen von der Soziallehre der Kirche. Er wollte die Republik nicht stürzen, sondern sie verbessern, er predigte die Überwindung der politischen Spaltung in rechts und links durch eine Mischung aus sozialen und mystisch-nationalen Ideen. Seine Anhänger waren wahrscheinlich radikaler als er. Man muss sich in die Zeit zurückversetzen. Rechts wie links brodelten beständig neue Ideen. Die Republik erschien den Intellektuellen nur als eine Notlösung. Wie konnte man ein Allgemeininteresse identifizieren, das über die Anliegen von Einzelnen und Gruppen hinausging? Diese Frage bewegte alle. In unseren Kreisen in Bordeaux liess die Krise alte Gegensätze wieder aufleben, die bis zum Grafen von Chambord<sup>25</sup>, ja sogar bis 1793

zurückreichten. Der Geist der royalistischen Erhebungen gegen die Revolutionsregierung durchwehte die Zusammenkünfte, die von den Feuerkreuzlern organisiert wurden. Man stellte gerne seine antiparlamentarische Gesinnung zur Schau.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Diese Aversion wäre der Republik am 6. Februar 1934 beinahe zum Verhängnis geworden, als die Feuerkreuzler in grosser Zahl auf der Place de la Concorde aufmarschierten.<sup>26</sup>

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

La Rocque hinderte seine Gefolgsleute daran, das Parlamentsgebäude zu stürmen, und sein Bemühen um Beruhigung stachelte die Wut der anderen nur noch mehr an. Aus der historischen Distanz kann man sagen, dass der 6. Februar 1934 ein entscheidender Wendepunkt war. Die Feuerkreuzler bekämpften zwar gewaltsam die Republik, aber sie kamen nicht an die Macht. Während Hitler, Mussolini und Franco in den Dreissiger] ahren die Macht übernahmen, kanalisierte La Rocque an der Spitze einer sehr heterogenen Bewegung in gewisser Weise den Unmut und den Antiparlamentarismus von rechts, von wo die radikaleren Parteien wie die Parti populaire français oder aufrührerische Gruppierungen wie die Cagoule Anhänger hätten bekommen können.<sup>27</sup> Trotzdem haben die Dreissigerjahre die Nation gespalten. Ich habe erlebt, dass Franzosen sich untereinander fremd wurden. Ein zweites Mal habe ich das in den Jahren 1956-1958 erlebt. Und jedes Mal ist das Schlimmste eingetreten.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Auch in Deutschland spürten die Frontkämpfer die Verlo-

ckung, sich in die Politik einzumischen. Nicht genug damit, dass sie im Krieg gekämpft hatten, die Angehörigen der Freikorps<sup>28</sup> waren zudem überzeugt, dass sie Deutschland vor einer kommunistischen Diktatur bewahrt hatten. Alle Protagonisten der deutschen Politik in der Zwischenkriegszeit, von Hindenburg bis Hitler, sind aus dem Krieg hervorgegangen, die politischen Parolen ebenso wie die Glaubenssätze der Nationalsozialisten. Im August 1930 erklärte die starke deutsche kommunistische Partei, dass sie, sollte sie an die Macht kommen, die Verpflichtungen aus dem Diktat von Versailles als null und nichtig ansehen würde.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Spannung des Krieges bestand fort. Deutschland war geschlagen, aber es stellte immer noch eine Bedrohung dar, dieses Gefühl wurde durch die Erinnerung an 1870 und 1914 genährt. Sie kennen sicher die Worte, mit denen Mauriac die Teilung Ihres Landes kommentiert haben soll: «Ich liebe Deutschland so sehr, dass ich gern zwei davon habe.» Auch die Tatsache, dass François Mitterrand relativ wenig Begeisterung über die Wiedervereinigung zeigte, ist nur durch dieses blutige Vermächtnis zu erklären. Beide fürchteten ein starkes Deutschland. In ihren Augen war das eine Gefahr, gegen die man sich wappnen musste. Wie sie bin ich mit tiefem Misstrauen gegen Ihr Land aufgewachsen. Innerhalb von fünfzig Jahren sind zweimal französische Regierungen vor der deutschen Bedrohung nach Bordeaux geflohen. Angst und Verachtung vermischten sich für uns. Mein Vater, ein sehr höflicher Mann, sprach immer nur von den «boches». Er ereiferte sich nicht so schnell über etwas, aber in der deutschen Frage war er

unnachgiebig. Deutschland war der Feind. Sein Patriotismus war bedingungslos, tief, elementar.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Im Jahr 1922, unser beider Geburtsjahr, hat Jean Giraudoux geschrieben: «Ich las täglich die deutschen Zeitungen, in der stets enttäuschten Hoffnung freilich, ein Wort, ein einziges lebenswürdiges und gerechtes, an die Adresse eines Franzosen gerichtetes Wort darin zu finden.»<sup>29</sup> Das Gefühl des Misstrauens wäre vielleicht geschwunden, wenn es mehr Austausch gegeben hätte. Nehmen Sie die Bochs, eine saarländische Familie, die wirtschaftlich mit den Villeroy aus Lothringen verbunden war. Alle Familienmitglieder sprachen natürlich Französisch, sie kleideten sich in Paris bei Schiaparelli ein und fuhren einen Delage.<sup>30</sup> Man war stolz auf den «französischen Touch», der in Europa sehr geschätzt wurde. Aber trotzdem waren sie Frankreich gegenüber sehr feindselig eingestellt und lehnten das französische Verhalten in den besetzten Gebieten strikt ab. Haben Sie vor dem Krieg jemals eine Reise nach Deutschland unternommen?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Nein. Das passte nicht zum Lebensstil meiner Familie. Wir lasen *L'Action française*, die damals sehr deutschfeindlich war, und diese Lektüre bestimmte unsere Meinung über Deutschland. Darin fanden sich regelmässig Tiraden wie die folgende: «Unter den Lesern von *L'Action française* gibt es nicht einen, der nicht weiss oder nicht wissen kann, dass Deutschland der Feind Nummer eins seines Heimatlandes ist.» Manchmal hörten wir etwas von den wenigen Freunden meiner Eltern, die aus beruflichen Gründen Gelegenheit hatten, nach Deutschland zu reisen.



## **AUGUST VON KACENECK**

Mein erster Besuch in Frankreich erfolgte 1938, am Ende der Sommerferien. Ich reiste mit meiner Mutter, ihrer Freundin Frau von Schubert und deren Sohn Andreas, der so alt war wie ich. Carl von Schubert war Staatssekretär, dementsprechend stand seiner Familie ein Mercedes mit Chauffeur zu Verfügung. Die beiden Freundinnen hatten beschlossen, sich einen kleinen Ausflug nach Strassburg zu gönnen. Einen Tagesausflug, denn wir durften nur ganz wenig Geld umtauschen: zehn Mark, gerade genug für ein belegtes Brötchen und einen Besuch im Museum.

Wir schauten uns die Stadt an, das Münster, assen ein Eis in der Maison-Rouge und schlenderten die Rue Kageneck entlang, die von der Kuss-Brücke zum Faubourg de Saverne führt. Die Atmosphäre war gespannt. Hitler setzte Europa unter Druck, weil er den Anschluss des Sudetenlandes erreichen wollte, die Kraftprobe mit den Demokratien hatte begonnen. Wir fühlten uns unbehaglich in den Strassen, eindeutig feindselige Blicke trafen uns. Schliesslich kehrten wir über die Vogesen, Saarbrücken und Trier zurück. Dabei verfuhr sich der Chauffeur. Wir wurden angehalten, es war inzwischen mitten in der Nacht. Ein französischer Offizier in Felduniform wollte wissen, was wir dort verloren hatten; offensichtlich hatten wir uns im Bereich der Maginotlinie verirrt.<sup>31</sup> Der Krieg lag in der Luft, und das erhöhte sein Misstrauen. Meine Mutter und ihre Freundin klärten die Sache auf Französisch auf, und der Offizier wies uns sehr höflich den Weg zurück zur richtigen Strasse.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Haben Sie da zum ersten Mal französische Soldaten gesehen?

## **AUGUST VON KAGENECK**

An dieser Frage zeigt sich, dass die deutsche Geschichte der Zwanzigerjahre in Frankreich wenig bekannt ist. In Ihrem Land ist die Erinnerung an die «deutsche Besatzung» sehr präsent. Aber Sie müssen bedenken, dass ich unter «französischer Besatzung» geboren wurde. Meine Familie hat eine ähnliche Demütigung erfahren, wie Sie sie zwischen 1940 und 1944 erlitten haben, und diese Wunde nährte gewiss die Feindschaft zwischen unseren beiden Ländern. Die Alliierten besetzten das Rheinland, um sicherzustellen, dass die Bestimmungen des Friedensvertrages auch eingehalten würden. Das «Pfand» galt für fünfzehn Jahre, nach fünf Jahren sollte der allmähliche Rückzug beginnen, sofern Deutschland Genugtuung leistete. Wittlich war von 1918 bis 1930 französische Garnisonsstadt. Auf dem Marktplatz hissten die Franzosen eine grosse Trikolore und wer vorbeiging, musste den Hut ziehen. Mein Vater setzte nie einen Fuss in die Stadt, weil er sich diese Demütigung ersparen wollte, er blieb auf seinem Besitz. Das war seine Art, Widerstand zu leisten. Unser Schulweg führte an dem Lager der Soldaten unmittelbar vor der Stadt vorbei, das von zwei Wachposten bewacht wurde. Besonders mutige Schulkameraden piffen das Deutschlandlied, das war natürlich verboten. Wenn die Soldaten wütend auftauchten und Anstalten machten, ihre Gewehre auf uns zu richten oder uns zumindest mit Steinen zu bewerfen, nahmen wir die Beine in die Hand.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Welche Gefühle weckten die französischen Soldaten bei Ihnen?

## **AUGUST VON KAGENECK**

Verachtung und Angst. Wir sprachen immer nur von den «Franzmännern». Kein Offizier der Besatzungsarmee wurde bei uns zu Hause empfangen, obwohl wir in einer Gegend wohnten, die sich an Frankreich orientierte, wo man, zumindest in unseren Kreisen, als Hinterwäldler galt, wenn man nicht Französisch sprach. Von 1920 an haben wir die Anwesenheit der Soldaten ohne Widerworte ertragen, aber im Privaten schimpfte mein Vater über die Manöver, die Flurschäden auf seinen Weizenfeldern anrichteten. Immerhin gab es in Wittlich nicht wie in zwei anderen grossen Städten Zusammenstösse zwischen den Soldaten der Besatzungsarmee und der Bevölkerung. Der Schriftsteller Ernst von Salomon berichtet von einem Zwischenfall, der sich 1920 in Frankfurt am Main ereignete: Ein französischer Offizier mit einer Reitpeitsche in der Hand machte sich ein Vergnügen daraus, die Passanten vom Bürgersteig herunterzuscheuchen, den Männern drohte er, mit den Frauen schäkerte er. Schliesslich spielte ein junger Mann nicht mit, er tat so, als sähe er den Offizier nicht. Der Offizier hob die Reitpeitsche. Der Deutsche packte sie und drückte sie dem Offizier gegen das Gesicht. Es folgte ein Gerangel, in dessen Verlauf der Offizier zu Boden stürzte. Weitere Soldaten rannten herbei und der Vorfall drohte zu eskalieren. Wir hörten auch von anderen Zusammenstössen. In Wittlich ereignete sich nichts Derartiges, es gab nur einen stillen Konflikt, der fünfzehn Jahre dauerte. Nicht einmal die Nachricht sorgte für grössere Aufregung, dass ein paar frankophile Geister im Rheinland drauf und dran waren, für die Loslösung von Deutschland zu kämpfen. Solche Bewegungen wurden sicher von Frankreich unterstützt, in Deutschland fanden sie wenig Widerhall.

Uns fielen an der französischen Armee vor allem die vielen afrikanischen Soldaten auf. Meine erste Erinnerung an einen französischen Soldaten in Blumenscheidt ist die Begegnung mit einem riesenhaften Schwarzen. Ich sehe ihn noch, wie er vor mir auftauchte, als ich unbekümmert auf einer Wiese spielte, mich im Gras herumrollte. Aus meiner kindlichen Perspektive mass er mindestens zwei Meter, mit seinem blauen Mantel und dem Gewehr mit aufgepflanzttem Bajonett wirkte er noch grösser. In seinem dunklen Gesicht blitzten sehr weisse Zähne. Er lachte, weil ich mich so erschrocken hatte. Hitler schlachtete später die Existenz der Kolonialregimenter aus und sagte: «Seht, das ist Frankreich, ein gemischtrassiges Land, in dem sich Schwarze und Europäer vermischen!» Nach unserem Sieg 1940 zeigten die Wochenschauen mit Vorliebe gefangene schwarze französische Soldaten. Die Infanteristen tanzten. Und die Deutschen fanden das entsetzlich degeneriert, ganz Frankreich war in ihren Augen degeneriert: Das schien ihnen die Erklärung für die schnelle Niederlage zu sein.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Remilitarisierung des Rheinlands 1936 war darum für Ihr Land sicher ein wichtiges Ereignis und dürfte ähnliche Gefühle ausgelöst haben wie die Rückgabe von Elsass-Lothringen an Frankreich.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Es war in der Tat ein ganz besonderer Tag. Der Rückkehr der deutschen Soldaten auf heimischen Boden ging ein anderes Ereignis voraus, an das ich mich bis heute erinnere. Ich war damals, im Juni 1930, acht Jahre alt. Um das Wohlwollen Deutschlands

zu erlangen, entschied Aristide Briand, dass die französischen Truppen aus dem Rheinland abziehen sollten. Eines Tages wurden sämtliche Schulkinder der Stadt ins Sportstadion geführt, wo eine «Befreiungsfeier» stattfand. Man hatte die Fahne der Republik gehisst, der Bürgermeister, der französische Präfekt und andere Würdenträger ergriffen das Wort anlässlich dieses historischen Tages. Es war viel von Vaterlandsliebe die Rede, von den «schrecklichen Jahren der Fremdherrschaft», von Freiheit... Die Menge stimmte die lange verbotene Nationalhymne an, das Deutschlandlied. Einige weinten, und ich liess mich von den Gefühlen anstecken. Im Gästebuch von Blumenscheidt, das ich immer noch aufbewahre, haben alle unsere Besucher das denkwürdige Ereignis erwähnt: Der eine spricht von seinem Besuch «am Ufer des endlich freien Rheines», ein anderer von seiner Heimkehr in jenes «allezeit deutsche Land». Ja, die Besetzung durch die Franzosen war für uns so wie für Ihre Landsleute die Annexion Elsass-Lothringens von 1870 bis 1914, eine Wunde und eine Obsession.

Die Ankunft der deutschen Soldaten im Rheinland markierte die zweite Etappe im psychologischen Prozess der Befreiung. Dieser Verstoss gegen den Vertrag von Versailles – der schwerste Verstoss, den Hitler damals wagte – erklärt sich zum Teil aus dem Kontext der französischen Politik: Hitler wusste, dass am Vorabend der Wahlen, welche die Volksfront an die Macht bringen sollten, kein Politiker eine harte Entscheidung wagen würde. Und so befahl er am 7. März 1936 seinen Truppen, ins Rheinland einzurücken. Ich erinnere mich noch, wie sehr mich der Gedanke gefreut hat, dass ich bald deutsche Soldaten sehen würde. Ein Freund meiner Eltern, Wim Spiess, der als Reserveoffizier gerade im Manöver war, informierte uns telefonisch, dass ihre Ankunft

unmittelbar bevorstehe. Die ersten Abteilungen der Wehrmacht sollten am Nachmittag in Bernkastel eintreffen. Wir fuhren zusammen mit ihm dorthin. Ich sehe noch die ersten Soldaten vor mir, denen wir am Stadtrand begegneten: biedere Männer, die auf einer Wiese sassen und ihre Feldrationen verzehrten. Ich war fasziniert, so sehr, dass ich auf einen zutrat, weil ich seine Uniform berühren wollte. Er lachte und rief: «Aber ja! Ich bin ein echter Soldat, aus Fleisch und Blut.» Er erlaubte mir, sein Gewehr anzufassen. Sie gehörten der neu geschaffenen Wehrmacht an; die Reichswehr, eine Berufsarmee, war 1935 aufgelöst worden. Singend marschierte die Truppe vor uns her. Ich bebte vor Stolz. Erst später erfuhren wir, dass Hitler an jenem Tag ein unglaubliches Hasardstück unternommen hatte. Die Waffen unserer Soldaten waren mit Übungsmunition geladen. 48 Stunden befand er sich in einem Zustand extremer Anspannung, und die Offiziere hatten Anweisung, sich bei der ersten französischen Reaktion zurückzuziehen. Sie kam nicht, wie er es vorausgesehen hatte, und unsere Region wurde wieder vollständig deutsch. In Wittlich quartierte sich ein Panzerabwehrbataillon ein, in unserem Haus gingen wieder Offiziere aus und ein und mein Vater lud sie zur Jagd ein.

Trier wurde wieder eine sehr grosse Garnison, zwei Infanterieregimenter waren dort stationiert. Ich fuhr mit meiner Mutter zum Einkäufen nach Trier und in der Simeonstrasse sahen wir keine «Spahis»<sup>32</sup> mehr auf ihren kleinen arabischen Pferden, sondern deutsche Soldaten. Ich war stolz. Ich fühlte mich unverwundbar. Dem ersten deutschen Soldaten, dem wir auf der Strasse begegneten, rief ich begeistert zu: «Ein deutscher Soldat, drei tote Franzosen!» Meine Mutter tadelte mich voller Empörung: «Hör auf mit dem Unsinn!» Wie Recht sie doch hatte.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich war ebenfalls vierzehn Jahre alt, als die Nachricht von der Wiederbesetzung des Rheinlandes kam, und während in Ihrer Familie Freude herrschte, überwog in meiner die Sorge. Mein Vater befürwortete ein militärisches Eingreifen. Ich sehe ihn noch, wie er in unserem Esszimmer erklärte, warum man mit «Monsieur Hitler» kurzen Prozess machen müsse und sich auf keine Kompromisse einlassen dürfe: Sonst gerate man in ein Räderwerk, das uns über Nachgeben und Zugeständnisse direkt in den Krieg führen werde. Ich habe noch die Handbewegung vor Augen, mit der er seine Worte unterstrich. Eine Geste voll trauriger Wut, die jeden Einwand beiseite wischte.

## **AUGUST VON KACENECK**

Er hatte sicher Recht. Wenn die Politiker genauso gedacht hätten wie Ihr Vater, wäre unseren beiden Völkern viel Leid erspart geblieben.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Aber hätte nicht eine französische Intervention das Nationalgefühl noch angestachelt? Wäre sie nicht als eine weitere Demütigung aufgefasst worden?

## **AUGUST VON KAGENECK**

Mein ältester Bruder Clemens erinnert sich besser als ich an diese Zeit. Er hat mir wiederholt erzählt, dass das vorherrschende Gefühl bei unseren Landsleuten Erstaunen über die Tatenlosigkeit Frankreichs war. Denn wir lebten alle in Angst vor dem Land, das damals die stärkste Militärmacht auf dem Kontinent war. Deutschland hatte sich noch nicht vollständig vom Ersten Welt-

krieg erholt, und ein neuer Krieg wäre verhängnisvoll gewesen. Umgekehrt bewirkte die kampflose Rückgewinnung des Rheinlandes, dass unser Land wieder Selbstvertrauen fasste. Sie ermutigte Hitler, es noch einmal zu versuchen, er forderte und bekam das Sudetenland und dann die gesamte Tschechoslowakei.

Später erfuhren die deutschen Soldaten, dass kein anderer als Maginot die Grenzbefestigung zur Tschechoslowakei mit ihren Bunkeranlagen erbaut hatte. Mein Bruder, der bei dem Vormarsch dabei war, schrieb uns: «Glücklicherweise hat es das Münchner Abkommen gegeben und wir haben triumphiert, ohne dass ein Schuss gefallen ist. Ansonsten hätten wir ein hartes Stück Arbeit zu leisten gehabt.» Bis dahin lebten wir in der Unterdrückung durch die französische Besetzung, aber vor allem durch die Bestimmungen des Versailler Vertrages. Die Sieger hatten beschlossen, dass Deutschland die Schuld für den Ausbruch des Krieges trug. Mein Vater, der damals in Wien gewesen war und die Ereignisse aus nächster Nähe miterlebt hatte, hielt das für falsch. Sein Lieblingsbuch war ein schmaler Band mit dem Titel *Die Kriegsschuldfrage* mit Beiträgen deutscher, aber auch englischer und amerikanischer Wissenschaftler. Mit der Rückgewinnung des Rheinlandes war dieses Unrecht auf einmal gesühnt. Hitler erlangte dadurch grenzenlosen Rückhalt.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ist Ihre Neigung zum Militärdienst damals entstanden? Welchen Anteil hatte Ihre Familie bei der Entscheidung?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Von den fünf Jungen der Familie Kageneck haben vier die Mi-



litärlaufbahn gewählt. Lassen Sie mich vorwegschicken, dass von 1914 bis 1945, zwischen den beiden Weltkriegen, mit den Unruhen 1919, der Remilitarisierung des Rheinlandes, dem Anschluss Österreichs und der Besetzung des Sudetenlandes jeder junge Deutsche unweigerlich Militärdienst leisten musste. Aber in unserer Familie war der Waffendienst von einem besonderen Glanz umgeben. Wir wuchsen mit dem Gedanken auf, dass auch wir diesen Weg einschlagen würden. Ich habe niemals einen Besuch des Feldmarschalls Hindenburg in Lieser im Jahr 1930 vergessen. Ich besitze noch ein Schulheft, in dem ich das Ereignis festgehalten habe. Mein Aufsatz trägt den nüchternen Titel «Wie ich Hindenburg gesehen habe».

Im Jahr 1930 war Hindenburg Reichspräsident, und er besuchte die «befreiten Gebiete». Wohin er kam, von Koblenz bis Trier wurde er von der Bevölkerung begeistert empfangen. Auf der Fahrt durch das Moseltal machte er Station bei meiner Grossmutter. Hindenburg war ein häufiger Gast in unserem Haus, auch während des Ersten Weltkrieges hatte er von seinem Hauptquartier in Bad Kreuznach in der Pfalz aus meine Grossmutter einige Male besucht. Einen ganzen Tag lang bereitete man sich fieberhaft auf sein Eintreffen vor. Eine Stunde vor seiner Ankunft mussten wir Enkelkinder uns wie die Orgelpfeifen in Reih und Glied im Wintergarten aufstellen. Dann trat Hindenburg ein, und mein ältester Bruder Clemens rief: «Der Herr Reichspräsident, unser geliebter Generalfeldmarschall, hurra! Hurra!» Und wir wiederholten alle: «Hurra! Hurra!» Er schritt das Spalier der Kinder ab und ging dann in den Salon, wo der Tee serviert wurde. Später durften wir ihn einzeln begrüßen. Ich betrat den Salon, wo die Erwachsenen versammelt waren, wie gelähmt vor Aufregung.

Ich reichte ihm die Hand, und er fragte mich: «Was möchtest du später werden?» Meine Mutter flüsterte mir zu: «Soldat!» Und ich antwortete: «Soldat!» Er murmelte beifällig: «Bravo!» Ich wusste nicht, dass ich eines Tages dieses Versprechen würde einlösen müssen.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Meine Neigung zum Militär ist insgeheim gewachsen. Mein Vater hat mich nicht darin bestärkt, ganz im Gegenteil. Er sah die Karikatur des Offiziers der Zwanziger] ahre vor sich, des «Säbelträgers», der viele schöne Worte macht, morgens ausreitet und am Nachmittag seinen Tee nimmt. Die Armee der Nachkriegszeit war etwas Heiliges und Unberührbares. Im Führungsstab gab es reichlich «höfische Offiziere», die mehr Zeit mit Ausritten und angenehmer Konversation verbrachten als mit Exerzieren im Staub. Meine Berufung zum Militär entdeckte ich bei der Lektüre eines Buches über den schon erwähnten Flieger Guynemer. In meiner Kindheit faszinierten mich die Berichte über Luftkämpfe, weil sie von Mut und Missachtung der Gefahr kündeten. Sie waren die moderne Ausprägung des Ritterethos, wie es auch in Renoirs Film *Die grosse Illusion* zum Ausdruck kommt: Der abgeschossene Flieger wird von seinen ehemaligen Gegnern ins Offizierskasino eingeladen, und sie köpfen zusammen Champagnerflaschen, bevor er ins Kriegsgefangenenlager einrückt. In unseren Augen wuchsen diese neuen Helden über sich hinaus, wie es der sehnlichste Wunsch meiner Generation war. Ihre Haltung stellte ein Bindeglied zum alten französischen Rittertum von Roncevaux und den Kreuzfahrern dar.

Dennoch möchte ich aus den Erinnerungen meiner Kinderzeit nicht nur die Bilder von Epinal hervorholen.

Ich habe schon erzählt, in welcher Ernsthaftigkeit, beinahe Düsterei, wir aufwuchsen. Wir bereiteten uns darauf vor, uns für das Vaterland zu opfern, durch Zeremonien am Mahnmal für die Toten, durch das Gebet zur Erinnerung an unsere Angehörigen, die auf dem Feld der Ehre gestorben waren. Unsere sozialen Beziehungen waren davon durchdrungen. Wir lebten seelisch in einer Welt, die dem Krieg entronnen war. Der Wiederaufstieg Deutschlands war für uns die Chronik einer angekündigten Katastrophe. Eine düstere Zukunft zeichnete sich ab. Die Möglichkeit einer tragischen Entwicklung schlich sich in die Gespräche ein und prägte auch unsere Entscheidungen: Die jungen Leute wählten die militärische Laufbahn, weil sie ein Bollwerk gegen Deutschland errichten wollten.

#### **AUGUST VON KAGENECK**

Wir hegten keine Rachegefühle. Uns ging es vielmehr darum, wieder zu einem gleichen Status zurückzukehren. Wir warteten auf den Augenblick, da Deutschland dank seiner wirtschaftlichen Erholung und der politischen Verhandlungen wieder zum Konzert der europäischen Mächte zugelassen sein würde. Der Vertrag von Versailles würde als schrecklicher Irrtum in die Geschichte eingehen. Wer die Besiegten demütigte, sie unter einem ungerechten Joch hielt, bereitete eine grausame Zukunft vor.

#### **HÉLIE DE SAINT MARC**

War die Rückeroberung «germanischen» Lebensraums, die in Hitlers Reden eine so grosse Rolle spielte, für Sie ein wichtiges Thema?

#### **AUGUST VON KAGENECK**

Unsere Lehrer sprachen oft über die verlorenen Gebiete. Eine

ganze Reihe deutscher Gebiete im Osten war an Polen gefallen: die Provinz Posen, der Danziger Korridor, Oberschlesien, ein Teil von Pommern. Deutschland hatte sich immer nach Osten orientiert. In *Mein Kampf* schrieb Hitler: «Einem Volk wird die Freiheit des Daseins nur durch eines gesichert: Lebensraum. Wenn wir aber von neuem Grund und Boden reden, können wir in erster Linie nur an Russland und die ihm untertanen Randstaaten denken.»

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wir träumten vom französischen Kolonialreich. Jedes Kind lernte, dass ein Teil der Grösse Frankreichs mit den Weiten Afrikas und Asiens verbunden war. Trotzdem hatten meine Eltern keine illusionären Vorstellungen von den Kolonien. Das französische Bürgertum blickte auf das Kolonialreich herab, das mit der Dritten Republik entstanden war, obwohl es dort finanzielle Interessen hatte. Man überliess das den Neureichen und den Abenteurern. Aber die Markierungen der französischen Besitzungen auf der Landkarte faszinierten mich. In der Schule lernte ich, dass viele interessante Männer in unseren Gebieten in Afrika und Asien lebten, die ausserordentliche Expeditionen unternahmen. Faidherbe, Brazza, Charles de Foucauld und Gouraud – zu ihnen schaute ich bald auf, weil sie für mich das Beste verkörperten, was das Menschengeschlecht hervorzubringen vermochte.

Ich erinnere mich noch an ein Plakat der Kolonialausstellung.<sup>33</sup> Es zeigte einen Vietnamesen mit Reisstrohhut, einen pechschwarzen Afrikaner, einen Tuareg, von dem man nur die Augen sah, und einen Inder mit dunklem, sonnenverbranntem Gesicht. Damals war ich neun Jahre alt. Später habe ich in alten Ausgaben

von *L'Illustration* geblättert, so etwas wie das Magazin *Paris-Match* der damaligen Zeit, in denen über das Ereignis berichtet wurde. Etliche Seiten waren dem «grösseren Frankreich» gewidmet mit seinen Brücken über den Mekong, seinen Hospitälern mitten im Busch, seinen Schulen hoch in den Bergen, seinen Strassen quer durch die Wüste. Der Traum vom Kolonialreich fügte dem Patriotismus ein missionarisches Ideal hinzu, als bringe Frankreich Bildung und Kultur zu den Völkern, die nichts davon besaßen. Ich ahnte dunkel, dass die Dinge womöglich etwas komplizierter lagen, aber damit verband sich eine Begeisterung, ein Appell, der Eintönigkeit eines geschichtslosen Lebens zu entgehen, in dem sich alles in unendlicher Monotonie nur immer wiederholte.

Später, bei der Vorbereitung auf Saint-Cyr, bekam ich die Schriften von Marschall Lyautey in die Hand.<sup>34</sup> Er wurde berühmt als Generalgouverneur von Marokko. Er hat das Land befriedet, ohne die einheimische Bevölkerung einfach zu übergehen. Ich habe seine Bücher wieder und wieder gelesen, zum Beispiel *Die koloniale Rolle Frankreichs*, in dem er ausführt, dass es nicht unsere nationale Bestimmung ist, die Menschen in den Kolonien zu unterwerfen und für sie zu entscheiden, sondern im Gegenteil, ihnen etwas zu geben.

Die Seiten, wo er erklärt, dass Frankreich sich eines Tages zurückziehen muss, damit die kolonisierten Länder ihren eigenen Weg finden können, waren mir aus der Seele gesprochen. Für unser Gespräch habe ich mich noch einmal in meine damalige Lektüre vertieft, und ich habe die folgenden ausserordentlichen Zitate gefunden, die auf mich genauso wirken wie Kindheitserinnerungen: Sie bringen eine Welt zurück, die untergegangen ist. Eine Passage von Lyautey habe ich notiert: «Es ist vorauszusehen und

ich betrachte es als eine historische Wahrheit, dass in einer mehr oder weniger fernen Zukunft ein entwickeltes, zivilisiertes Nordafrika, das sein eigenes, autonomes Leben führt, sich vom Mutterland lösen wird. In diesem Augenblick muss – dies hat das höchste Ziel unserer Politik zu sein – die Trennung ohne Schmerzen erfolgen in einer Weise, dass die Blicke der Eingeborenen sich immer noch voller Zuneigung auf Frankreich richten. Es darf nicht sein, dass die afrikanischen Völker sich gegen Frankreich stellen. Zu diesem Zweck müssen wir uns von heute an darum bemühen, dass sie uns lieben.» Wenn wir das zeitbedingte Pathos abziehen, haben wir eine prophetische Vision der Entkolonialisierung vor uns.

## *Zweiter Teil*

### *Zwischen zwei Unwettern*

1932. Es ist das letzte Jahr vor Adolf Hitlers Machtergreifung. In ganz Europa tritt die Generation der Nachkriegspolitiker ab. In Frankreich stirbt Kriegsminister André Maginot im Amt. Maginot, ein Veteran des Ersten Weltkriegs, glaubte, er hätte ein wirksames Mittel gefunden, um in Zukunft deutsche Vorstöße abzuwehren, die seit 1870 für Frankreich zur Obsession geworden waren. Er stirbt, bevor die berühmte «Maginotlinie» fertiggestellt ist, die eine Zeit lang die deutschen Soldaten beeindruckt wird. Frankreich richtet ihm ein Staatsbegräbnis aus. Es ist fast ein symbolischer Akt, als der Leichnam in einem Sonderzug in seine Heimat Lothringen überführt wird.

Auch eine andere Symbolgestalt der Nachkriegszeit stirbt: Aristide Briand, Träger des Friedensnobelpreises, seit 1925 Außenminister Frankreichs. Seine Überzeugung war: «Solange ich an meinem Platz bin, wird es keinen Krieg geben.» Er träumte von einer Europäischen Union, bevor es den Begriff überhaupt gab. Sieben Jahre nach Briands Begräbnis kam die allgemeine Mobilmachung.

Traurig, absurd und symbolhaft: Staatspräsident Doumer wird auf offener Strasse von einem gewissen Corgu-

low ermordet, der nach seiner Verhaftung behauptet, er sei der Anführer einer Bewegung, die den Kommunismus bekämpft. Doumers Nachfolger Albert Lebrun ist ein ehrenwerter, aber blasser Mann. Die Regierungen wechseln rasch. Die Weltkriegsveteranen (über fünf Millionen) versuchen sich als Rettung anzubieten, aber ihr politisches Programm besteht aus der einzigen Frage: «Haben wir umsonst gelitten?»

Allmählich zeichnen sich die Konturen einer anderen Welt ab. Oberst Charles de Gaulle veröffentlicht ein Plädoyer für den massiven Einsatz selbstständiger Panzerverbände. Die erste Auflage seines Buches *Die Schneide des Schwertes* erscheint mit der Widmung: «Diese Abhandlung kann nur Ihnen gewidmet sein, Herr Marschall Pétain, weil nichts als Ihr Ruhm besser zeigt, welchen Nutzen die Tat aus dem Strahlen des Geistes ziehen kann.» Zehn Jahre später begreift niemand mehr diesen Satz.

In Deutschland zählen die Behörden Anfang Februar 6'126'000 Arbeitslose. Hitler reist mit dem Flugzeug durch Deutschland und wird überall triumphal empfangen. Dank Stimmen von links setzt sich der greise Feldmarschall Hindenburg bei der Wahl des Reichspräsidenten gegen Hitler durch. Hindenburg ist 85 und laviert zwischen hartem Durchgreifen – per Verordnung werden die Umtriebe von SA und SS verboten – und Zugeständnissen – mehrere zum Tod verurteilte kriminelle Nationalsozialisten werden begnadigt.

Im Reichstag treten die nationalsozialistischen Abgeordneten in Uniform auf. Der Adel und die Wirtschaft schwanken zwischen einer Militärdiktatur und den Nazis.



Grossindustrielle wie Fritz Thyssen und wichtige Bankiers sprechen sich in einem Schreiben an Hindenburg für Hitler aus, der ihnen als Bollwerk gegen den Bolschewismus erscheint. Der Feldmarschall sträubt sich noch. Aber die Zeit läuft. Ende 1932 handelt es sich nur noch um Tage.

In der Sowjetunion hat Stalin nach der Entmachtung Trotzki's uneingeschränkte Macht. Er leitet die Kollektivierung der Wirtschaft ein, zwingt die Bauern in Kolchosen und setzt eine beschleunigte Industrialisierung durch. Jegliche Opposition wird unterdrückt, jede ideologische Abweichung wird bis ins Herz der Partei verfolgt: Im Oktober 1932 lässt Stalin Lenins alte Weggefährten Kamenjew und Sinowjew verhaften. Der «Liberale» Kirow wird mit Stalins Wissen ermordet.

Die Angst vor den «Roten», der Aufstieg der «Braunen», der Rückzug der «Partei des Friedens» hinter ihre Befestigungsanlagen – für die Dreissigerjahre ist eine doppelte Dynamik typisch: auf der einen Seite hysterische Begeisterung, auf der anderen Gefühle von Angst und Ohnmacht.

## *Sehr gemässigt republikanisch*

### **AUGUST VON KAGENECK**

Zurückblickend erstaunt mich der Kontrast zwischen der Fülle der politischen Entwicklungen in den Dreissigerjahren, als so viele entscheidende Dinge passierten, und dem wenigen, was wir Jugendliche davon mitbekamen. Wir lebten in unserer kindlichen und jugendlichen Welt wie unter einer Glasglocke. War das bei Ihnen genauso? Waren Ihre Eltern irgendwie politisch oder gesellschaftlich engagiert?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Im strengen Sinne nicht. Mein Vater und meine Mutter gehörten keiner Organisation an. Sie besaßen fest gefügte politische und religiöse Überzeugungen, aber sie kämpften nicht dafür. Patriotismus war eine Selbstverständlichkeit, darüber diskutierte man nicht. Darunter gab es dann wohl einige Nuancen.

Meine Familie mütterlicherseits war uneingeschränkt republikanisch eingestellt. Mein Grossvater, der Senator, gehörte zur rechten Mitte. Er war ein Mann der Gironde in mehr als einem Sinn: Er stand den «Orléanisten», den Anhängern der Julimonarchie, einer modernen, für neue Ideen offenen Französischen Revolution nahe. Er verkörperte das bürgerliche Milieu von Bordeaux mit seinen Geschäftsleuten und Händlern, die voller Neugier auf die Welt und das überseeische Frankreich blickten, wo

sie auch wirtschaftliche Interessen verfolgten. Auf der väterlichen Seite war, wie gesagt, die monarchistische Tradition sehr stark. Mein Vater las täglich *L'Action française*, spöttisch bezeichnete er die Zeitung als «mein Gift», weil sie einmütig vom Papst und vom französischen Thronanwärter verurteilt wurde. Derartige Überzeugungen waren damals bei der katholischen Rechten nicht ungewöhnlich. Man neigte instinktiv in diese Richtung, es wirkte wie das Zeichen der Zugehörigkeit zu einer bestimmten gesellschaftlichen und intellektuellen Kaste. *L'Action française* wurde auch bei den du Pavillons gelesen, einer Familie im Périgord, zu der wir engen Kontakt hatten. Mein ältester Bruder hatte eine ihrer sechs Töchter geheiratet, und einer ihrer Söhne, Adhémar, war mein bester Freund. Die Grossmutter der Familie unterstützte in den Zwanzigerjahren Charles Maurras sehr grosszügig mit Geld. Die Mutter war eine leidenschaftliche Frau, kompromisslos, scharfzüngig, sie nahm kein Blatt vor den Mund.

Mein Vater bedauerte die Annäherung der Kirche an die Republik. Ich erinnere mich an Worte, die ich damals nicht verstand. Er sagte, seit der Revolution befinde sich unser Land in einem Bürgerkrieg unterschiedlicher Klassen gegeneinander, der Rechten und der Linken gegeneinander. Die parlamentarische Ordnung mit ihrer Klügelwirtschaft und dem radikal-sozialistischen Geschacher war ihm zuwider. Nach seiner Überzeugung konnte nur eine im Land verwurzelte Familie, die alle Staatsbürger als die Verkörperung der Nation betrachten würden, die Spaltung überwinden.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Haben Sie sich an den politischen Diskussionen beteiligt?

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Niemals. Das Bild, das ich hier skizziere, ist eher eine Hintergrundkulisse, in meiner Erinnerung kaum wahrnehmbar. Aber weil wir unser Gespräch ganz offen führen, muss ich versuchen, das Bild möglichst genau zu zeichnen. Ich fuhr damals lieber mit meinem Fahrrad durch die Wälder und die Hügel hinauf und hinunter. Die Welt der Politik und die grossen ideologischen Bewegungen liessen mich gleichgültig. Mich interessierte es mehr, Vogelnerster auszunehmen, als mich in die Lektüre von Maurras zu vertiefen. Ich bewunderte meinen Freund Adhémar du Pavillon wegen seiner scharfen Intelligenz, aber vor allem, weil er sich über alles lustig machte, weil er schlüpfrige Witze erzählte und sich immer in Szene zu setzen wusste.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Mein Vater war auch Monarchist, allein schon vom Gefühl her, weil er dem Kaiser und der kaiserlichen Familie nahegestanden hatte. Er sprach immer mit einer gewissen Verachtung von «den Sozis», den Sozialdemokraten, die er für die Revolution von 1918 und den Sturz der Monarchie verantwortlich machte. Aber er hat das Ende der Monarchie akzeptiert und war einem Mann wie Friedrich Ebert, dem ersten Präsidenten der Weimarer Republik, dankbar, weil er dem Land endlich wieder Frieden gebracht hatte. Eine Zeit lang spielte mein Vater mit dem Gedanken, sich politisch zu betätigen. Seine Freunde unter den Offizierskameraden, mit denen er in Kontakt geblieben war, fühlten sich zur Deutschen Arbeiterpartei<sup>1</sup> hingezogen. Aber ihm missfiel die Mischung aus Militarismus und jugendlichem Rowdytum, die diese kleine Gruppierung pflegte. Ihm lagen die Deutschnationalen

mehr, eine Partei aus Vertretern des konservativen, landbesitzenden Milieus, dem wir uns zugehörig fühlten. An der Spitze der Deutschnationalen stand der Pressezar Alfred Hugenberg<sup>2</sup>, der Partei gehörten Junker, liberale Industrielle und all jene an, die Ordnung wollten. Mein Vater trat nicht in die Partei ein, unterstützte sie aber kontinuierlich. Bei jeder Wahl – und in jenen turbulenten Zeiten gab es davon weiss Gott genug, allein 1932 zwei Parlamentswahlen, bevor Hitler an die Macht kam – nahmen die Eltern uns nach dem Gottesdienst mit zur Stimmabgabe. Während sie ihrer staatsbürgerlichen Pflicht nachkamen und wählten, betrachteten wir die Plakate mit den Köpfen der Politiker: Hitler, Hindenburg, Ernst Thälmann, der Vorsitzende der Kommunistischen Partei Deutschlands, und Gustav Ritter von Kahr, der bayrische Monarchist und Ministerpräsident von 1920. Wenn unsere Eltern aus der Wahlkabine traten, bedrängten wir sie mit Fragen: «Wen habt ihr gewählt?» Nach kurzem Zögern antworteten sie: «Die Deutschnationale Partei natürlich.»

Im Gegensatz zu meinem Vater war meine Mutter eine Anhängerin der Republik, ungewöhnlich für die Tochter des Landwirtschaftsministers im Kaiserreich. Aber ich habe den französischen Einfluss auf das Rheinland schon erwähnt. Ihre Familie orientierte sich sehr nach Frankreich. In ihrem Elternhaus wehte der Geist des französischen «Liberalismus», und sie war von französischen Kindermädchen aufgezogen worden. Ihr geistiges Vorbild war der christliche Philosoph Romano Guardini, dessen Bücher sie mit Begeisterung las.<sup>3</sup>

Wir betrachteten Deutschland nach wie vor als Kaiserreich mit einem Herrscher an der Spitze, der vorübergehend am Regieren gehindert war. Etwas anderes konnten wir uns nicht vorstellen.

Aber anders als in Frankreich dauerte diese Nostalgie nicht 150 Jahre, nicht einmal zehn, und wir hatten keinen Zweifel, dass der Kaiser zurückkehren würde. Niemand in unserer Familie wollte der Republik so dienen, wie wir Wilhelm II. gedient hatten. Die einzige Ausnahme bildete Onkel August, ein Bruder meiner Mutter. Er war Landrat von Bernkastel und stand damit offiziell in den Diensten der Republik. Aber im Privaten lehnte er die Republik genauso ab wie alle anderen.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Was kritisierten Ihre Eltern an der Republik?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Zunächst ihren Ursprung: Sie war 1918 aus einer Niederlage entstanden, die das Ende der Monarchie gebracht hatte. Und sie litt an ihren institutionellen Schwächen. In vielem glich sie Ihrer Dritten Republik: Die Regierungen wechselten rasch, manchmal nach Wochen, die längste blieb zwei Jahre im Amt. 1925, als Feldmarschall Hindenburg als Nachfolger des Sozialdemokraten Ebert zum ersten Mal Reichspräsident wurde, schwebten meine Eltern im siebten Himmel. Für sie bedeutete diese Wahl den Beginn der Rückkehr zur Monarchie, zumal noch immer eine Familie unbestritten die monarchistische Idee verkörperte – anders als in Frankreich.

Mein Vater besass ein ausgeprägtes Rechtsbewusstsein. Er fand, der Inhaber des höchsten Staatsamtes dürfe nicht von einer Gruppierung gestellt werden, sondern müsse der Vater aller sein. Aber obwohl er ein glühender Anhänger der Monarchie war, hätte er niemals einen Putsch gegen die Republik befürwortet. Zu Be-

ginn der Weimarer Republik, im März 1920, hatte es in Berlin einen Putschversuch gegeben, angeführt von Wolfgang Kapp. Ich glaube nicht, dass er damals die Zustimmung meines Vaters gefunden hat, ausserdem blieben die Ziele der Putschisten ziemlich unklar. Mein Vater war ganz und gar durchdrungen vom Respekt für die bestehende Ordnung, seiner Überzeugung nach zählte der innere Frieden mehr als alles andere.

Von Carl von Schubert, dem Staatssekretär, habe ich schon erzählt. Er war einer unserer Nachbarn und hatte grossen Einfluss auf meine Eltern. Ihm gehörte ein grossartiger Besitz in der Nähe von Trier, Grünhaus, von dort kam ein sehr renommierter Wein, der Maximin Grünhaus. Carl von Schubert war in den diplomatischen Dienst eingetreten und wurde schliesslich Staatssekretär von Aussenminister Gustav Stresemann, der Mitte der Zwanzigerjahre zusammen mit Briand der Architekt des Friedens in Europa war. Carl von Schubert begleitete Stresemann bei allen Verhandlungen der europäischen Mächte, die zum Dawesplan führten, zum Locarnopakt und zur Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund im Jahr 1926. Er berichtete uns von den Bemühungen seines Dienstherrn, Frankreich mit seinen Forderungen in die Schranken zu verweisen und sich stärker auf die Amerikaner und Engländer zu stützen, die uns mit mehr Wohlwollen begegneten: Die Angelsachsen sahen mit ihrem Pragmatismus in Deutschland vor allem einen Markt, den es zu erobern galt. 1945 habe ich Carl von Schubert einmal in Grünhaus besucht. Ich traf ihn in Gesellschaft britischer Besatzungsoffiziere an, die er eingeladen hatte, seinen Wein zu kosten. Er erhob sein Glas, und ich höre noch seinen Trinkspruch: «Auf Grossbritannien, das uns stets gegen die Forderungen Frankreichs verteidigt hat!»

Er durchschaute die Lage immer sehr klar. Im März 1941, als ich die Offiziersschule in Potsdam besuchte, lud er mich zu sich nach Berlin ein, in seine Wohnung am Kurfürstendamm. Ich sehe noch seinen Schreibtisch vor mir mit Fotografien aller wichtigen europäischen Politiker der Zwischenkriegszeit: Neville Chamberlain, Eduard Benes, Aristide Briand ... An dem Tag hatte Hitler den Entschluss zum Einmarsch in Jugoslawien gefasst. «Das ist der Anfang vom Ende», sagte Schubert, ein ausgezeichnete Balkankenner, zu mir. «Jetzt hat er nicht mehr die Engländer im Visier, sondern die Sowjetunion. In einigen Monaten werden wir Krieg gegen die Russen haben und diesen Krieg können wir nicht gewinnen.»

Obwohl seine Ansichten liberaler waren als die meiner Eltern, schätzten sie ihn sehr. Jeden Sommer reiste er von Berlin an die Mosel, und wir begrüßten ihn in Blumenscheidt. Meine Mutter mochte vor allem seine Frau sehr gern, eine kluge Frau und erbitterte Gegnerin der Nationalsozialisten. Die Schuberts waren höchst willkommene Gäste, denn wenn sie kamen, sprach man sozusagen in autorisierter Form über Politik. Das ganze Jahr über lebten meine Eltern abgeschieden auf ihrem Gut, und so freuten sie sich immer, wenn sie aus dem Mund eines vernünftigen Mannes, der über Informationen aus erster Hand verfügte, Kommentare zur politischen Aktualität hörten.



## *Die rote Gefahr*

### **AUGUST VON KAGENECK**

In Deutschland fasste der Kommunismus unmittelbar vor 1914 in Gestalt des Spartakusbundes<sup>4</sup> Fuss. Die internationalistisch gesinnten Spartakisten lehnten den Krieg entschieden ab, denn in ihren Augen war er nichts anderes als eine Gelegenheit für die Kapitalisten, auf Kosten der Massen, die als «Kanonenfutter» dienten, ihren Profit aus der Rüstungsindustrie zu ziehen. Die Spartakisten versuchten, die Niederlage Deutschlands auszunutzen und die Macht zu übernehmen, wie es die Bolschewiken 1917 in Russland getan hatten. Es folgte eine Phase von Erhebungen und Unruhen, die durch ein Revolutionskomitee gesteuert wurden, mit dem Ziel, die junge Republik zu stürzen. Ich habe schon erwähnt, dass mein Vater in Gefangenschaft geraten war und in England interniert wurde. Ende 1919 kam er wieder frei. Er ging in Portsmouth auf ein Schiff nach Bremen. In Bremen war die Situation unsicher. Einige Monate zuvor hatten sich die Hafen- und Werftarbeiter erhoben. Kriegsminister Noske hatte zur Niederschlagung des Aufstandes die Freikorps zu Hilfe gerufen; innerhalb von zwei Tagen war der Aufstand erstickt, aber die Atmosphäre blieb angespannt.

Mit Hilfe von Agenten aus Moskau hatten die so genannten «Roten» einen revolutionären Arbeiter- und Soldatenrat gegründet, der sich um die Rückführung der Kriegsgefangenen kümmerte: zuerst um die einfachen Soldaten, dann um die Offiziere. Und

die Generäle ... nun ja. Mein Vater musste mehrere Wochen in Bremen ausharren, interniert in einer Baracke. Schliesslich konnte er ins zivile Leben und zu seiner Familie zurückkehren. Im Zug nach Bonn musste er die ganze Zeit im Gang stehen und sich die höhnischen Bemerkungen der ungehobelten Soldaten anhören, die die Abteile mit Beschlag belegt hatten. Dieses Erlebnis hat tiefen Eindruck auf ihn gemacht, in vieler Hinsicht war es schmerzlicher als die Monate der Gefangenschaft, die hinter ihm lagen, denn schlagartig wurde ihm bewusst, welches Chaos in Deutschland herrschte und wie gross die Gefahr war, dass es eine kommunistische Republik werden könnte.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Franzosen wissen über diesen Abschnitt der deutschen Geschichte so gut wie nichts. Vielleicht liessen sie sich durch den Sieg von 1918 und die «wilden Jahre» blenden, die darauffolgt, jedenfalls haben sie sich für Deutschland nicht weiter interessiert. Zwischen dem Vertrag von Versailles und der Machtergreifung Hitlers liegt für uns die Republik, von Weimar, der Stadt Goethes, über die Madame de Staël gesagt hat, sie sei keine kleine Stadt, sondern ein grosses Schloss. Die Deutschen waren besiegt, hatten eine instabile Republik und die Franzosen erwarteten von Deutschland nur Geld als Wiedergutmachung für den Krieg. Von der deutschen Geschichte in den Zwanzigerjahren haben wir nichts in Erinnerung behalten.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Die kommunistische Gefahr wurde von den Sozialdemokraten gebannt. Gustav Noskes Freikorps haben den Aufstand der Hafendarbeiter in Bremen niedergeschlagen.

Noske, ein Mann mit groben Manieren, stammte aus sehr einfachen Verhältnissen und hatte sich mühsam hochgearbeitet, vom Holzfäller und Metzgergesellen zum Redakteur einer sozialistischen Zeitschrift. Er erkannte rasch, wie gefährdet die Freiheit in Deutschland war. Im Ersten Weltkrieg hatte er in den Schützengräben gekämpft, er war mit der Armee und den Soldaten vertraut und entschied, mit ihrer Hilfe das Land zu retten. «Einer muss der Bluthund sein», sagte er zur Rechtfertigung seiner Entscheidung.

Nach dem Vertrag von Versailles wurde die deutsche Armee offiziell auf 100'000 Mann reduziert. Aber viele demobilisierte Soldaten kämpften weiter, schlossen sich in Freikorps unter der Führung von Offizieren, alles Helden des letzten Krieges, zusammen. Auf sie stützte sich Noske. Die Freikorps verachteten die Republik genauso wie Liebknechts Spartakisten, aber sie hassten die Kommunisten mehr als die Sozialdemokraten, die ihnen als die kleinere Gefahr erschienen. Mit ihrer Hilfe erlangten die Regierungstruppen nach und nach wieder die Kontrolle über die grossen Städte. Es war ein schrecklicher Kampf, die Gewalt erschütterte die Deutschen sehr. Das Trauma weckte einen tiefen Wunsch nach Stabilität, um welchen Preis auch immer.

Ich habe meine Eltern oft über die kommunistische Gefahr diskutieren gehört. Viele kommentierten Hitlers Aufstieg zur Macht mit den Worten: «Der Mann wird uns vor dem Kommunismus bewahren. Darum müssen wir uns an seine Seite stellen.» Die Demokratie in Deutschland schien schwach, wenig verwurzelt, ungeliebt. Für viele hatte das Regime mit den Siegern paktiert und dem Vertrag von Versailles zugestimmt. So war es für Hitler ein Leichtes, die Regierung lächerlich zu machen und zu

bekämpfen. Daraus entstand die unbestreitbare Sympathie der öffentlichen Meinung für die nationalsozialistische Partei.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Mein Verhältnis zum Kommunismus ist komplizierter. In den Kreisen, in denen ich aufgewachsen bin, hatte man grosse Angst vor dem Kommunismus, aus ähnlichen Gründen wie bei Ihnen. Die hündischen Organisationen machten den Kampf gegen den Bolschewismus zu ihrem besonderen Anliegen, sie beschworen das Schreckgespenst der Sowjetunion und später der spanischen Republik, die Krieg führen würden. In den Zwanzigerjahren gab es in Paris blutige Zusammenstösse zwischen nationalistischen und kommunistischen jungen Leuten.

War die kommunistische Gefahr eine Realität? In Russland hatten die Kommunisten gezeigt, dass sie durchaus gewaltsam die Macht übernehmen konnten. Trotzdem pflegte die französische Rechte einen eher karikaturhaften Antikommunismus. Er verfehlte seinen Eindruck auf mich nicht. Als Fünfzehnjähriger war ein Kommunist für mich ein Halunke mit einem Messer zwischen den Zähnen. Wenn man an die zahlreichen Enthüllungen über die sowjetischen Lager, die Säuberungen, die absurden Züge des Systems und die Entlarvung des roten Totalitarismus denkt, könnte ich im Rückblick durchaus sagen, dass mein jugendlicher Eindruck zutraf. Dennoch würde ich heute differenzierter urteilen. Damals verband sich mit dem Kommunismus auch eine Hoffnung.

Richtig kennen gelernt habe ich den Kommunismus im Konzentrationslager, nicht auf intellektuelle, ideologische Weise, sondern ganz physisch. Ich habe ihn als eine sehr intensive Solidarität erlebt. Kommunistische Lagerkameraden waren integre

Männer, dem Ideal der Brüderlichkeit und der sozialen Gerechtigkeit verpflichtet. Sie verdienten Respekt. Durch sie habe ich gelernt, zwischen den Menschen und den Ideen zu unterscheiden – und diese Lektion habe ich mir gut gemerkt. Ich bin mit Kommunisten befreundet geblieben. Nach 1966 hat mir ein ehemaliger Lagerkamerad geholfen, nach der Heimkehr aus dem Gefängnis wieder Fuss zu fassen. In dem Unternehmen munkelte man: «Die Chefs beschäftigen einen Putschisten.» Bei den Gewerkschaften führte das zu Unmut. Die diskrete Intervention dieses Mannes beruhigte die Gemüter und lenkte die Diskussion in weniger emotionsgeladene Bahnen zurück.

In Buchenwald spielten die kommunistischen Häftlinge eine grosse Rolle, sie bildeten gewissermassen das Rückgrat des Lagers. Dafür betrieben sie auch aktiv Propaganda, vor allem in den letzten Monaten, als die Überwachung nachliess. In kleinen Zirkeln führten sie Schulungskurse durch. Wenn wir zu den endlosen Appellen auf dem Lagerplatz antreten mussten, murmelten wir unhörbar die Nationalhymnen und darunter auch die Internationale. Ich habe deutsche und polnische Kommunisten getroffen, brillante und äusserst redegewandte Männer. Sie malten uns aus, wie ein Nachkriegseuropa aussehen würde, in dem Gleichheit herrschte, Kommunismus und Brüderlichkeit: Sie träumten von einer anderen Welt.

Ich hatte einen Freund, einen Kommunisten aus dem Südwesten, der mich unbedingt für seine Sache gewinnen wollte. Wir sprachen stundenlang miteinander, im Arbeitskommando und in jeder freien Minute. Er berichtete sogar seinen Oberen im Lager von mir und beschwor sie, sie sollten mir ebenfalls zureden. Doch

sie verzogen nur das Gesicht, als sie meinen Namen hörten. Ein bisschen zu lang. Und ich zeigte zu wenig Begeisterung.

Mir fiel an den Kommunisten eine ausserordentliche Fähigkeit auf, sich an jede Umgebung anzupassen, ganz besonders an eine feindselige. Die bürgerlichen Häftlinge – mit den kommunistischen Begriffen gesprochen – kamen vollkommen hilflos im Lager an, eine so ungleiche und brutale Welt überforderte ihre Überlebensfähigkeiten. Die Kommunisten hingegen passten sich rasch an, zumal viele ihr ganzes Leben in halb geheimen Organisationen und Parteizellen zugebracht hatten. Sie wussten, wie man sich organisierte und sich solidarisch verhielt.

## *«Monsieur Hitler»*

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ihre Eltern waren kaisertreu und erfuhren viel über Politik von Carl von Schubert. Wie haben sie auf den Aufstieg Hitlers in der deutschen Politik reagiert?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Viele Angehörige des deutschen Adels hielten erst einmal voller Verachtung Distanz zu Hitler. Er galt ihnen als ungehobelter Plebejer und Demagoge. Mein Vater hörte im Radio oft den Deutschlandsender aus Königswusterhausen, der immer öfter Ansprachen des NS DAP-Tribuns brachte. Mein Vater belächelte Hitlers Akzent. Aber schon bald nötigten Hitlers Energie und Chuzpe seinen Zuhörern, die sich nach der Grösse des Bismarck-

reiches zurücksehnten, Respekt ab. Unermüdlich wettete er gegen das «Schanddiktat» und setzte ihm die «Wehrhoheit» Deutschlands entgegen, den Anspruch auf eine angemessen grosse Armee. Solche Reden waren Balsam auf die Wunden der Gedeimühten.

Jedes Mal, wenn ein neuer diplomatischer oder militärischer Vorstoss angekündigt wurde, wiegte mein Vater bedenklich den Kopf. Insgeheim freute er sich darüber, was das für sein Land bedeutete. Ich habe ihn in Tränen gesehen, als im Radio die Meldung kam, dass der Reichskanzler die Wiederbewaffnung Deutschlands beschlossen habe, auch wenn dieser Schritt eher aus ideologischen Motiven erfolgte als aus patriotischen.

Auch innenpolitisch waren Hitler bald die Sympathien der traditionell gesinnten Deutschen sicher, weil er die Stärkung der Familie versprach und den Schutz des Eigentums. Hitler führte die Einzelerbfolge wieder ein: Der Hof ging wieder vom Vater auf einen Sohn über, das verhinderte die Zerstückelung durch Realteilung. Die Güter hiessen «Erbhöfe», das unterstrich den Charakter des Familienbesitzes. Nach und nach gaben immer mehr Deutsche ihre Vorbehalte auf – der Anfang einer verhängnisvollen Entwicklung.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Im Umkreis meiner Eltern beobachtete man den Aufstieg von «Monsieur Hitler» mit Besorgnis, aber auch mit einer Spur von Neid. Er verkörperte die Erneuerung Deutschlands und wir waren entschieden antideutsch eingestellt. Aber ich habe auch mitbekommen, dass sich in einen Kommentar hie und da ein Wort der Bewunderung einschlich, weil Hitler aus französischer Sicht als

ein Mann der Ordnung erschien, der die Arbeitslosigkeit in den Griff bekommen hatte und das Ideal der Familie hochhielt.

Ehrlicherweise kann man sagen, dass die Ablehnung schon bald die Oberhand gewann. Wer Hitlers Erfolge rühmte, kritisierte immer zugleich die «unfähige» und «korrupte» französische Republik mit ihrer «Vetternwirtschaft». Umgekehrt entsetzte Hitlers Aussenpolitik meinen Vater zutiefst. Bereits 1935, unmittelbar nach der Volksabstimmung im Saargebiet, prophezeite der Historiker Jacques Bainville<sup>5</sup> die katastrophalen Folgen des Münchner Abkommens: «Der Nationalsozialismus hat gezeigt, dass er in der Lage ist, sich in der deutschen Welt auszubreiten. Er wird sich nicht mit dem Saargebiet zufriedengeben. Prag sollte lieber aufpassen.» Und meine Eltern wiederholten die Warnungen, die sie in *L'Action française* gelesen hatten: «Man muss sich mit einem gut geschmierten Maschinengewehr vor seinen Umtrieben schützen.»

Damals wurde in vielen politisch rechts orientierten Familien, auch in meiner Familie, darüber diskutiert, wie Hitler wirklich war: Stand er «auf unserer Seite», das heisst, verdiente er Respekt und Unterstützung, oder war er «ein Deutscher», und wir mussten ihn mit aller Kraft bekämpfen? Die Entscheidung fiel bald. Für meinen Vater galt das Wort von Henri de Kérillis: «Wenn es um die ewigen Gesetze der Demokratie geht, hat die Stimme des Patrioten mehr Gewicht als die des Angehörigen der bürgerlichen Schicht.»

Im Übrigen war meine Familie durch und durch katholisch, und die Gottlosigkeit der Nazis missfiel uns sehr. Den Feuerkreuzlern gingen leicht Bezeichnungen wie «teuflich» und «Antichrist» für den neuen Führer Deutschlands über die Lippen. Einige besonders hellsichtige Geister sprachen davon, man sollte



*Mein Kampf* ins Französische übersetzen, die Lektüre würde den Mann zuverlässig entzaubern, aber das geschah erst kurz vor Kriegsbeginn. Ich habe übrigens diesen dicken Wälzer nicht gelesen, allein schon der Anblick stiess mich ab.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Die Beziehung Deutschlands zu diesem unscheinbaren Mann war zwiespältig, so sehr, dass manche Historiker sagen konnten, Hitler sei ein typisches Produkt unserer Kultur, ein Sohn Nietzsches und Wagners, er sei nicht die Ursache der Brutalität der Deutschen, sondern habe lediglich die den Deutschen innewohnende Brutalität zum Ausbruch gebracht.<sup>6</sup> Ich teile diese Auffassung nicht, weil Sie aus dem Nationalsozialismus ein diabolisches Verhängnis macht und die persönliche Verantwortung Hitlers für die Tragödie verwischt, die er angerichtet hat. Ausserdem ignoriert diese Argumentation all jene Deutschen, die von Anfang an Widerstand geleistet haben.

Ich denke da an Fritz Gerlich, den Herausgeber der Zeitschrift *Der Gerade Weg*, einen überzeugten Konservativen. Gerlich lernte Hitler 1923 kennen und war sofort ein erbitterter Gegner der NS-Ideologie. In vielen Artikeln bemühte er sich, Hitler seinen Nimbus zu nehmen, über seine Herkunft aufzuklären, seinen Charakter und seine wahren Absichten, und all das mit einem an Swift erinnernden Humor. Im Juli 1932, als die NSDAP schon stark war und ihr Führer kurz vor der Machtübernahme stand, schrieb er einen Artikel mit der Überschrift «Hat Hitler Mongolenblut?» Auf ganz ausserordentliche Weise ahmte er den Stil eines wissenschaftlichen Aufsatzes nach und wendete Hitlers Behauptungen gegen ihn. Das arische Ideal wird mit beissendem Spott karikiert: «Dünn wie Göring, gross wie Goebbels, blond wie Hitler!» Im

März 1933, fünf Wochen nach der Machtergreifung, wurde Gerlich von SA-Männern festgenommen. Er wollte einen Artikel gegen Hitler veröffentlichen, weil er hoffte, Hindenburg liesse sich doch noch dazu bewegen, Hitler aufzuhalten, solange noch Zeit war. Gerlich wurde nach Dachau deportiert und 1934 im Zuge des so genannten «Röhm-Putsches» ermordet.

Genauso feindselig reagierte auch ein Teil des deutschen Adels, dem der kleine Gefreite zu vulgär war, der die Mischung aus verbaler Brutalität und Demagogie unerträglich fand. Konnte man denn etwas anderes als Abscheu empfinden gegenüber diesen Männern, die ihre Vorstellungen auf der Strasse durchsetzen wollten und ihre politischen Gegner niederknüppelten, wie wir es ab 1933 erlebten? Am 1. Mai, dem Tag der Arbeit, veranstalteten die Nazis auf dem Marktplatz von Wittlich einen grossen Aufmarsch. Die Hitlerjugend errichtete einen Maibaum, junge Männer in braunen Hemden standen darum herum. Und überall wehten Hakenkreuzfahnen.

Auf einmal tauchte eine rote Fahne auf. Ein paar Kommunisten wollten die Kundgebung stören. Das bekam ihnen schlecht. Schwarz gekleidete Männer verfolgten sie, rissen sie zu Boden und verprügelten sie vor meinen Augen. Ich sah zum ersten Mal SS-Leute. Ich war ausserordentlich schockiert, so sehr, dass ich meinen Eltern kein Wort davon sagte.

Trotzdem drang die Ideologie in unsere Köpfe ein. In einem meiner Bücher habe ich von dem «Rotor» gesprochen, unter Anspielung auf eine Art Karussell auf dem Jahrmarkt, das sich sehr schnell dreht und die Zuschauer durch die Wirkung der Fliehkraft schreiend und taumelnd gegen die Wände drückt. Genau so war der Nationalsozialismus. Wenige von uns widerstanden seiner

Kraft. Zwei meiner älteren Brüder leisteten ihren Arbeitsdienst ab, den Zwangseinsatz, bei dem junge Deutsche Autobahnen bauten, Sümpfe trockenlegten oder der Nordsee Land abtrotzten. Einer kehrte voller Begeisterung über das Abenteuer zurück, stolz, der «Volksgemeinschaft» angehört zu haben.

Die NS-Ideologie trug Früchte. In Wittlich bildete sich eine Ortsgruppe der Reichsfrauenschaft, und man trug meiner Mutter die Leitung an. Ich glaube, sie zögerte, aber ihre Lust am Organisieren siegte. Sie hatte das Amt eine Zeit lang inne und schied mit einem grossen Knall aus, als die Nazis die Ursulinenschule ins Visier nahmen, die meine Schwester besuchte. Meine Mutter protestierte, in einem Artikel in unserer Lokalzeitung sagte sie unverblümt, was sie von einem Regime hielt, dass sich an einer Nonnenschule vergriff. Eine Art Parteitribunal entthob sie ihres Amtes. Hatte sie vielleicht das Vorgehen gegen die Nonnen zum Anlass genommen, um mit der Partei zu brechen, deren wahre Natur sie immer deutlicher erkannte?

Mein Vater liess sich weniger blenden als meine Mutter und erlag nicht einen Augenblick den Sirenenrufen des Hitlerregimes. Die Nazis wollten, dass er ihre Fahne hisste, aber für ihn gab es nur die schwarz-weiss-rote Fahne des Kaiserreichs, das Hakenkreuz duldete er nicht einmal daneben. In Blumenscheidt wehten nur die Farben, die er anerkannte, die des ewigen Deutschland, für das er 1914 in den Krieg gezogen war.

Nur ein einziges Mal wich er von seinem Grundsatz ab, dem Regime und seinen Würdenträgern die kalte Schulter zu zeigen. Das war im August 1941, als in Wittlich ein grosser Aufmarsch zu Ehren meines Bruders Erbo stattfand, der für seine Luftsiege mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet worden waren. Mein Vater

willigte ein, seine Generalsuniform anzuziehen, und nahm an der Seite des Landrats und des Bürgermeisters, die beide braune Hemden trugen, an der Feier teil. Auf einem Foto in der Lokalzeitung ist die Szene festgehalten und mich frappiert sein abwesender Blick. In ihm kämpften offensichtlich widerstreitende Gefühle: die Ablehnung des Regimes und der Stolz auf seinen Sohn, der ein grosser Flieger geworden war.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Im Februar 1936 ging der Öffentlichkeit bei uns ein Licht auf. Bis dahin hatten die Franzosen sich hauptsächlich lustig gemacht über diesen kleinen Mann, der in seinem Gehrock so lächerlich wirkte. Einer meiner Lagerkameraden hat mir erzählt, dass die Besucher in den Pariser Kinos seine Reden in den Wochenschauen mit Johlen und Hohngelächter kommentierten. Die Franzosen nahmen ihn nicht ernst und fühlten sich überlegen, sie wollten das Drama nicht sehen, das sich ankündigte.

Ein Interview, das Hitler dem Journalisten Bertrand de Jouvenel von *Paris Midi* gab, veränderte die Einstellung nachhaltig. Aus Hitlers Sicht war das ein geschickter Schachzug, er wollte sich präsentieren als ein «Politiker wie alle anderen». Ich habe kürzlich die Passagen wieder gelesen, in denen Hitler versucht, sich harmlos darzustellen, und zurücknimmt, was er in *Mein Kampf* über Frankreich geäussert hat: «Ich war im Gefängnis, als ich dieses Buch geschrieben habe. Französische Truppen hielten das Ruhrgebiet besetzt. Zwischen unseren beiden Ländern herrschte grosse Spannung. Jawohl, wir waren Feinde. Und ich stand auf der Seite meines Landes, wie es sich gehört, gegen Ihr Land. Denn ich hatte für mein Land viereinhalb Jahre in den

Schützengräben gegen Ihr Land gekämpft! Ich hätte mich verachtet, wäre ich nicht in erster Linie Deutscher gewesen, als der Konflikt ausbrach ... Aber heute gibt es keinen Grund mehr zum Konflikt. Wollen Sie, dass ich die Stellen in meinem Buch ändere?»

### **AUGUST VON KACENECK**

Auch ein anderer Mann verkörperte die zwiespältige Mischung aus Faszination und Misstrauen: Franz von Papen. Er war ein entfernter Cousin meiner Mutter, stand ihr aber sehr nahe.<sup>7</sup> Oft besuchte er uns in Blumenscheidt. Wir mochten ihn, aber wir fanden ihn auch ein wenig komisch. Bei uns hiess er nur Fränzchen. Er war klein, hatte lebhaft blaue Augen und sein jugendliches Gesicht trug dazu bei, dass man ihn nicht recht ernst nahm und sich auf seine Kosten amüsierte. Einmal verirrte er sich, als er bei uns zum Mittagessen eingeladen war, und anstatt umzukehren, marschierte er quer über die Felder auf unser Haus zu. Von oben bis unten verdreht stand er vor der Tür und musste sich viel Spott anhören.

Es ist ein Rätsel, wie er es in der Politik so weit bringen konnte. Man erzählte sich, unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg habe er als Militärattaché in Washington eine Aktentasche mit vertraulichen Informationen verloren und sei deshalb abberufen worden. Dieser Schnitzer verhinderte indes nicht, dass er einen bemerkenswerten *cursus honorum* durchlief. Als Mitglied des sehr exklusiven Herrenclubs in Berlin pflegte er nützliche Beziehungen zu Wirtschaftskreisen und Banken. 1922 wurde er als Abgeordneter der katholischen Zentrumsparterie in den preussischen Landtag gewählt. Hitler lernte er bei Freunden kennen. Er war fasziniert von ihm und liess sich auf ein gefährliches Spiel mit ihm ein.

Wenn Onkel Franz bei uns zu Besuch war, drehten sich die Gespräche immer um Hitler. Er wusste zahlreiche Anekdoten über ihn und erzählte bereitwillig vertrauliche Geschichten, in denen er selbst in einem guten Licht erschien. Wir waren unsicher: Gehörte das zu seinem manchmal seltsamen Verhalten? Unterstützte er Hitler? Das Jahr 1932 brachte für ihn die Offenbarung. Bis dahin hatte Franz von Papen dem General Schleicher Recht gegeben, der sagte, Hitler sei «ein Hut, aber kein Kopf», das heisst, er habe Macht, aber wenig Intelligenz. Im Mai 1932 berief Reichspräsident Hindenburg meinen Onkel Franz zum Kanzler einer Regierung, die schon bald den Beinamen «Junkerkabinett» bekam, weil Papen mit zwei Ausnahmen nur Minister mit Adelstitel ernannt hatte!

Gleich seine erste Entscheidung hatte katastrophale Folgen. Er ordnete an, das Verbot der SA aufzuheben und das Tragen von Uniform wieder zu erlauben. Im Juli 1932 gab es daraufhin in Hamburg blutige Zusammenstösse zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten.<sup>8</sup> Die Regierung Papen erliess auch eine Verordnung gegen politische Gewalt, die für politische Attentate die Todesstrafe androhte. Das brachte die Nazis, die viele politische Morde begangen hatten, gegen Papen auf und enthüllte umgehend seine Schwäche: Papen musste sich der Gewalt beugen und die Schuldigen begnadigen. Bei den Reichstagswahlen im Juli 1932 siegten Hitler und seine Gefolgsleute. Hindenburg weigerte sich, ihn zum Kanzler zu berufen. Es folgten mehrere Wochen der institutionellen Blockade. Erstaunlicherweise schlug Papen in dieser Situation Hindenburg vor, man solle sich gewaltsam zugleich der Kommunisten und der Nationalsozialisten entledigen. Dem greisen Präsidenten fehlte dazu der Mut: Würde das nicht zehn Jahre Bürgerkrieg für Deutschland bedeuten?

Am 30. Januar 1933 wurde Hitler mit Papens Zustimmung Reichskanzler, obwohl die NSDAP die Reichstagswahlen im November verloren hatte. Papen war an allen Verhandlungen beteiligt und wurde Vizekanzler. Er glaubte, man könne den gefürchteten NS-Führer «einrahmen», und war durchaus zufrieden mit dem Gang der Ereignisse. Seine Ehefrau dachte indes anders darüber: Augenzeugen haben beobachtet, dass sie in Tränen ausbrach, als ihr Gatte die Gartenanlage an der Wilhelmstrasse durchquerte, auf dem Weg zum Amtssitz des Reichspräsidenten, wo Hitler seinen Eid ablegen sollte.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Vor der Geschichte trifft Papen die furchtbare Verantwortung, dass er Hitler den Weg zur Macht geebnet hat. Bei einer Kraftprobe setzt sich nicht unbedingt der Stärkere durch, sondern der Dreistere, der bereit ist, ein System, das er nicht respektiert, für seine persönlichen Zwecke auszunutzen. Der Aufstieg Hitlers an die Macht wurde also von einem Ihrer Verwandten gefördert. Wie haben Ihre Eltern die Nachricht aufgenommen?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Eines Tages habe ich bei der Heimkehr aus der Schule meine Eltern mit ernster Miene vor dem Radio angetroffen. Sie hatten die Nachricht an jenem Morgen durch einen Telefonanruf aus Berlin erfahren: Jemand aus dem Büro von Onkel Franz hatte sich bei ihnen gemeldet, es war Onkel Franz wichtig, ihnen zu versichern, dass er die Situation im Griff habe. Die Nazis seien in der Regierung sicher «ingerahmt», und er werde als Vizekanzler vor Hitler keinen Zentimeter zurückweichen. Ich höre noch, wie meine Mutter gutgläubig sagte: «Ich hoffe, dass Franz noch etwas tun

kann.» Mein Vater war sehr beunruhigt. Er witterte, dass diese Ernennung hauptsächlich auf den Einfluss der Berliner Entourage des greisen Hindenburg zurückging. Und hinsichtlich Papens Fähigkeit, Hitler in die Schranken zu verweisen, war er mehr als skeptisch. Der weitere Gang der Ereignisse sollte ihm Recht geben.

Achtzehn Monate später fand der Röhm-Putsch statt.<sup>9</sup> Die beiden engsten Mitarbeiter von Onkel Franz, Herbert von Bose und Edgar Jung, wurden umgebracht, er selbst wurde als Botschafter nach Wien abkommandiert. Während einer Italienreise Hitlers hatte er die Stellvertretung übernommen und in einer Rede gesagt: «Deutschland darf nicht zu einem Zug werden, der blind dahintrast und von dem niemand weiss, wann er anhalten wird.» Der Abdruck der Rede wurde verboten, Hitler sah darin eine Provokation: Er glaubte, konservative Kreise wollten ihn mit Zustimmung Hindenburgs ausschalten. Der Botschafterposten in Wien bedeutete die Verbannung, aber wenigstens kam Papen mit dem Leben davon.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Haben Sie ihn nach dem Krieg wiedergesehen?

## **AUGUST VON KAGENECK**

Franz von Papen wurde vom Nürnberger Kriegsverbrechertribunal freigesprochen, aber von einer deutschen Spruchkammer zu acht Jahren Gefängnis verurteilt. Vier Jahre musste er verbüßen. Ich habe ihn 1946 in seiner Zelle in Nürnberg besucht, zusammen mit meinen Vetter Gisbert von Boch. Er hatte sich nicht verändert: Er war immer noch selbstsicher, stolz auf seinen Freispruch, der ihn in der Überzeugung bestärkte, dass er die Dinge richtig eingeschätzt hatte. Daran sehen Sie schon die Grenzen seiner Hellsich-



tigkeit! Mein Vater war strenger als ich. Er begegnete ihm eines Tages auf der Rennbahn in Baden-Baden und weigerte sich, ihm die Hand zu geben.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Von der Machtergreifung an gehörte Hitler zu Ihrem Alltag, war er geradezu eine Obsession. Sind Sie ihm einmal persönlich begegnet?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Für mich war Hitler, wie für Millionen meiner Landsleute, vor allem eine Stimme, heiser, mit einem starken österreichischen Akzent und rollendem R. Hitler verstand es hervorragend, alle rhetorischen Stilmittel einzusetzen, die Tonlage zu modulieren von sanft bis donnernd, von vertraulich bis feierlich. Gern gebrauchte er humorvolle Wendungen und starke Bilder. Der hysterische Ton, der von seinen Reden in Erinnerung geblieben ist, kam erst später.

Persönlich bin ich ihm einige Jahre nach der Machtergreifung begegnet. Es war in Bad Godesberg. Das neue Regime hatte die Jesuiten gezwungen, dass sie die Gründung einer Schar der Hitlerjugend in ihrer Schule duldeten und ihre Teilnahme an Aufmärschen erlaubten. Der neue Reichskanzler kam häufig in diesen Vorort von Bonn, auch schon vor der Machtergreifung: Er traf sich dort mit den Vertretern der Grossindustrie und der Banken, um deren Unterstützung er sich bemühte. Üblicherweise stieg er im Rheinhotel Dreesen ab. Man erzählte sich, der Hoteldirektor sei der letzte Kommandant seiner Kompanie gewesen.

Die Angehörigen der Hitlerjugend bildeten am Bahnhof ein Ehrenspalier, und wir sahen alle Nazigrössen, wie sie aus dem

Zug stiegen und an uns vorbeigingen. Diese Auftritte haben uns Kinder sehr beeindruckt.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wie fanden Sie sie? Entsprachen sie dem Bild, das die Nazis von sich vermitteln wollten, oder waren sie eher eine Enttäuschung?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Wir betrachteten sie wie seltsame Tiere. Tatsächlich entsprachen keineswegs alle dem nationalsozialistischen Ideal: Rudolf Hess mit seinen buschigen, schwarzen Augenbrauen; der dicke Göring, der sich immer so energisch gab; Joachim von Ribbentrop, ein Sohn aus gutem Hause, der unter diesen Plebejern fehl am Platz wirkte.

Hitler kam im September 1938 wieder. An dem Tag war ich im Einsatz, wir hatten die Aufgabe, die Menge zurückzuhalten. Hitler stand in seinem Mercedes, er trug eine hellbraune Uniform, geschmückt mit dem Eisernen Kreuz und dem runden Abzeichen der nationalsozialistischen Partei. Er grüßte die jubelnde Menge, die Fahnen schwenkte und ihm zurief. Dann verschwand er am Ende der breiten Strasse, der Rheinallee, die zum Fluss führte. Einige Minuten später bildeten wir ein Ehrenspalier und begrüßten einen alten Herrn in Zivil mit einem eindrucksvollen Schnurrbart: Neville Chamberlain fuhr in einem Rolls-Royce vor, und sprach mit Hitler über das Schicksal des Sudetenlandes. Er war in dem eleganten Hotel Petersberg abgestiegen, hoch auf einem Berg gegenüber von Godesberg auf dem anderen Rheinufer gelegen. Entlang der Strasse zum Rheinhotel Dreesen waren im Abstand von drei Metern Hitlerjungen postiert.

Wir hatten keine Ahnung, dass in ein paar hundert Metern

Entfernung das Schicksal der Welt entschieden wurde. Der englische Premierminister leistete dem Nazi-Führer ein letztes Mal Widerstand, obwohl Hitler mit allen Mitteln versuchte, ihn umzustimmen, auch mit Drohungen. Während der Verhandlungen fuhren Züge mit Soldaten und Artilleriegeschützen durch den Bahnhof von Godesberg. Messerschmidt-Maschinen flogen über die Stadt als Zeichen für die internationale Öffentlichkeit und die Korrespondenten aus aller Welt, dass Deutschland zum Krieg bereit war. Die Menge feierte jede Demonstration begeistert. Am selben Abend fand auf dem grossen Platz in der Stadtmitte eine Kundgebung statt. In Anwesenheit von SS, SA und Hitlerjugend hielt der kurz zuvor ernannte Bürgermeister, ein dicker SA-Mann namens Appel, eine Rede zu Ehren «unseres Führers, der es den Engländern gezeigt hat, die verhindern wollten, dass die Deutschen, die unter dem Stiefel der Tschechen leben, heim ins Reich kommen». Einige Tage später wurden die Münchener Abkommen unterzeichnet – der letzte Versuch der Demokratien, Hitler zu kontrollieren.

Nach solchen Kundgebungen waren wir immer überreizt. Die Jesuitenpatres hatten alle Mühe, uns zu Homer und Schiller zurückzuführen und uns vor allem wieder zu ernüchtern, indem sie Zweifel an der Nützlichkeit derartiger Darbietungen säten und uns vor den Folgen warnten.

Das nächste Mal habe ich Hitler im April 1941 gesehen. Ich war gerade Leutnant geworden, und unser Ausbildungsjahrgang sollte vor ihm antreten. Wir versammelten uns im grossen Sportpalast in Berlin, wo Hitler üblicherweise seine Ansprachen hielt. Der Sportpalast war ein rundes Gebäude, erbaut an einer Stelle, an der die Nazis gegen die Kommunisten gekämpft hatten. Bei seinen ersten Reden 1933 liess der Führer ein Spruchband aufzie-

hen mit einem Satz, der Programm war: «Der Marxismus muss sterben.» 10'000 junge Offiziere aller Waffengattungen, darunter auch der Waffen-SS, waren in Habachtstellung angetreten, es herrschte Stillschweigen wie in der Kirche. Hitler schritt eine Gasse hinunter, sehr aufrecht, nur mit dem Eisernen Kreuz dekoriert. Auf dem Podium angekommen, hielt er eine flammende Rede über die Geschichte und die Grösse Deutschlands, mit dem sybillinischen Satz, dass wir in naher Zukunft Befehle auszuführen hätten, die wir vielleicht nicht gleich verstünden. Dann schickte er uns an die Ostfront in den Kampf gegen die Bolschewiken.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Eine derartige Instrumentalisierung der Jugend hat es in Frankreich nicht gegeben. Vor dem Krieg gingen die jungen Leute in meinem Alter – ich allerdings nicht – zu den Pfadfindern oder zur christlichen Jugend, die beide mit der Hitlerjugend absolut nichts gemeinsam hatten. Die Mobilisierung eines ganzen Volkes ist für mich bis heute unverständlich. Ich kenne nichts Vergleichbares.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Für mich bestand der erste Akt darin, dass ich in das Jungvolk eintrat. Dem Deutschen Jungvolk gehörten Jungen bis zum Alter von vierzehn Jahren an. Die Ideologie spielte dort nur eine geringe Rolle. Anschliessend gingen die jungen Deutschen zur Hitlerjugend. Die hatte 1932 bereits 100'000 Mitglieder, und stellen Sie sich vor, wenige Monate nach Hitlers Machtergreifung waren es fünf Millionen. Die anderen Organisationen waren aufgelöst oder zwangsweise mit der Nazi-Bewegung vereinigt worden. An der Spitze der Hitlerjugend stand Baldur von Schirach, ein junger

Nazi, dessen Bruder angeblich 1919 Selbstmord begangen und einen Abschiedsbrief hinterlassen hatte, in dem es hiess, er wolle nicht mehr leben, nachdem sein Volk so gedemütigt worden sei.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wie wurde man Mitglied einer solchen Organisation?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Ich bin mit zwölf Jahren freiwillig eingetreten. Nicht, weil ich mich zu der Weltanschauung hingezogen gefühlt hätte, tatsächlich hatte ich davon nur vage Vorstellungen, sondern weil ich das tun wollte, was meine Klassenkameraden taten. Als Heranwachsender hat man ein Bedürfnis, mit anderen zusammen zu sein und ihnen nachzueifern. Unabhängigkeit ist ein Privileg der Erwachsenen. Ich verbrachte viel Zeit mit dem Sohn des Instrumentenhändlers, der die Musikkapelle des Jungvolks dirigierte. Wie viele Jungen meines Alters wünschte ich mir sehnlichst, eine Trommel zu schlagen. Und so bedrängte ich meine Eltern, dass sie mich beim Jungvolk in Wittlich anmeldeten. Eines Tages im Sommer 1934 gab meine Mutter endlich nach und ging mit mir in ein Geschäft, wo wir die vorgeschriebenen Kleidungsstücke einkauften: schwarze Hose und schwarzes Hemd, Halstuch mit Lederknoten, eine Armbinde mit Hakenkreuz, weisse Kniestrümpfe, Käppi und schliesslich, für mich der Gipfel des Stolzes, ein kleiner Dolch mit dem Schriftzug «Blut und Ehre».

Ich wurde sogleich dem Spielmannszug zugeteilt und bekam, wie mit meinem Freund vereinbart, eine Trommel. Jeden Abend trafen wir uns auf freiem Feld vor der Stadt, und ich übte trommeln, die anderen übten mit der Pflife oder dem Horn. So un-

glaublich das heute klingen mag, für mich zählte vor allem das gemeinsame Musizieren.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wie viele junge Leute zählte die Hitlerjugend in einer kleinen Stadt wie Wittlich?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Ungefähr 100, zusammengefasst im so genannten Jungbann, der wiederum in Fähnlein und Züge unterteilt war. Wer nicht zum Spielmannszug gehörte, war Fahnenträger. Regelmässig marschierten wir sehr feierlich durch die Stadt. Der Marsch begann mit einem Appell auf dem grossen Platz, dann zogen wir durch die Strassen, bevorzugt durch solche Viertel, von denen es hiess, dass sie sich dem Nationalsozialismus widersetzen. Unser Umzug endete schliesslich in der Stadtmitte, wo sich viele Schau lustige einfanden. Ich marschierte mit dem Spielmannszug immer vorneweg. Wenn wir durch Strassen in einem schlechteren Viertel kamen, hatte ich ein bisschen Angst. Mit meiner erhitzten Fantasie dachte ich an Horst Wessel<sup>10</sup>, von dem unsere Führer häufig erzählten. Würde ich genauso enden, hinter meiner Trommel erschossen von einem Heckenschützen?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wie konnten Ihre Eltern zustimmen, dass Sie dieser Organisation beitraten, vor allem Ihr Vater, der, wie Sie sagten, der Nazi-Ideologie doch ablehnend gegenüberstand? Haben sie Sie vor der Gefahr gewarnt, dass Sie für die Ziele der Organisation eingespannt werden könnten?

## **AUGUST VON KAGENECK**

Der Eintritt in eine konfessionelle, politische oder auch andere Jugendorganisation war damals üblich. Es gab die Evangelische Jugend, den Katholischen Schülerbund Neues Deutschland, die Artamanen, den Verband der Alldeutschen Jugend ... Wie ich bereits gesagt habe, spielte die Indoktrinierung beim Jungvolk, der ersten Stufe der Hitlerjugend, keine grosse Rolle. Fahrten, Lager, Spiele im Freien, Lieder: Auf den ersten Blick unterschied sich das Jungvolk nicht sehr von anderen Jugendorganisationen, es befriedigte die Abenteuerlust der Jungen und ihr Vergnügen an Unternehmungen im Freien.

Mein Vater hat meinen Eintritt wahrscheinlich einfach nur als einen alterstypischen Schritt gesehen. Meine Mutter hat meiner Bitte in erster Linie deshalb zugestimmt, damit ich in der Schule nicht isoliert war, wo die meisten Jungen bereits dem Jungvolk angehörten. In zweiter Linie meinte sie wohl, dass ihr Sohn auf diese Weise lernen würde, mit anderen eine Gemeinschaft zu bilden, Solidarität zu üben, Sport zu treiben, dass es ihn abhärten würde, ohne sich klar zu machen, dass dies ebenso die Ziele der Nationalsozialisten waren.

Am meisten hineinverwickelt war mein Bruder Erbo. Wie es seinem hitzigen Temperament entsprach, liess er sich mit Feuereifer auf die Hitlerjugend ein. Das erlaubte ihm, mit dem Segen des Regimes der Schule fernzubleiben und seiner Neigung zu körperlicher Anstrengung und Höchstleistungen nachzugeben. Er wurde sogar zum Führer einer Gefolgschaft in Bad Godesberg befördert. Die Lehren und Ideen der Nationalsozialisten prallten an ihm ab, er trug seine Uniform hauptsächlich, um Eindruck bei den Mädchen zu machen, die sowieso schon auf ihn flogen, weil er aussah wie ein Filmstar. Da interessierte es ihn wenig, dass

Reichsjugendführer Baldur von Schirach die Parole ausgegeben hatte: «Bleibe rein und werde reif.»

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Sie haben gesagt, die weltanschauliche Erziehung habe in der Hitlerjugend keine sehr grosse Rolle gespielt. Aber schon allein der Name der Organisation spricht für die enge Verbindung mit ihrem Führer. Im Übrigen habe ich in Buchenwald aus dem Mund deutscher Kommunisten gehört, dass in der gesamten Regierungszeit Hitlers die meisten SS-Führer aus den Reihen der Hitlerjugend gekommen seien. Im April 1945 verteidigten die fanatisierten Angehörigen der Hitlerjugend Berlin bis zum letzten Tag mit einem Mut der Verzweiflung, der die Alliierten verblüffte. Ein solcher Fanatismus konnte nur aus der Indoktrinierung entstanden sein, die sie erfahren hatten.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Ich spreche von den Anfängen des Nationalsozialismus in einer kleinen Provinzstadt. Im Jahr 1934 wurde beim Jungvolk nicht viel Indoktrinierung betrieben. Schon etwas mehr war es bei der Hitlerjugend, die ich 1936 in Bad Godesberg kennenlernte, als ich mein schwarzes Hemd gegen ein braunes tauschte. Aber wir waren jung, und wir begriffen nicht, was wir da hörten.

Unsere Führer beschworen die grossen Augenblicke der deutschen Geschichte, das meiste mythologisch überhöht, angefangen bei den Kämpfen der Germanen gegen die Römer bis zur Gründung des ersten Reiches. Und natürlich nahm der Erste Weltkrieg breiten Raum in ihrer Schulung ein, der schändliche Vertrag von Versailles und der Aufstieg der Hitlerbewegung. An der Spitze



dieser historischen Pyramide stand der Führer, der dafür kämpfte, dass Deutschland sich wieder erheben konnte und dass das deutsche Blut rein blieb. Heute weiss ich natürlich, wie abwegig die Thesen der Nazis waren, damals hatten sie keine Wirkung auf mich. Diese abstossenden Reden haben mich nicht zum Rassisten gemacht. Ich liebte einfach das Herumstreifen im Wald, die Aufmärsche und Fackelzüge.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Es tut mir Leid, wenn ich hier den *Advocatus Diaboli* spiele, aber ich möchte das gerne verstehen. Sportliche Bewegung, Aufmärsche, Lieder und sogar Schiesswettkämpfe: die Hitlerjugend weist viele Gemeinsamkeiten mit dem Leben beim Militär auf. Hat Ihre Mitgliedschaft Sie direkt in die Armee geführt? Gab es eine institutionelle Verbindung zwischen der Partei und der Wehrmacht?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Die beiden Organisationen waren ganz voneinander getrennt. Ich würde sogar sagen, ein Graben lag zwischen ihnen. Die Wehrmacht der Dreissigerjahre verkörperte noch die traditionelle Gesellschaft. Das Heer war preussisch, adlig und christlich geprägt, die Marine eher bürgerlich und deutschnational. In beide Waffengattungen konnte die neue Ideologie nicht vordringen. Nur die Luftwaffe, die noch nicht so lange existierte, stellte sich entschieden hinter das neue Regime.

Lange Zeit herrschte Rivalität zwischen der Regierung und dem Generalstab, der sich der ideologischen Unterwanderung still widersetzte. Erst 1938 führte Hitler Säuberungen durch und kontrollierte die Armee wirklich. Kriegsminister Werner von Blom-

berg wurde in die Enge getrieben und zum Rücktritt gezwungen, nachdem man Enthüllungen lanciert hatte, dass seine Frau bei der Sittenpolizei aktenkundig sei. General von Fritsch wurde beschuldigt, homosexuelle Kontakte mit Strichjungen gehabt zu haben, und musste seine Position als Nummer zwei der Wehrmacht aufgeben. Hitler nutzte die Gelegenheit und übernahm die unmittelbare Befehlsgewalt über die Armee. Durch entsprechende Ernennungen und Entlassungen drückte er der Wehrmacht seinen Stempel auf.

Anders verhielt es sich mit der Hitlerjugend. 70 Prozent ihrer Angehörigen stammten aus sehr einfachen Verhältnissen, sie war der Schmelztiegel einer neuen Elite, die keine Klasse und keine Religion bevorzugen, sondern ein neues «Germanentum» bilden sollte. Darum konnte es kein enges Band zwischen der Armee (dem Abglanz der alten Ordnung) und der Hitlerjugend geben. Wie abgeschottet beide Organisationen waren, zeigt sich daran, dass in meinem militärischen Dossier meine Zeit bei der Hitlerjugend mit keiner Silbe erwähnt wird, sie hatte keinerlei Einfluss auf die Beurteilungen meiner Vorgesetzten.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wie viele Jahre waren Sie bei der Hitlerjugend?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Ich war anderthalb Jahre beim Jungvolk in Wittlich. Dann kam ich zu den Jesuiten. Durch das Konkordat blieben die katholischen Einrichtungen und ihre Jugendorganisationen eine Zeit lang unabhängig, anders als die protestantischen, die 1933 in der Hitlerjugend aufgingen.

Sehr bald übten die Nazis starken Druck auf die katholischen Gymnasien aus, dass sie Kameradschaften der Hitlerjugend zuließen. Schliesslich gelang es der katholischen Kirche nicht, ihre

Schüler dem von Hitler gewünschten Drill zu entziehen. Nach Schirachs Willen durfte die religiöse Erziehung die nationalistische und ideologische nicht ersetzen. Die Jesuiten fügten sich unter der Bedingung, dass die Unternehmungen der Hitlerjugend Unterricht und Studienzeiten der Schüler nicht beeinträchtigten. Zwar wurde der Samstag zum « Staats jugendtag» erklärt, aber umgekehrt musste die Hitlerjugend Rücksicht auf die Unterrichtszeiten und den Gottesdienst am Sonntag nehmen. Im Internat in Bad Godesberg bestand also ab 1935 eine Gruppe der Hitlerjugend, der ich angehörte. Im Februar 1939 schlossen die Nazis dann die Schule und verjagten die Patres, ich musste nach Hause zurückkehren.

## *Der Antisemitismus*

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Bei Ihnen gab es einen vom Staat verordneten Antisemitismus. Kam das schlagartig oder als schleichende Entwicklung?

### **AUGUST VON KACENECK**

Der Antisemitismus tauchte in Deutschland im Gefolge der Ereignisse von 1918 auf. In dem Klima der Demütigung, von dem ich bereits gesprochen habe, breitete sich der Gedanke aus, unser Land habe von den Juden einen «Dolchstoß» in den Rücken erhalten. Zum Beweis deutete man auf die damaligen Spartakistenführer: Rosa Luxemburg, Eugen Leviné und Kurt Eisner waren

Juden, sie hatten im Namen des kommunistischen Internationalismus die deutschen Soldaten aufgerufen zu desertieren. Die Wirtschaftskrise in Deutschland besorgte den Rest. Für die Antisemiten war «der Jude» ein doppelter Verräter: Zum einen hatte er kein Vaterland, darum gehorchte er anderen Gesetzen als denen der Nation. Und dann kannte der Jude nur einen Antrieb, das Geld, das er auf geheimnisvolle, teuflische Weise vermehrte. Mit den Verwerfungen des Kapitalismus, dem starken Anstieg der Arbeitslosigkeit und der grossen Inflation verbreitete sich der Antisemitismus wie ein Lauffeuer. In den Liedern, die ihren Marsch zur Macht begleiteten, feierten die Nazis den Tag, an dem «das Blut der Juden von den Messern spritzen» würde, und in den Strassen erschallte ihr Ruf «Deutschland erwache. Juda verrecke!»

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Mich hat immer fasziniert, wie vernünftige Menschen, manchmal von sehr hoher Intelligenz, dazu kommen, so schändliche und absurde Dinge zu behaupten – fast so als wäre der Antisemitismus eine Geisteskrankheit.

In Frankreich wollten die ideologischen Strömungen der Zwischenkriegszeit einen neuen Menschen schaffen, den «wahren» Franzosen. Der Jude verkörperte das Gegenmodell. Mit der Ver-teufelung des Juden bekräftigten die Ideologen ihr Streben nach Reinheit: Sie bestätigten und feierten sich in der Verachtung des anderen. Und bei Bedarf hatten sie eine Erklärung für alle Widerstände, denen sie begegneten. Die Diaspora der Juden und die unlösbare Verwobenheit von Juden- und Christentum machten den Juden zum geistigen Ebenbild des «Anderen», desjenigen, der einem immer entgleiten wird, des Feindes.

Der Antisemitismus ist ein infernalisches Räderwerk: Wer nur mit einem Finger hineingeriet, ist in den seltensten Fällen unbeschadet geblieben.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Hitlers Einstellung zum jüdischen Volk war uneinheitlich. In zahllosen Studien wurde versucht, sie zu erklären. Angeblich glaubte er fest, dass durch seine Grossmutter jüdisches Blut in seinen Adern fliesse, sie sei von einem jüdischen Geiger oder womöglich sogar von einem Angehörigen der Familie Rothschild verführt worden. Es wurde auch behauptet, er habe den Tod seiner geliebten Mutter 1907 der Unfähigkeit eines jüdischen Arztes angelastet. Er selbst schreibt in *Mein Kampf*, er habe den Antisemitismus eine Zeit lang für ein vulgäres Vorurteil gehalten und erst in Wien, in den Jahren der Not, habe er gemerkt, wie sehr die Juden die österreichische Gesellschaft im Griff hatten und wie «schädlich» sie für sie waren. Da habe sich bei ihm der Gedanke festgesetzt, dass die jüdische Rasse der Todfeind Deutschlands sei.

Vielleicht gibt es für all das auch eine metaphysische Erklärung? Wenn die Juden in den Augen der Menschheit «das auserwählte Volk» sind, dann müsste die Vernichtung der Juden für den Heiden Hitler die Verwirklichung des alten prometheischen Traumes bedeutet haben, Gott zu beseitigen, sich an seine Stelle zu setzen und eine neue Welt ohne Gott zu schaffen, aus der die Getreuen Gottes verbannt sein würden.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Fühlten sich die Deutschen schon vor dem Nationalsozialismus als überlegene Rasse?

## **AUGUST VON KAGENECK**

Deutschland lebte lange im Gefühl der Überlegenheit gegenüber bestimmten östlichen Nachbarn, beispielsweise den Polen. Polen wurde mehrfach geteilt, und für die Deutschen waren die Polen danach ein Volk von Sklaven. Dieses Gefühl war sehr ausgeprägt. Aber reicht es aus als Erklärung, warum das Volk von Goethe und Händel derartige Gräueltaten begehen konnte?

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wann waren Sie unmittelbar mit dem Antisemitismus konfrontiert?

## **AUGUST VON KAGENECK**

In Wittlich begannen die eigentlichen Verfolgungen beinahe unmerklich. Es gab spektakuläre Demonstrationen der neuen Machthaber wie den Boykott jüdischer Geschäfte im April 1933 und die Bücherverbrennung, bei der Werke von Thomas Mann, Stefan Zweig und anderen nun unbeliebten Schriftstellern in Flammen aufgingen, aber in den kleinen Städten und auf dem Land breitete sich die Ansteckung nur allmählich aus.

Nach und nach übernahmen die Nazis die Kontrolle über den gesamten Staatsapparat. Bis 1939 habe ich persönlich nicht gesehen, dass ein Jude misshandelt oder auf der Strasse festgenommen wurde. Allerdings muss ich sagen, dass ich in Blumenscheidt und im Internat ein behütetes Leben führte und von der Welt draussen eigentlich nichts mitbekam. In den Dreissigerjahren hatte Wittlich knapp 10'000 Einwohner, knapp 500 davon waren Juden.

Eine der ersten Demonstrationen des Antisemitismus in Wittlich trug sich bei einer vaterländischen Kundgebung zu, an der mein Vater als Präsident des Veteranenverbandes teilnahm. Ein

junger Nazi in Braunhemd tauchte auf dem Marktplatz auf und empörte sich öffentlich über die Anwesenheit zweier jüdischer Veteranen. Mein Vater, der sich zu dem Anlass in seine Generalsuniform gezwängt hatte, war aufgebracht, antwortete aber äusserlich ruhig: «Niemand erhebt seine Hand gegen unsere Kameraden oder ich gehe auf der Stelle.» Seine Autorität machte Eindruck auf den jungen Mann. Allerdings verzichtete mein Vater in Zukunft darauf, in der Öffentlichkeit die Uniform zu tragen, weil das neue Regime sie mit Schande bedeckte.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Und wie war die Einstellung Ihrer Eltern zu den Juden?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Am Anfang ihrer Ehe, als mein Vater in Österreich auf Posten war, hatten meine Eltern viel Umgang mit Juden. Mit den Rothschilds und vielen anderen Familien aus der guten Wiener Gesellschaft waren sie freundschaftlich verbunden. In Wittlich kauften wir genauso selbstverständlich wie in anderen Geschäften beim jüdischen Viehhändler und beim jüdischen Lebensmittelhändler ein. Ich stelle aber fest, dass wir explizit registrierten, dass sie Juden waren. Sie kennen sicher die Redewendung: «Der Antisemitismus fängt dann an, wenn man feststellt, dass jemand Jude ist.» Aus der scheinbaren Kleinigkeit, dass diese Unterscheidung gemacht wird, kann Diskriminierung werden und irgendwann nimmt man Verfolgungen hin, wie es zur Nazizeit der Fall war.

Meine Familie bewegte sich nicht in einem antisemitischen Dunstkreis, aber mit dem zeitlichen Abstand muss ich sagen, dass sie auch kein Mitgefühl an den Tag legten.

Es gibt einen Satz des Psychiaters Bruno Bettelheim: «Vor allem das Schweigen hat die Juden zum Tod verurteilt.» Wir haben nichts gesagt und, was vielleicht noch schwerer wiegt, wir haben nichts gesehen, als hätten wir Schuppen auf den Augen gehabt.

Die Zeitungen jedoch passten sich dem Zeitgeist an und ergingen sich in Denunzierungen und verbaler Gewalt. 1938 erschien in der kleinen Lokalzeitung, dem *Wittlicher Tagblatt*, ein besonders bössartiger Artikel. Und dabei war der Besitzer der Zeitung ein ehemaliger Kriegskamerad meines Vaters. Vor 1933 hatte das *Tagblatt* sogar eine liberale Tendenz gehabt. Ich glaube mich zu erinnern, dass der Artikel im Zusammenhang mit der «Reichskristallnacht»<sup>11</sup> stand.

Die Zeitung nahm den Sohn des jüdischen Viehhändlers ins Visier, der meinem Vater seit Jahren Pferde und Kühe verkaufte. Er hatte einen französischen Namen, Doublon. Sein Sohn Siegfried – dass der Sohn einer jüdischen Familie diesen germanischen Vornamen erhalten hatte, bezeugt die Integration der Familie – wurde beschuldigt, er habe auf der Strasse ein junges Mädchen «belästigt», in Trier, wo sie beide arbeiteten. Dabei waren sie nur gemeinsam mit dem Zug ins dreissig Kilometer entfernte Wittlich gefahren.

Die Tatsache, dass ein Jude es gewagt hatte, eine junge Deutsche zu begleiten, diente nun als Vorwand für einen niederträchtigen Kommentar im Tonfall: «Ein dreckiger Jude war so dreist, sich einem deutschen Mädchel zu nähern, er hat sie mit seinem Hass auf die Deutschen umfangen und ihr Blut mit seinem jüdischen Blut besudelt.» War es beim Händehalten geblieben oder hatten die beiden sich womöglich geküsst? Der Artikel endete mit einer Warnung an das junge Mädchen: «Das möge Ihnen eine Lektion



sein! Tun Sie so etwas nie wieder! Nehmen Sie sich in Acht, falls das noch einmal passiert! Die Deutschen haben mit den Juden nicht das Geringste zu schaffen. Sie müssen eine Entfernung von mindestens fünf Metern einhalten» und so weiter. Nach diesem Artikel musste die Familie Doublon aus Wittlich wegziehen.

Die Nazis gingen etappenweise vor: erst Alarm schreien und mit Pogromen die Gewissen provozieren; dann die Juden durch Boykotte, Isolierung und Schikanen zur Emigration drängen. Unmerklich gewöhnten sich die Menschen an die Herabsetzung einer Gruppe. Die Juden verloren ihren Status als Staatsbürger und wurden zu einer isolierten Gemeinschaft, die man erst ausgrenzte, dann verspottete, dann vertrieb und schliesslich ermordete.

Ich erinnere mich, dass ich wie Zigtausende Deutsche den Film *Jud Süss* gesehen habe, den Goebbels bei Veit Harlan in Auftrag gegeben hatte, einem sehr nazifreundlichen Regisseur.<sup>12</sup> Der Film ist ein Symbol, weil er exakt den Zeitgeist beschreibt. Die Rolle des jungen Mädchens wurde von einer blonden Schwedin mit blauen Augen gespielt, Kristina Söderbaum, die bei uns nur die «Reichsheulsuse» hiess, weil sie eine ausgesprochene Vorliebe für derartige Rollen hatte.

Das Klischeebild vom Juden mit Hakennase und boshafter Intelligenz verfehlte seine Wirkung nicht. Allerdings war der Hass im alltäglichen Leben weniger stark zu spüren. Später habe ich sehr viele Berichte von Kindern deutscher jüdischer Familien gelesen, die mit Angehörigen des Jungvolks befreundet waren und von ihnen hörten: «Wir haben nichts gegen dich. Wir mögen nur die anderen Juden nicht.» Es sind immer «die anderen Juden», die das Böse verkörpern, es ist nicht «der gute Jude», den man kennt.

In einem kürzlich erschienenen Buch weist ein amerikanischer Historiker nach, dass die Deutschen die Ausgrenzung der Juden, die der Vernichtung während des Krieges vorausging, keineswegs einhellig gebilligt haben. Er spricht vielmehr von einer ungeheuren Gleichgültigkeit. Diese relative Ruhe erkläre, dass die Juden das tatsächliche Ausmass der Gefahr nicht richtig erkannten und nicht zahlreicher emigrierten, als sie es noch konnten.<sup>13</sup>

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

In Bordeaux kannten wir sehr alte jüdische Familien portugiesischen und spanischen Ursprungs. Sie waren vor den Verfolgungen geflohen – Montaigne ist das vielleicht berühmteste Beispiel.<sup>14</sup> Diese Bevölkerungsgruppen hatten sich perfekt integriert, viele waren sogar zum katholischen Glauben konvertiert. Sie gehörten zur so genannten guten Gesellschaft von Bordeaux.

Anders als viele andere französische Städte ist Bordeaux eine Hafenstadt und schon dadurch offen für die Welt, durch den Weinhandel und den Handel mit Kolonialwaren existierten vielfältige Beziehungen ins Ausland. Soweit ich mich erinnere, stand meine Familie der Strömung der französischen Rechten fern, deren Ideen Zeitschriften wie *Candide*, *Gringoire* und vor allem *Je suis partout* (Ich bin überall) Ausdruck verliehen. 1938 und 1939 widmeten sie den Juden abscheuliche Sonderhefte, die heute unerklärlicherweise wieder grossen Anklang finden. Wir dürfen auch nicht vergessen, dass die Affäre Dreyfus noch nicht lange zurücklag.<sup>15</sup> Immerhin fünfzehn Jahre vor dem Ersten Weltkrieg hatte die sehr verbreitete katholische Zeitung *La Croix* sich mit dem Satz angepriesen: «Die am entschiedensten antijüdische Zei-

tung Frankreichs.» Das war ein Werbeargument! Vor 1914 veröffentlichten hoch angesehene Publikationen wie der *Mercure de France* und die *Revue des deux mondes* als Fortsetzungsromane antisemitische Werke wie *Le Péril juif* (Die jüdische Gefahr) von Georges Batault und *Quand Israel est roi* (Wenn Israel König wird) der Gebrüder Tharaud.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Haben Sie innerhalb Ihrer Familie nie antisemitische Äusserungen gehört?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich kann ganz ehrlich sagen: sehr selten. Ich erinnere mich, dass ich mit fünfzehn oder sechzehn einen meiner Onkel gefragt habe: «Was wirft man denn den Juden vor? Geht es wirklich darum, dass sie Christus gekreuzigt haben?» Und mein Onkel antwortete: «Nein, es geht darum, dass sie sich überall breit machen.» Bei den traditionsbewussten Familien, die sich wenig für Wirtschaft und Finanzen interessierten, verfiel dieses Argument. In der guten französischen Gesellschaft war man Soldat, Anwalt, Landwirt, Priester, aber auf keinen Fall Kaufmann. Das alte Verdikt der Kirche gegen den Wucher spukte noch in den Köpfen herum, und wir leiteten daraus ein Gefühl der Überlegenheit ab. «Das ist eine Frage des Geldes», hiess es, «das ist gut für die Kaufleute.» Mir fällt ein schlechter Witz ein, den man sich damals in den Salons erzählte: Ein Offizier und ein Jude unterhalten sich. Der Offizier sagt: «Ich bin beim Militär, und Sie?» Der Jude antwortet: «Ich bin gut im Geschäft.» Antisemitische Witze waren in allen Schichten beliebt.

Aber, ich wiederhole es, die jüdische Gemeinschaft war in Bordeaux gut integriert. Im Mai 1940 unterstützte mein Vater lei-

denschaftlich Marschall Pétain. Aber ich weiss noch, dass er heftig protestierte, als das Judenstatut verkündet wurde. Jedes Mal, wenn er in Bordeaux auf einen Passanten mit dem gelben Stern traf, zog er den Hut und grüsste ihn, als kenne er ihn schon lange. Der gelbe Stern verletzte seine christlichen Überzeugungen.

### **AUGUST VON KAGENECK**

1942 war ich in Lublin, in einem Lazarett, wenige Kilometer von einem kleinen Ort namens Majdanek entfernt, wo die Nazis ein Vernichtungslager errichtet hatten. Die Atmosphäre war von einer vollkommenen Gleichgültigkeit bestimmt, die mich bis heute zutiefst erschreckt. Wir wussten nicht genau, was vor sich ging. Aber unbewusst hatte ich eine Ahnung von dem traurigen Schicksal, das die Menschen dort erwartete. Zum Beweis folgende Anekdote: In unserem Gepäck hatten wir eine schlechte Seife, die nicht zum Waschen taugte. Der Aufdruck auf der Seifenpackung lautete RJF, das übersetzten wir untereinander als «reines Judenfett». Wir waren mit einer unvorstellbaren Blindheit geschlagen und machten uns nicht klar, was für eine grauenhafte Realität hinter diesem Soldatenscherz lag. Mir laufen noch heute Schauer den Rücken herunter, wenn ich das erzähle. Das Regime hatte es geschafft, wie in Kafkas *Verwandlung* Menschen in Ungeziefer zu verwandeln, das man wegfegt und verbrennt. Und wir waren Teil dieses verbrecherischen Räderwerks.

## *Der Spanische Bürgerkrieg*

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Manchmal treffen die Ereignisse einen wie ein Blitzschlag. Auf einmal erhebt sich ein übler Wind und von Tag zu Tag wird er schlimmer: So erging es uns vor dem Krieg. Ich erinnere mich noch sehr deutlich, wie besorgt wir in den Jahren vor Ausbruch der Feindseligkeiten waren. Die Wolken türmten sich bedrohlich über unseren Köpfen auf. Am 6. Februar 1934 kam es im Stadtzentrum von Paris zu Unruhen. Es war noch kein Bürgerkrieg, aber es war auch nicht mehr die Einigkeit des Sieges. Zwei Jahre später brach der Bürgerkrieg in Spanien aus, und dieses Ereignis hat mich sehr geprägt.

Die Neuigkeiten aus Burgos erschütterten uns. Wir erlebten gerade die ersten Bewegungen der Volksfront und niemand wusste, wohin uns das führen würde. Front populaire, Frente popular... Die Bezeichnung für die Linksregierung unter Léon Blum orientierte sich an dem spanischen Vorbild und das Klima war so, dass sich uns die Frage aufdrängte: «Wird dieser Krieg nicht überschwappen und auch zu uns kommen?»<sup>16</sup>

### **AUGUST VON KACENECK**

Hat man in Ihrer Familie den Sieg von Léon Blum und seinen Verbündeten bei den Wahlen im Juni 1936 als Katastrophe angesehen?

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Nicht gerade als Katastrophe, der Begriff wäre übertrieben, aber ganz bestimmt als eine schlechte Nachricht. Meine Eltern glaubten, dass die neue Regierung ihre Sache nicht gut machen würde. Bezahlter Urlaub zum Beispiel galt ihnen als ein schwerer wirtschaftlicher Irrtum. Aber die Ängste hatten andere Ursachen. Wir waren Opfer einer optischen Täuschung. Wir wussten, dass Deutschland sich wieder erhob und seine Jugend drillte, mit grossartigen Machtdemonstrationen, öffentlichen Kundgebungen, die uns beeindruckten, während wir in Frankreich uns dem überliessen, was Montherlant als «Nähmädchenmoral» bezeichnet hat. Wir lebten im Land von Charles Trenet und Tino Rossi und trällerten «Tout va très bien, madame la marquise... « Das schloss patriotische Gefühle nicht aus, aber im Hinblick auf eine künftige Auseinandersetzung war diese vollkommen andere Haltung in Frankreich Besorgnis erregend. Sie fand ihren Niederschlag in dramatischen Schritten bei der Abrüstung und der Verkürzung des Wehrdienstes.<sup>17</sup>

## **AUGUST VON KACENECK**

Das Rheinland war von Spanien zwar weiter weg als Bordeaux, aber auch ich blieb von den Auswirkungen des Spanischen Bürgerkriegs nicht verschont. Deutschland war in den Konflikt verwickelt. Im Juli 1936 traten zwei von Franco gesandte deutsche Geschäftsmänner in Bayreuth an Hitler heran. Der Anführer der spanischen Erhebung bat um Flugzeuge für den Transport nationalistischer Soldaten. Sogleich mischte sich die deutsche Luftwaffe in den Kampf ein. Die Wochenschauen im Kino zeigten Bilder von den Piloten aus der Legion Condor<sup>18</sup>, so etwas wie das nationalistische Gegenstück zu den Internationalen Brigaden.

Diese Beteiligung fand in Deutschland ein gewisses Echo. Mein Bruder Erbo wäre 1937 am liebsten auch nach Spanien gegangen und hätte sich den Fliegerassen der Luftwaffe angeschlossen, Mölders, Lützow und vor allem Galland, seinem grossen Helden. Doch zu seiner grossen Enttäuschung hatte er wegen Tauglichkeitsprüfungen den Termin um ein paar Wochen versäumt.

Die Deutschen beteiligten sich zunächst nur inoffiziell, weil Hitler mit doppelzüngigen Reden erreichen wollte, dass er in Europa weiter als «respektabel» galt. Aber bald schon war die Anwesenheit deutscher Soldaten auf iberischem Boden allgemein bekannt und man wusste auch, dass die nationalistische Fliegerei hauptsächlich aus Messerschmitt-Maschinen und den ersten Stukas bestand. Die spanische Luftwaffe war der Republik treu geblieben.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Meine Familie hegte Sympathien für die Nationalisten. Die Kirche hatte sich auf ihre Seite gestellt. Der Bischof von Pamplona hatte sogar erklärt, Francos Truppen führten keinen Krieg, sondern einen Kreuzzug. Jeden Tag lasen wir in den Zeitungen von Übergriffen der Roten gegen Priester und Nonnen. Diese direkte Konfrontation, bei der die Kirche sich als Märtyrer gab, erinnerte an die schrecklichen Ereignisse zur Zeit der Französischen Revolution, an die Terrorherrschaft und widerspenstige Priester. Ich erinnere mich an eine makabre Scherzfrage in der Presse: «Von den Roten exhumiert. Horizontal. Mit zehn Buchstaben.» Die richtige Antwort lautete: «Karmeliter.»

Mit ihren Fahnen, die das Herz Jesu zeigten, präsentierten sich die Nationalisten wie ein Bollwerk. Einer unserer Nachbarn, Michel de Decker, hatte sich der spanischen Fremdenlegion ange-

schlossen, was in den Salons grosses Aufsehen erregte. Ich verfolgte die Entwicklung des Konflikts mit leidenschaftlichem Interesse und bezog die Position der «Weissen». Der Spanische Bürgerkrieg erschien mir wie ein Vorspiel zu künftigen, unvermeidlichen Auseinandersetzungen. Im Südwesten erlebten wir den Zustrom von Flüchtlingen<sup>19</sup> und damit rückte der Krieg für uns in unmittelbare Nähe.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Die Deutschen sahen in diesem Konflikt eine Möglichkeit, Soldaten und Material unter Einsatzbedingungen zu erproben. Die Messerschmitts beispielsweise hatte man noch nicht offiziell den Staffeln zugeteilt. Das galt auch für das Transportflugzeug Junker 52, die «Tante Ju», wie wir sie nannten, das Hitler Franco für die Truppentransporte zur Verfügung stellte. Es wurde in Spanien ausprobiert und war dann im Zweiten Weltkrieg und danach im Einsatz, beispielsweise brachte es französische Soldaten nach Indochina.

Die Beteiligung am Spanischen Bürgerkrieg war der erste Einsatzort der neuen deutschen Armee, die ein Jahr zuvor entstanden war. Die alte Reichswehr war ein Kind der Weimarer Republik, eine Berufsmarine und, seien wir ehrlich, eine Klassenarmee. Die neue Wehrmacht bestand aus Wehrpflichtigen, denn sie sollte der Schmelztiegel eines neuen geeinten Deutschland sein. Deutschland verfolgte mit grossem Interesse die militärischen Leistungen seiner Soldaten im Spanischen Bürgerkrieg. Die Legion Condor wurde mit einem feierlichen Umzug in Berlin empfangen. Die Armeeführung hatte eigens einen Orden für die Flieger geschaffen, das Spanienkreuz, das rechts auf der Uniform getragen wur-



de. Sie können sich vorstellen, wie stolz all jene waren, denen ein Orden verliehen wurde: Zum ersten Mal seit 1918 trugen die Soldaten das Haupt wieder hoch erhoben.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich habe bei der Legion viele Spanier befehligt, die auf Seiten der Republikaner gekämpft hatten.<sup>20</sup> Einer meiner Unteroffiziere hiess Lombardero. Bevor er zur Legion gekommen war, hatte er mit den spanischen Republikanern gekämpft. Er war eine urwüchsige Erscheinung, immer strahlend und ein furchtloser Kämpfer. Ohne meine Gefühle als Sechzehnjähriger zu verleugnen, kann ich sagen, dass mir das Drama dieses Bürgerkriegs, der sich nur wenige Dutzend Kilometer von Bordeaux entfernt ereignete, erschreckend klar vor Augen stand. Unsere Jugend wuchs neben einem Gräberfeld heran.<sup>21</sup>

## *Dritter Teil*

### *Der Krieg*

Das Jahr 1939 bringt neue Schikanen für die deutschen Juden. Seit November 1938 dürfen sie keine Kinos, Theater, Konzerte oder Ausstellungen mehr besuchen und auch nicht mehr Auto fahren. Nun wird die Ausreise erschwert, alle jüdischen politischen Organisationen werden aufgelöst und ab 20 Uhr gilt eine generelle Ausgangssperre.

Die Nationalsozialisten haben nunmehr das ganze Land fest im Griff. Heydrich wird vom Führer heimlich beauftragt, die «Endlösung der Judenfrage» vorzubereiten. Der Befehl, körperlich und geistig Behinderte durch tödliche Injektionen oder Gas umzubringen, liegt in der Schublade. Hitler unterzeichnet, ihn am ersten Kriegstag. In Deutschland gibt es mehr als 300'000 politische Häftlinge. Alle Kinder und Jugendlichen von zehn bis achtzehn müssen der Hitlerjugend beitreten, sonst drohen ihnen Strafen.

Die Zeit läuft. Zur Feier von Hitlers fünfzigstem Geburtstag tritt die Wehrmacht an. Sie zieht am Führer vorbei und überreicht ihm ein grosses Modell eines Triumphbogens.

Aber noch ist der Krieg nicht erklärt.

Nach dem «Anschluss» Österreichs und der Rückkehr

des Sudetenlandes «heim ins Reich» auf Kosten Prags und der Tschechoslowakei heisst das nächste Ziel im März 1939 zunächst die Rest-Tschechoslowakei, dann Polen. Die französische und die britische Regierung geben eine feierliche Garantie ab, die Grenzen ihres Verbündeten zu schützen. Aber Hitler kümmert das nicht. Am 23. August unterzeichnen Ribbentrop und Molotow, der deutsche und der russische Aussenminister, einen Nichtangriffspakt, in dem sie offiziell eine zehnjährige Neutralität vereinbaren und inoffiziell die Aufteilung des Baltikums und Polens.

Eine Woche später, am 1. September 1939, greift Deutschland Polen an. Deutsche Divisionen rücken in Warschau ein. Die polnische Armee hat den heranrollenden Invasoren nur etwa hundert Panzer entgegenzusetzen, dafür aber hat sie 37 Reiterregimenter. Sie werden von den mechanisierten Einheiten der Wehrmacht aufgegeben. Am 3. September erklären England und Frankreich Deutschland den Krieg.

Der Frieden in Europa hat nicht einmal zwanzig Jahre gehalten.

In Frankreich werden fünf Millionen Mann einberufen. Die Militärverwaltung ist überfordert, in den ersten Monaten müssen einige Einberufene ihre Zivilkleidung tragen. Am 9. Oktober desertiert der Sergeant Maurice Thorez und flüchtet in die UdSSR. Er handelt nach der Logik des deutsch-sowjetischen Paktes, in dem die Kommunisten Deutschland Neutralität zugesichert haben. Nach seiner Flucht werden 35 kommunistische Abgeordnete verhaftet.

Die UdSSR marschiert entsprechend den Vereinbarungen des deutsch-sowjetischen Paktes in Polen ein. Stalin

nimmt sich die Eliten vor und deportiert fast zwei Millionen Polen in den Gulag. Eine Million kehrt niemals zurück.

Die Gegner belauern sich hinter ihren jeweiligen Befestigungen, die Franzosen hinter der Maginotlinie, die Deutschen hinter dem Westwall. Der französische Oberkommandierende General Gamelin ist 67 Jahre alt, der hoch geachtete General Weygand 72, Marschall Pétain, der Botschafter in Madrid und künftige französische Staatschef, 83 Jahre. Auf deutscher Seite stehen Guderian mit 51 Jahren, Hitler mit 50 und Rommel mit 48. Die Dreistigkeit ist bei den Armeeführungen ungleich verteilt: Die Franzosen wagen einen Vorstoss ins Saarland und ziehen sich sofort wieder zurück, weil sie die Deutschen nicht provozieren wollen. Die Operation kostet 300 Mann das Leben und ist vollkommen nutzlos. Das Oberkommando der Wehrmacht reagiert erleichtert. Wenn die französischen Truppen entschlossen gehandelt hätten, hätten die Deutschen zurückweichen müssen und die Franzosen hätten ohne grossen Widerstand den Rhein erreicht. Die Tage vergehen. Es ist der «drôle de guerre», der «phony war», wie die Engländer sagen, der «Sitzkrieg».

Im November 1939 entgeht Hitler knapp einem Attentat. Bei der Explosion der für ihn bestimmten Bombe sterben sechs Menschen, 63 werden verwundet. Wie durch ein Wunder wird der Führer gerettet, er erscheint unverwundbar. Am 10. Mai 1940 marschieren seine Truppen nach Belgien, Holland und Frankreich ein.

Der Friedensnobelpreis wird in diesem Jahr nicht vergeben.

## *Diesselts und jenseits des Rheins*

### **AUGUST VON KAGENECK**

Im September 1939 war die Stimmung bei uns gedrückt. Wir kehrten früher als geplant aus den Ferien in Munzingen zurück, weil mein Vater Angst um seinen Besitz hatte. Er war überzeugt, dass die Befestigungen des Westwalls den gefährlichen französischen Divisionen nicht lange Einhalt gebieten würden. An dem Tag, als die England und Frankreich Deutschland den Krieg erklärten, gingen wir in Wittlich in die Kirche. Der Ortspfarrer hatte den Gläubigen vorgeschlagen, sich dort zum Friedensgebet zu versammeln. Auf dem Heimweg entlud sich ein schreckliches Gewitter über der Mosellandschaft und ich höre noch, wie meine Mutter sagte: «Das ist ein göttlicher Fingerzeig. Dieser Krieg ist ein Verbrechen. Wir werden dafür bezahlen müssen.»

Ich machte mir sehr viel weniger Sorgen als meine Eltern. Mein jugendlicher Geist war von der offiziellen Propaganda erfüllt, für mich war Polen nichts weiter als eine Schöpfung des Versailler Vertrages. Durch die Heimholung der Deutschen jenseits der Grenze würde Hitler endgültig die Demütigung unseres Volkes im Jahr 1918 rächen.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Von einer Demütigung zur nächsten ... Der Zusammenbruch im Juni 1940 gehört zu den Schlüsselerlebnissen meines Lebens.

Die Lebensphase Jugend gab es damals nicht. Wir waren viel unschuldiger als die jungen Leute heute und zugleich unendlich ernster. Ich drückte im Collège Tivoli die Schulbank und dachte unentwegt an den Krieg, von dem ich direkt noch nichts mitbekam. Ich wollte der Einberufung zuvorkommen, aber mein Vater hinderte mich daran. Seine beiden älteren Söhne waren bereits eingezogen. Er wollte nicht noch einen Sohn gehenlassen, ihn verfolgte die Erinnerung an Verdun.

Ich erinnere mich an die Kriegsvorbereitungen, an die Aufschneiderei der Politiker, die grossspurigen Reden: «Der Weg der Waffen ist beschritten. Wir werden siegen, weil wir die Stärkeren sind.» Ich glaubte den Worten. Während der deutschen Offensive sass die ganze Familie vor dem Radiogerät, einem grossen Rundfunkempfänger mit einem ganz einzigartigen hohen, scheppern- den Klang. Der Krieg ... und sehr schnell auch der Zusammenbruch. Unerwartet, vollständig, ungeheuerlich, wie ein Sturzbach, der alles mit sich fortreisst. Seit dem Tag weiss ich, dass innerhalb von Stunden etwas verschwinden kann, dass nichts unmöglich ist.

Am 17. Juni, als die Regierung um Waffenstillstand bat, hatte mein Vater einen Anfall. Er verlor das Bewusstsein, als die Nachricht von diesem Schicksalsschlag kam, der die Jahre seines Kampfes und seines Leidens in Verdun zunichte machte.

Sobald ich hörte, dass die ersten Kolonnen des Exodus eintrafen, schwänzte ich den Unterricht, aus Neugier. Ich lief durch die Strassen von Bordeaux, in denen es von alkoholisierten Soldaten wimmelte, einige sahen verwahrlost aus und waren volltrunken. Ich stiess auf Flüchtlinge, die sich auf Karren zusammendrängten oder in Automobilen mit ihrem hastig zusammengerafften Haus-

rat, auf der Suche nach einem Dach über dem Kopf. Innerhalb weniger Tage verdreifachte sich die Einwohnerzahl der Stadt. Auch die Restaurants waren voll. Der Schriftsteller Julien Green hielt sich damals in Bordeaux auf, er hat die Atmosphäre besser beschrieben, als ich es vermag: das Grand Café mit seiner Innenausstattung, die in eine Operette von Offenbach gepasst hätte, die Hotels, die derart überbelegt waren, dass man ein und dasselbe Zimmer doppelt vermietete, einem Gast für die Nacht und einem anderen für den Tag.<sup>1</sup>

In der Stadt herrschte ein Gefühlswirrwarr aus Beschämung und Erleichterung. Die Soldaten, die dem Feuer entronnen waren, freuten sich über die Ruhe und die Sonne, aber stolz waren sie nicht.

Wie 1870 und 1914 hatte sich die Regierung an die Garonne zurückgezogen. Ich habe miterlebt, wie General Weygand in Begleitung von Ministerpräsident Paul Reynaud auf der Place de la Comédie ankam.<sup>2</sup> Ich weiss noch, wie die Menge applaudierte und wie Weygand sie mit einer ungeduldigen Handbewegung unterbrach, die bedeutete: Das ist nun wirklich nicht der richtige Augenblick! Ich war allein, still und besorgt. Ich höre noch das Geräusch meiner eisenbeschlagenen Schuhe auf dem Pflaster im Quartier Saint-Pierre. Ich wollte alles mit eigenen Augen sehen. Im Vorbeigehen schnappte ich ein paar Sätze aus Gesprächen über den Schock des Blitzkriegs und den Durchbruch durch die Ardennen auf. Zu Hause herrschte düstere Stimmung. Mein Vater flüchtete sich in die Arbeit.

Man muss sich in jene Zeit zurückversetzen. Wir waren darauf gedrillt, unbedingten Respekt vor den Honoratioren zu haben, die bei der Verleihung von Auszeichnungen immer in der ersten Rei-

he sassen, mit Gehrock und Jabot, eine Blume im Knopfloch. Mit dem Zusammenbruch verschwand diese Welt schlagartig. Wir Jungen wurden in die erste Reihe katapultiert. Die Schlüssel zur Zukunft gehörten nun denjenigen, die sich ihrer zu bemächtigen wussten.

Eine Zeit lang war Bordeaux das Zentrum Frankreichs. Die gesamte Verwaltung und die Politiker hatten in den Hotels der Stadt Zuflucht gesucht, im Splendid und im Royal Gascogne. Dann marschierten die ersten deutschen Soldaten über die «Steinbrücke». Sie zogen am Ufer der Garonne entlang: Erst tauchten auf der Place de la Comédie vor dem Grand Théâtre die Automobile, dann die regulären Truppen auf.

Ich habe sie innerlich mit Hass begrüsst. Mein jugendlicher Geist, stolz und vielleicht überschäumend, akzeptierte einfach nicht, was da geschah. Der Anblick des Feindes in meiner Stadt war ein Stich ins Herz. Den Schmerz verschlimmerte noch der Kontrast zwischen dieser glanzvollen Armee, diesen zwanzigjährigen Soldaten, die so jung und sportlich daherkamen, und dem jammervollen Bild, das die versprengten Reste unserer Armee boten, denen ich unterwegs begegnet war. Die Wehrmacht war durch ganz Frankreich mit ihrem blitzenden Material gerollt. Die «Feldwebel», wie alle deutschen Soldaten bei uns hiessen, waren von der Sonne gebräunt und strahlten im Glanz des Sieges. Ich beobachtete alles mit einer Mischung aus Verachtung und Faszination. Die Franzosen verhielten sich nicht immer sehr würdevoll; sie drängten sich um die Fahrzeuge und stellten den Neuankömmlingen mit einer gewissen Beflissenheit Fragen. Mir tat ihr Mangel an Zurückhaltung weh.

Die Honorationen der Stadt machten dem neuen Bürgermeister ihre Aufwartung. Wir hörten, dass der Präfekt der Gironde dem



General Moritz von Faber du Faure, der die Kontrolle über die Region übernahm, eine Kristallvase mit Blumen überreicht hatte. Der Bürgermeister von Bordeaux, Adrien Marquet, stellte dem neuen «Statthalter» eine elegante Residenz zur Verfügung. Mein Vater war langjähriger Ratsherr und kannte Marquet. Vor dem Krieg hatte er zu dem «neosozialistischen» Flügel um Pierre Laval gehört, aus dem die aktivsten Kollaborateure hervorgingen. Als Innenminister drückte Laval in einer Radioansprache die vorherrschende Stimmung im Lande aus: «Wir sind von den Trümmern des kapitalistischen, liberalen parlamentarischen Systems umgeben. Wir müssen die deutsche Sichtweise und die französische Sichtweise in Einklang bringen. Von dieser Zusammenarbeit hängt die Rückkehr zu einem normalen Leben ab.» In Einklang bringen: das war das Stichwort.

Beim Einmarsch der Deutschen befand sich die Stadt in einer zwiespältigen Situation. Die grossen Handelshäuser unterhielten sehr enge Beziehungen mit der angelsächsischen Welt und mit Nordeuropa. Lesen Sie nur die Romane von Mauriac: Da macht man sich lustig über die Bordelaiser, die ihren Kindern angelsächsische Vornamen geben, weil das schick ist. In der Familie meiner Mutter galt es als Gipfel der Vornehmheit, ein englisches Kindermädchen zu beschäftigen.

Bordeaux ist eine Stadt von Händlern, das heisst, man denkt pragmatisch, ist immer zu Verhandlungen bereit. Im Juni 1940 standen den Weinhändlern auf einmal manche ihrer Handelspartner aus Köln, Hamburg und Bremen als Offiziere der Besatzungsarmee gegenüber. Die Weinhändler hatten keinen Grund, diesen Männern, mit denen sie vor dem Krieg ausgezeichnete geschäft-

liche Beziehungen gepflegt hatten, jetzt ins Gesicht zu spucken. Diese Verbindungen ergaben eine erste Form der Kollaboration.

Bei uns zu Hause war es vollkommen anders. Mein Vater lehnte die Besatzungsmacht kompromisslos ab. Aber genau wie die ratlosen Honoratioren wandte er sich ohne Bedenken Marschall Pétain zu, sie alle klammerten sich an den Sieger vom Chemin des Dames. Die Werte, die das Vichy-Regime verkündete, deckten sich mit den Werten meiner Familie: Vaterlandsliebe, Antiparlamentarismus, Opferbereitschaft. Die nationale Revolution verhieß einen Ersatz für die Monarchie. Die Prinzipien der Familie – Arbeit und Verzicht als Grundsätze des Lebens – passen perfekt zu der nationalen Revolution.

Ich hingegen blieb angesichts des Porträts des Marschalls auf der Fassade der Präfektur und des Geredes vom «Retter» ungehört. Von General de Gaulle allerdings habe ich, soweit ich mich erinnere, erst im folgenden Jahr gehört. Mein instinktiver Widerstand war der eines gedemütigten Kindes, das auf der Strasse dem Feind begegnet und auf den öffentlichen Gebäuden die rote Fahne mit dem Hakenkreuz im weissen Kreis sieht. Graugrüne Uniformen waren allgegenwärtig. Die Musik der Spielmannszüge und die Feiern der Armee entlang der Allée de Tourny bewirkten gewiss keinen Sinneswandel bei mir.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Im April 1939, mit gerade einmal sechzehn Jahren, bat ich darum, als Fahnenjunker in die Armee aufgenommen zu werden. Ich brannte darauf, in den Kampf zu ziehen. Drei meiner Brüder waren bereits Offiziere. In meiner Familie erschien das Militär als der einzige Bereich, der sich noch nicht im Zugriff des Nationalsozialismus befand. Beim Militär pflegten die alten Familien

Deutschlands ihre Exklusivität. Dieses Detail wird vielleicht überraschen: Die Armee war die einzige Institution, in der man nicht mit dem Hitlergruss grüsste.

Und so fuhr ich am 20. April für einen Tag nach Bamberg für eine Reihe körperlicher und psychologischer Untersuchungen zum Kavallerieregiment Nr. 17. Wie es Tradition war, wartete im Kasino eine Mutprobe auf mich: Mir wurde ein ungeniessbares Gericht vorgesetzt, um zu sehen, wie ich reagierte. Ich erinnere mich noch genau an diesen Tag, weil es der fünfzigste Geburtstag des Führers war und viele Trinksprüche auf seine Gesundheit ausgebracht wurden, allerdings nicht so viele wie auf Ludwig III., den letzten bayerischen König, der im November 1918 abgedankt hatte. Das alte Deutschland hatte sich noch nicht bedingungslos seinem neuen Führer verschrieben.

Den «Sitzkrieg» erlebte ich halb in Blumenscheidt und halb in Trier, wo ich das Gymnasium besuchte, weil das Jesuitenkolleg aufgelöst worden war. Ich wohnte bei dem ehemaligen Bürgermeister der Stadt, Hans Oster, den die Nazis abgesetzt hatten. Der Konflikt erschien mir unwirklich. Einmal wurde ich unweit von Trier Zeuge, wie ein französisches Aufklärungsflugzeug in den deutschen Luftraum eindrang. Die Flak feuerte, verfehlte es und das war auch schon alles. In Deutschland wuchs die Erregung. Von meinem Fenster am Trierer Moselufer aus beobachtete ich, wie sich die Armee auf dem Weg an die Westfront machte: Panzer, Artilleriegeschütze, marschierende Soldaten ... Die Strassen waren vom Gebrüll der Unteroffiziere erfüllt, und ich unterschied ihre Herkunft anhand der Dialekte: Bayern, Preussen, Rheinländer, Sachsen, ganz Deutschland hatte Schlachtordnung angenommen. Im Radio hörten wir die ersten Meldungen vom Zusammenbruch Polens.

Im Dezember 1939 kam ich endlich zu meinem Regiment. Auf dem Bahnsteig konnte meine Mutter ihre Tränen nicht zurückhalten, als sie ihren fünften Sohn in Uniform abfahren sah: «Du bist doch noch so jung... »

«Das ist besser, als zu alt zu sein», erwiderte ich theatralisch. Ich war ganz aufgeregt bei dem Gedanken, dass ich endlich genau wie meine Brüder in die Welt der Männer eintreten würde.

Anfang Mai 1940 wurde ich in Augsburg einem Bataillon zugeteilt, das an der Westfront zum Einsatz kommen sollte. Diesmal war die ganze Stadt von der Begeisterung für Hitler erfüllt. Ich sehe noch die Hakenkreuzfahnen auf den Strassen, höre noch die Lautsprecherstimmen, die voller Enthusiasmus die Sondermeldung des Oberkommandos der Wehrmacht verlasen. Unser Konvoi setzte sich am 10. Juni in Bewegung, da hatte die Wehrmacht die französischen Linien bereits durchstossen. In Köln erfuhr ich, dass Paris besetzt war, in Brüssel, dass Frankreich um Waffenstillstand gebeten hatte. Noch grösser als unsere Freude war unser Erstaunen. Wie hätten wir auch mit dieser Niederlage der grössten Militärmacht Europas rechnen können? In gerade einmal sechs Wochen! Der Mythos vom unverwundbaren Frankreich, den unsere Väter 1918 heimbrachten, hatte weitergelebt. Wer konnte uns nach diesem Sieg noch Widerstand leisten? Die Sowjetunion war offiziell mit Deutschland verbündet, England hatte eine schmachvolle Niederlage erlitten, die englischen Soldaten waren von Dünkirchen über das Meer geflohen und niemand zweifelte daran, dass England bald ebenfalls um Waffenstillstand bitten würde.

Allerdings wäre es falsch zu behaupten, die französische Armee hätte nicht richtig gekämpft. Mein Bruder Clemens gehörte zu einem Panzerverband, und bis zur Loire stiess er auf erbitterten

Widerstand. Mein Bruder Franz Joseph wurde an der Somme in sehr schwere Kämpfe mit senegalesischen und marokkanischen Scharfschützen verwickelt. Innerhalb weniger Wochen fielen dort fast 100'000 Mann, etwa genauso viele wie in den schlimmsten Schlachten des Ersten Weltkrieges. Ich habe die Erinnerungen eines jungen österreichischen Leutnants gelesen, der einen berittenen Aufklärungstrupp befehligte. Er schreibt, in den Kämpfen an der Aisne hätten sich die Franzosen erbittert gewehrt und die Weygandlinie<sup>3</sup> Zentimeter um Zentimeter verteidigt. Dieser Offizier lobte in den Briefen an seine Eltern und in seinem Tagebuch den französischen Soldaten in den höchsten Tönen. Er schreibt, die Franzosen hätten zuverlässig zu ihrem Versprechen gegenüber den Polen gestanden und nach dem deutschen Angriff den Kampf aufgenommen. Und das hätten sie getan ungeachtet der Interessen ihres eigenen Landes und mit dem Risiko, in einen verlustreichen Krieg verwickelt zu werden.

Genau deshalb fürchtete Hitler die Franzosen und respektierte sie auch. Ihnen gegenüber legte er nicht dieselbe rassistische Verachtung an den Tag wie später gegenüber den Russen.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Sind Sie da so sicher? Durch Offiziere der Kolonialtruppen habe ich von Übergriffen der Wehrmacht gegenüber unseren afrikanischen Soldaten erfahren. Man hat mir eine vom Stabschef des Generals Guderian verfasste und unterzeichnete Anweisung für die Behandlung von Soldaten aus den Kolonien übergeben: «Es steht fest, dass die französischen Kolonialsoldaten auf bestialische Art und Weise deutsche Soldaten verstümmelt haben. Ge-

genüber diesen Eingeborenen wäre jede Rücksicht ein Fehler. Es ist strengstens verboten, sie ohne Bewachung als Gefangene hinter die Front zu schicken. Sie sind mit der allergrössten Härte zu behandeln.» Kein Pardon: Diese Behandlung hatte Hitler den überseeischen Soldaten Frankreichs zgedacht.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Vergessen Sie nicht, dass französische Kolonialtruppen zwischen 1919 und 1930 das Rheinland besetzt hatten. Die senegalesischen Scharfschützen waren damals wegen ihrer Wildheit bei der Bevölkerung im Besatzungsgebiet berüchtigt.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Diese Denkweise hat schreckliche Folgen gehabt. 1940 führte sie dazu, dass Kriegsgefangene aus Nordafrika und Schwarzafrika grundsätzlich exekutiert wurden, das haben mir Aymar de Galbert und General Linages mitgeteilt. Am 10. Juni wurden nicht weit von Compiègne die Angehörigen des 24. senegalesischen Scharfschützenregiments eingekesselt und gefangengenommen. Die Deutschen trennten schwarze und weisse Soldaten, das bedeutete Kriegsgefangenschaft für die weissen und Exekutionskommando für die schwarzen. Ein sehr erregter deutscher Offizier begann die Afrikaner zu beschimpfen und zu misshandeln. Ein Franzose aus dem Elsass, Hauptmann Speckel, stellte sich dazwischen und versuchte diesen Verstoss gegen das Kriegsrecht zu unterbinden. Er erklärte dem Deutschen, er sei stolz darauf, das Kommando über diese Männer zu haben, die der Sieger als «Wilde» bezeichnete. Er bekam zur Antwort: «Wenn Sie wollen, können Sie mit ihnen gehen!» Er wurde in einem Nachbardorf zusammen mit den anderen Offizieren seines Regiments exeku-

tiert, sie hatten sich wie er zur Verteidigung ihrer Männer erhoben. Die einfachen Soldaten wurden an Ort und Stelle erschossen.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Die schreckliche Geschichte, die Sie mir da erzählen, passt zu einer Entdeckung, die ich nach dem Krieg gemacht haben: Die Wehrmacht war nicht nur Mitwisserin von Verbrechen, die von den SS-Männern begangen wurden, sondern manchmal auch daran beteiligt. Und das, obwohl die Mehrheit der deutschen Offiziere Wert darauf legte, dass die Wehrmacht nicht die SS war.

## *Die Résistance*

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Waren Sie als Besatzer in Frankreich?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Ja, einige Monate. Ich kam am 14. Juli 1940 in Paris an, drei Wochen nach dem Waffenstillstand. Ich stieg an der Gare du Nord aus und machte mich auf die Suche nach meiner Truppe. Die deutschen Truppen waren noch in Bewegung und hatten ihre Garnisonen noch nicht erreicht. Mit den vielen Soldaten ging es in der Stadt zu wie in einem Bienenstock. Die Nacht habe ich in einem Wartesaal verbracht, auf dem nackten Fussboden, und am nächsten Morgen bin ich von der Gare d'Orléans, die heute Gare d'Orsay heisst, weitergefahren.

## HÉLIE DE SAINT MARC

Wie wurden Sie von den Franzosen empfangen?

## AUGUST VON KAGENECK

Durch und durch korrekt, wenn auch nicht gerade überschwänglich. Ich lag drei Monate mit meiner Einheit, der Aufklärungsabteilung 27, in der Region Brie. Wir hatten uns in dem Dorf Champcenest bei Béton-Bazoches im Departement Seine-et-Marne einquartiert. Die Menschen verhielten sich sehr würdevoll, sie beobachteten uns ohne jegliche Gefühlsregung. Das Schloss gehörte einem alten Herrn, der in der ersten Etage wohnte. Er zeigte sich nie, ähnlich wie die Hauptperson in der Novelle *Das Schweigen des Meeres* von Vercors.<sup>4</sup> Das war wohl seine Art, Widerstand zu leisten. Ich erinnere mich nur noch an eine Frau, die in einem angrenzenden Garten arbeitete, mit ihr unterhielten wir uns ab und zu. Mein Französisch beschränkte sich auf bescheidenes Schulniveau. Ich verbesserte es durch die Lektüre von *Madonna im Schlafcoupe* von Maurice Dekobra. Ich bekam sogar eine Strafe, weil ich während einer Nachtwache im Stall gelesen hatte. Allerdings muss ich zugeben, dass ich über meinem Buch eingeschlafen bin.

## HÉLIE DE SAINT MARC

Was für Erinnerungen haben Sie an Paris während der Besatzung?

## AUGUST VON KAGENECK

An einem Tag im August wurden wir auf Lastwagen in die Stadt gebracht. Hitler hatte uns das Touristenprogramm vorgebracht: Am 23. Juni hatte er in der menschenleeren Stadt die Oper besucht und sich die Loge des Präsidenten der Republik auf-



schliessen lassen. Danach besuchte er den Triumphbogen und den Invalidendom mit dem Grab Napoleons. Wir durften Paris auf eigene Faust erkunden und bekamen ausführliche Ermahnungen mit auf den Weg: Wir hatten sechs Stunden für den Besuch der Stadt, tadelloser Aufzug war selbstverständlich, keine Kontakte mit Parisern und vor allem nicht mit Pariserinnen. Und der Besuch bei professionellen Damen wurde uns natürlich hoch offiziell untersagt. So zogen wir also los, fünf Fähnriche, die glücklich waren, dem eintönigen Truppendienst entflohen zu sein. Paris wirkte auf uns wie erstarrt. Die Strassen und Plätze waren beinahe menschenleer bis auf einzelne Trauben deutscher Soldaten mit einem Fremdenführer. Ich erinnere mich an den Louvre, den Eiffelturm mit wehender Hakenkreuzfahne, aber vor allem erinnere ich mich an meinen Ausflug nach Montmartre auf der Suche nach einem amourösen Abenteuer. Vergebens. Stattdessen weiss ich noch, dass uns am Fuss von Sacré-Cœur ein Maghrebiner pornografische Fotografien verkaufen wollte.

Mit anderen Worten: Ich hatte keinen Kontakt zur Bevölkerung. Später habe ich den Bericht eines Regimentshauptmanns der 30. Division gelesen, die als eine der ersten in Paris eintraf. Er erzählt, es habe freundliche Reaktionen der Pariser gegeben, als er mit seiner Division mit Militärmusik durch die Strassen defilierte. Eines Tages hätten die Menschen beim Wachwechsel in der Rue de Rivoli sogar applaudiert.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Während Sie durch das menschenleere Paris marschierten, bin ich zur Résistance gestossen, ohne dass mir das richtig bewusst wurde. Unser Haus im Périgord lag in der freien Zone. Wir hatten

keinen Passierschein. Ohne jemandem davon zu erzählen, beschloss ich, heimlich die Demarkationslinie zu überschreiten, über die Hänge von Castillon-la-Bataille. Die Sache war riskant: Die Soldaten schossen ohne Warnung auf jeden, der versuchte, illegal diese künstliche Grenze zu überqueren. Auf dem Besitz eines Freundes unserer Familie hatte ich ein Tal entdeckt, das zwei Vorteile verband: Es lag abseits der Pfade, die kontrolliert wurden, und es bot mehrere Aussichtspunkte, von wo aus man auf dem Hinweg wie auf dem Rückweg die Lage beobachten konnte. Die Demarkationslinie war durch einen Weg gekennzeichnet und beiderseits davon durfte sich auf einige hundert Meter niemand nähern. Eines Tages machte ich mich mit klopfendem Herzen, die feuchten Hände um das Lenkrad gekrallt, auf zu dem kleinen Wald auf der anderen Seite des Tales. Es ging alles gut, und der erste Erfolg ermutigte mich. Im Winter 1940 wurde ich zum heimlichen Grenzgänger.

Meine Eltern schimpften mit mir, aber nur halbherzig, weil ich ihnen helfen konnte. Rasch verbreitete sich mein Ruf in der Familie. Ich, der schlechte Schüler, der Nachzügler, der ganz unten am Tisch sass, war auf einmal beehrt als Bote, der diesen oder jenen Dienst übernahm, einen Onkel in die unbesetzte Zone schmuggelte ...

Im Oktober 1940 erlebte ich das besetzte Bordeaux mit Hinweisschildern in roter und schwarzer Schrift. Es gab so gut wie kein Benzin mehr, Holzvergaser hatten die Wagen mit Benzinmotor ersetzt. Wir machten erste Erfahrungen mit Rationierung und Lebensmittelkarten. In der Stadt kursierten mehr oder weniger fantastische Erzählungen darüber, dass die Deutschen mit dicken Brieftaschen gekommen seien und die Luxusgeschäfte leer gekauft hätten. Wir lernten den Umgang mit Seifenkraut als Ersatz

für Seife, verwendeten Saccharin statt Zucker und assen Kohlrüben. In dieser Zeit habe ich einen tiefen Hass auf den Schwarzmarkt entwickelt. Die Besitzer förderten die Parallelwirtschaft noch. Der Mangel trieb die Preise auf dem Schwarzmarkt um ein Vielfaches in die Höhe, und dadurch entstand in Bordeaux wie in anderen grossen Städten eine privilegierte Klasse von Zwischenhändlern, die die Gunst der Stunde nutzten und wie im Schlaraffenland lebten. Ich fand es abstossend zu beobachten, wie einige Franzosen sich feige auf Kosten ihrer weniger glücklichen Landsleute bereicherten. Die Schwarzmarkthändler zeigten den Deutschen gegenüber oft grosses Entgegenkommen, das ist ein dunkles Kapitel in unserer Geschichte.

#### **AUGUST VON KAGENECK**

Wann genau haben Sie beschlossen, sich der Résistance anzuschliessen?

#### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Im Februar 1941. Aber in gewisser Weise haben andere für mich entschieden. Eines Morgens wurde ich zum Direktor des Tivoli gerufen, Pater de Gorostarzu.<sup>5</sup> Bis dahin hatte ich noch nie mit ihm gesprochen. Ich war nur ein kleiner, unauffälliger Schüler. Und dieser hoch geachtete Jesuit hielt Distanz zu uns. Er war ein beherrschter Mann mit einem sehr intelligenten Gesicht. Ich betrat sein Büro mit Herzklopfen, weil ich vermutete, dass die Einbestellung mit meinen Schulnoten zusammenhing.

Tatsächlich hatte Pater de Gorostarzu erfahren, dass ich verbotenerweise die Demarkationslinie passierte, weil meine Ausflüge mir ein gewisses Renommee unter meinen Mitschülern eingetragen hatten. Der Pater fragte mich, ob ich einem Freund von ihm

einen Gefallen tun könnte. Ich willigte sofort ein. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er zu einer kleinen Tür an der gegenüberliegenden Wand seines Büros trat... Er rief einen Mann herein, der im angrenzenden Zimmer gewartet hatte. «Könnten Sie ein Bündel Briefe hinüberbringen? Ist die Gefahr nicht zu gross?» Ich verneinte. «Ich habe noch nie Ärger gehabt. Ich kenne diese Ecke sehr gut.» Und damit war ich von einer Minute zur anderen ein Nachrichtenagent geworden. Ich war in die Résistance hineingestolpert.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Welch eine Verantwortung für einen Schuldirektor! Einen Schüler auszuwählen und ihn mit einer Mission zu betrauen, die tödlich enden kann!

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Es war Krieg. Wenn Sie rasch handeln müssen, entscheidet Ihr Instinkt für Sie, und Pater de Gorostazu hat wohl gespürt, dass ich der Aufgabe gewachsen sein würde. Manchmal überkommt mich heute noch Schwindel, wenn ich daran zurückdenke, welche Folgen diese kurze Unterredung hatte. Ich betrat das Büro des Direktors als schnell in die Höhe geschossener junger Mann mit schlaksigen Gliedmassen. Ich verliess es mit einem Geheimnis, das Leben oder Tod bedeuten konnte. Mein ganzes Leben hatte sich von Grund auf geändert.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Konnten Sie mit dem Besucher sprechen, der da aus dem Dunkel getreten war?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

An dem Tag nur ein paar Minuten. Ich erinnere mich noch an

seinen durchdringenden Blick, prüfend und forschend, der Blick des Verantwortlichen einer Widerstandsgruppe, der sich in wenigen Sekunden einem Unbekannten offenbaren wird. Seine Entscheidung war gefallen. Ich hatte die erste Hürde genommen. Er reichte mir die Hand und stellte sich als «Colonel Ollivier» vor. Er war breit und massig, sein joviales Auftreten lud ein, ihm Vertrauen entgegenzubringen. Seinen wahren Namen und seine Geschichte erfuhr ich erst nach der Befreiung.<sup>6</sup>

Ich war sofort für ihn eingenommen. Mir gefiel seine Freundlichkeit, die Art, wie er sein Ansinnen herunterspielte. Er war ein Schattenmann im wahrsten Sinn des Wortes: herzlich und distanziert, voller Selbstbeherrschung und manipulativ, hart und ruhig, wachsam hinter einer sorglosen Miene. In seinen Augen standen allzeit lauernes Misstrauen und ein eiserner Wille.

Die Jugend ist eine Zeit ungestümer Entscheidungen und inneren Aufruhrs. Ich habe mich bedingungslos eingesetzt. Ohne meinen Eltern etwas zu sagen, wechselte ich zwischen Winter 1941 und Sommer 1943 mehrere Dutzend Male über die Demarkationslinie. Der Colonel verwischte immer seine Spuren. Wenn es den Anschein hatte, er wäre aus London zurückgekehrt, war er in Wahrheit in Arcachon gewesen, und während man glaubte, er stehe in Kontakt mit Churchill, traf er sich in Paris mit einem Abgesandten des Vatikans.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Hat er Ihnen die Kniffe der Spionagetätigkeit beigebracht?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich hatte das Glück, dass ich zu einem richtig professionellen

Widerstandsnetz stiess, das direkt vom britischen Geheimdienst dirigiert wurde. Die Briten setzten Kleriker ein, weil die es gewohnt waren, Geheimnisse zu wahren. Das Netz war sorgfältig abgeschirmt. Es diente nur der Spionage, politische Debatten wurden nicht geführt. Der religiöse Deckmantel erhöhte die Bewegungsfreiheit, die Gruppen kannten sich untereinander nicht.<sup>7</sup>

Viele Mitglieder der Résistance hatten nicht so viel Glück. Grossartige Männer sind gestorben, weil sie dilettantisch zu Werke gingen. Sie waren nicht so effizient, wie sie es hätten sein können.<sup>8</sup> Im Untergrund darf man nicht improvisieren. Man muss sich schrittweise eine neue Lebensweise mit bestimmten Gewohnheiten zulegen (eine neue Adresse, eine Legende, Zurückhaltung in Gesprächen, man darf nichts bei sich tragen, muss dafür sorgen, dass nicht das Versteck oder der Briefkasten der Gruppe «verbrannt», falls man auffliegt usw.). Diese Verhaltensweisen werden einem zur zweiten Natur. Mein ganzes Leben war davon geprägt. Noch heute – und ich kann Ihnen versichern, dass meine Spionagetätigkeit sich mittlerweile auf ein Minimum beschränkt – rede ich nicht gerne darüber, mit wem ich mich treffe, teile ich niemandem mit, wann ich wohin gehe, behalte ich für mich, was ich erfahre.

### **AUGUST VON KACENECK**

Haben Sie nie über Ihren Einsatz im Widerstand gesprochen?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Nie, nicht einmal andeutungsweise. Der Colonel sagte immer: «Schon ein Blick kann zu viel sein.» Ich lebte auf zwei Ebenen

gleichzeitig. Die erste Ebene, die Oberfläche, war grau und langweilig: Sie war Ersatz für mein Leben vor dem Krieg. Ich wiederholte die Abiturprüfung, weil ich beim ersten Mal durchgefallen war, und dann begann ich ohne grosse Begeisterung die Vorbereitung auf die Militäarakademie Saint-Cyr, erst in Bordeaux, dann in Versailles.

Das Vichy-Regime zog mit seiner Rhetorik und seiner Bilderwelt einige meiner Kameraden und die meisten meiner Lehrer an. Mein Umgang mit dem Colonel immunisierte mich gegen die Propaganda für die nationale Revolution, die mich unter anderen Umständen in meinem jugendlichen Gefühlüberschwang durchaus hätte ansprechen können.

Selbst mein Vater rückte von Pétain ab. Ich habe Ihnen bereits erzählt, dass die antijüdischen Gesetze vom Oktober 1941 seine Gewissensprinzipien verletzt hatten. Mein Bruder Louis, der Flieger, war in Schwarzafrika gewesen und hatte sich dann den Truppen des Freien Frankreich in London<sup>9</sup> angeschlossen. Es machte mich wütend, dass ich endlose, sinnlose Unterrichtsstunden in der Klasse absitzen musste. Ich kam mir vor wie eine Ente, der man den Kopf abgehackt hat und die trotzdem noch weiterläuft.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Welche Aufgaben fielen Ihnen innerhalb der Organisation zu?

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich traf den Colonel wann immer möglich. Ich war einer seiner Verbindungsagenten, erst von einer Seite der Demarkationslinie zur anderen, dann, als eine Vertrauensbasis bestand, zwischen

den Anlaufstellen des Netzes im Südwesten, hauptsächlich rund um Arcachon, in den Landes und bis Biarritz.

Im Sommer 1940 war alles noch ein grosses Pfadfinderspiel gewesen, aber im Laufe der Zeit wurde die Last schwerer, weil die Deutschen in Bordeaux rigoros durchgriffen. In den letzten beiden Jahren der Besetzung hoben sie praktisch das gesamte Untergrundnetz in Bordeaux aus, die Agenten wurden verhaftet und deportiert. Der Blutzoll war enorm. Die Demarkationslinie wurde sehr viel schärfer überwacht. Einmal sah ich eine deutsche Patrouille in weniger als zehn Metern Entfernung. Ein anderes Mal feuerten sie in meine Richtung, aber ich befand mich schon ausserhalb der Reichweite.<sup>10</sup> Angst begleitete uns bei jedem Treffen. In den Jahren 1941 und 1942 kämpfte die Résistance praktisch mit blossen Fäusten. Die Gruppe Jade-Amicol überwachte alle Bewegungen in den Häfen, auf den Flugfeldern und Bahnhöfen, den Warentransport und so weiter. Sie war am Atlantikwall aktiv und sammelte so viele Informationen wie möglich über die deutschen Truppen, teils durch eigene Beobachtungen, teils trat man an Franzosen heran, die mit den Deutschen zusammenarbeiteten.

Der Colonel übertrug mir mehrere Missionen jenseits der Demarkationslinie, ich überbrachte Koffer, deren Inhalt ich nicht kannte, oder ich unternahm mit dem Fahrrad Erkundungstouren in den Dörfern. Ich erinnere mich an eine Mission in Mont-de-Marsan im Winter 1942. Ich übergab einem Mann, den ich nie zuvor gesehen hatte, einen Umschlag und mehrere Pakete. Wie in dem Roman *Armee im Schatten*<sup>11</sup> schätzten wir uns mit einem Blick ab, bevor wir die Parole nannten. So sah unsere Form der Kriegführung aus, der Waffenstillstand hatte uns dazu gezwungen. Ich blieb die Nacht über bei dem Mann, schreckte beim



kleinsten Geräusch hoch, und am nächsten Morgen fuhr ich mit dem Bus zurück nach Bordeaux.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Später haben Sie auch die übliche Form der Kriegführung erlebt. Welche Unterschiede haben Sie wahrgenommen?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Vor allem eine immense Einsamkeit. Bei der Untergrundarbeit sind Sie selbst Ihr grösster Feind. Ein Mann, der ein Geheimnis bewahrt, glaubt, es stünde ihm auf die Stirn geschrieben. Er verrät sich durch kleine Auffälligkeiten im Verhalten, ein Zittern in der Stimme, einen verstohlenen Blick. Ich erinnere mich, dass einmal der Colonel und ich im selben Zug unterwegs waren, aber in verschiedenen Waggons. Bei der Ankunft stand ein deutscher Posten auf dem Bahnsteig. Angst fuhr mir in die Glieder. Ich sah, wie Arnould nicht einmal hundert Meter vor mir an dem Posten vorbeiging, mit ruhigem Schritt, ohne das geringste Zögern, scheinbar gedankenverloren, als hätte sein Geist seinen Körper verlassen. Es durchzuckte mich wie ein Schlag. Ich bemühte mich, genauso zu wirken. Und tatsächlich konnten wir mit unseren Koffern ungehindert passieren. Die Disziplin hat mir später sehr geholfen, im Feuer, in Indochina und in Algerien.

Im Winter 1943 wurde der Arbeitsdienst eingeführt.<sup>12</sup> Es betraf mich noch nicht, aber es war ein Wendepunkt für mich. Ich wollte offen kämpfen. Ich bat den Colonel um Hilfe, damit ich nach Spanien und von dort weiter nach Nordafrika zur kämpfenden Truppe gelangen könnte. Er lehnte rundweg ab: «Ihr Platz im

Kampf ist hier. Sie werden andere Verpflichtungen bekommen, die wichtiger sind als ein Kommando irgendwo an einem Frontabschnitt im Mittleren Osten.»

Das war unsere letzte Begegnung, wir sahen uns erst nach meiner Rückkehr aus Buchenwald wieder.<sup>13</sup> Mir passten seine Worte nicht, ich trat ungeduldig auf der Stelle, ich sah keine Perspektive für mich. In Sainte-Geneviève bildete sich eine kleine Gruppe. Es war die Rede von einem Schleuser, der uns nach Perpignan bringen könnte. Die Entscheidung musste rasch fallen, im Juli sollte es losgehen. Meine Entscheidung war klar.

Ich ersuchte meinen Vater um ein Gespräch in der Bibliothek von Fournial. Es war einer jener Sommertage, wie es sie nur im Périgord gibt: heiss, schwül, erfüllt vom Duft der Magnolien und Linden, der sich mit den Gerüchen des Bauernhofes mischte, die vom Hof aufstiegen. Wir befanden uns mitten im Krieg, und trotzdem war es ein makellos schöner Tag. Meine Neffen balgten sich auf der Wiese und ab und zu drangen laute Schreie zu uns. Ich erzählte nichts von meinem Einsatz für die Résistance, obwohl wir uns möglicherweise nie wiedersehen würden. Der Augenblick war dramatisch, fast melodramatisch. Mein Vater sträubte sich der Form halber gegen den Abschied. Ein Sohn war in Gefangenschaft, der andere kämpfte über der Ruhr, ich zog als Dritter in den Krieg. Aber schliesslich gab er mir doch Geld für die Reise. Weil wir beide empfindsam waren, aber unsere Gefühle nicht gern zeigten, ersparten wir uns eine lange Abschiedsszene.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Genau wie meine Mutter an dem Tag, als ich zu meinem Regiment abreiste, hat auch Ihr Vater gespürt, dass nichts sie aufhal-

ten konnte. Heute wirkt ihr Verhalten vielleicht verwunderlich. Ungeachtet der strengen Erziehung, die sie uns angedeihen ließen, war das ihre Art und Weise, uns unsere Freiheit zu lassen.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Viel später, in meiner Gefängniszelle und dann im Lager, sind diese letzten Stunden, als noch alles möglich war, als ich meinem Schicksal noch hätte entrinnen können, wie ein Film an mir vorübergezogen. Bereits mit zwanzig war mir der klare Bruch am liebsten. Wenn ich eine Entscheidung getroffen habe, überlege ich es mir in der Regel nicht wieder anders.

Ich verbrachte meine letzte Nacht auf Fournial, trank in der Küche den letzten Topf Milch, empfing den letzten Kuss meiner Mutter. Ich schritt einen Pfad zwischen den Pinien entlang und nahm Abschied von den glücklichen Jahren meiner Kindheit. Auf dem Hügel angekommen, trat ich auf die Strasse, eisern entschlossen. Endlich wollte ich offen kämpfen.

Ich umging Bahnhöfe und Kontrollposten und erreichte am 13. Juli den vereinbarten Treffpunkt in Perpignan. In einem Café sammelte sich eine kleine Gruppe, wir erkannten uns an einer Losung, die aus einem schlechten Spionagefilm hätte stammen können: «Das Evangelium spricht.» Ich hatte geglaubt, diese Gruppe wäre genauso sicher wie das Netz des Colonels. Tatsächlich war sie ein löchriges Sieb, wie es in solch unruhigen Zeiten viele gibt. Wir wurden mit einem Mann in Kontakt gebracht, der uns versprach, er werde uns über die Pyrenäen führen. Dieser Schleuser spielte ein doppeltes Spiel. Um sein eigenes Leben zu retten, hatte er sich bereit erklärt, jede zweite Gruppe zu verraten. Bei Anbruch

der Nacht kletterten wir auf einen Lastwagen mit Plane. Eine Stunde später blendeten uns die Scheinwerfer der Deutschen, die uns seelenruhig in einem Weinbergweg erwarteten. Nach einer rüden Befragung kam ich ins Gefängnis und von dort ins Lager Compiègne, in den Wartesaal für die Deportation. Für mich ging der Krieg auf andere Weise weiter, in Nacht und Nebel.<sup>14</sup>

## *Der Krieg im Osten*

### **AUGUST VON KAGENECK**

Uns erschien der Krieg bis zum Sommer 1941 wie ein Traum. Nirgendwo stiessen wir auf Widerstand. Im Januar kam ich an die Panzertruppenschule in Krampnitz bei Potsdam. Die Ausbildung dort war sehr hart, aber am Abend erwartete uns die Hauptstadt mit ihren Zerstreuungen. Die Atmosphäre in Berlin hatte etwas Unwirkliches. Die Kämpfe waren weit weg. Ich traf meinen ältesten Bruder Clemens wieder, er nahm mich mit zu den glanzvollen Empfängen in der Stadt und stellte mir seine Freundinnen vor. Ich lernte die Tochter des Reichssportministers kennen, Fee Tschammer und Osten, die nur einen einzigen Fehler hatte: Sie wohnte 25 Kilometer vor der Stadt in einer grossartigen Villa, die anlässlich der Olympiade erbaut worden war. Ihre wunderschönen Augen und die Gespräche mit ihr (sie erzählte mir alle Klatschgeschichten, die über die Würdenträger des Reiches im Umlauf waren) faszinierten mich kleinen Fahnenjunker so sehr, dass ich all mein Geld für Taxifahrten ausgab.

Ich besuchte auch Oskar von Preussen, den Sohn des Kaisers, Freund meiner Mutter und meiner Tanten, der in Potsdam residierte. Anders als seine Brüder hatte er jeden Kompromiss mit Hitler abgelehnt. Er empfing mich mit der Anweisung zu schweigen, dazu legte er einen Finger auf seine Lippen und ein Kissen auf das Telefon. So wollte er sich vor Mithörern schützen; Gespräche abzuhören war damals in Deutschland gang und gäbe. Auf Befehl des Führers hatte die Armee ihn ausgeschlossen (seine Brüder hingegen hatten sich hinter das Regime gestellt), und nun füllte er seine erzwungene Mussezeit damit aus, dass er in seinem Garten einen Luftschutzkeller für sich und seine Familie nach dem Modell der Schützengräben von Verdun baute.

Ich erinnere mich an den 10. Mai 1941 als den letzten ruhigen Tag im Familienkreis. Ich hatte die Heirat einer meiner Cousinen zum Anlass genommen, um Urlaub zu nehmen, und reiste zu meinen Eltern. Drei meiner Brüder hatten es genauso gemacht, und alle zusammen feierten wir den siebzigsten Geburtstag meines Vaters. Da alle in Uniform erschienen, hatte mein Vater eingewilligt, seinen Waffenrock als General des Kaisers anzulegen. An dem Tag herrschte in Blumenscheidt heitere Sorglosigkeit. Erst später erfuhren wir von einem seltsamen Vorfall – erster Hinweis, dass nicht die gesamte Maschinerie des Nazi-Reichs reibungslos lief: Rudolf Hess, der Stellvertreter des Führers an der Spitze der Partei, war nach England geflogen. Die offiziellen Verlautbarungen verkündeten, Hitlers ehemaliger Kamerad in der Festungshaft sei verrückt geworden, aber wir stellten uns Fragen: Hatte er in geheimer Mission Churchill aufgesucht? Oder war es Verrat? «Die Ratten verlassen das sinkende Schiff», kommentierte mein Vater.

Die Sache wurde vertuscht und geriet in Vergessenheit. Mitte Mai erfuhr ich, dass ich der 9. Panzerdivision zugeteilt worden war. Ich freute mich wie verrückt. Sie zählte zu den angesehensten Einheiten der Wehrmacht, in Polen, Frankreich und auf dem Balkan hatte sie sich mit Ruhm bedeckt. Kurz darauf machten wir uns auf den Weg nach Osten. Ich erinnere mich noch, wie erstaunt ich von der Nachricht war, dass es nach Osten gehen sollte: Wir sahen dort keinen Feind mehr, denn nach dem deutsch-sowjetischen Pakt war die Sowjetunion unser «Verbündeter».

Tatsächlich belauerten sich Hitler und Stalin, jeder unterstellte dem anderen Hintergedanken und wartete auf den geeigneten Vorwand, diesen opportunistischen Vertrag zu brechen. Hitler hatte seine Unterschrift darunter gesetzt, damit er nach Belieben mit Polen verfahren konnte, und Stalin wollte Zeit gewinnen für den Aufbau der Roten Armee. Auf deutscher Seite mischten sich ideologische (gegen den Bolschewismus), rassistische (70 bis 80 Prozent der Russen waren nach Hitlers Ansicht «Mongolen») und strategische Motive: Das riesige Land bot «natürlichen» Lebensraum für die deutsche Expansion. Ab dem 22. Juni, einem Sonntag, rollten wir in Richtung Moskau. Wir überquerten den Fluss Bug in Ostpolen und drangen nach Russland ein.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wurden Sie in ähnlicher Weise empfangen wie in Frankreich?

### **AUGUST VON KACENECK**

Viel besser. In allen ukrainischen Dörfern wurden wir als die Befreier begrüßt. Die Frauen brachten uns Brot, Eier, Wein und

Honig. Es war ein heisser Sommer, und ich erinnere mich noch an eine verschwenderische Fülle von Pflaumen und Mirabellen. Die ersten Kriegswochen waren sehr angenehm.

Die Ukraine hatte mit am meisten unter der mit grossem Zwang erfolgten Durchsetzung des Marxismus gelitten. Stalin wollte den Widerstand der Bauern gegen die Bolschewiken mit massiven Deportationen brechen. Für Hitler wäre es ein Leichtes gewesen, wirklich als Befreier aufzutreten, wie es die Plakate überall im Land verkündeten. Doch verblendet durch seinen Hass auf Slawen und Juden gebärdete er sich als Despot, und die Gefühle der Bevölkerung schlugen rasch um, zumal Stalin genau in diesem Augenblick seine Wortwahl änderte. Auf einmal wandte er sich an seine ukrainischen «Brüder» und rief in Radioansprachen zum Widerstand auf.

Die Ukrainer glaubten, wir seien gekommen, um sie vom stalinistischen Joch zu befreien, unter dem sie ganz besonders litten – und wir behandelten sie wie «Untermenschen». Hitlers Plan war, die Bevölkerung der Ukraine hinter die Wolga zurückzudrängen. Dadurch sollte Berlin vor der russischen Bedrohung geschützt werden, und die Ukraine würde als deutsches Siedlungsgebiet dienen. Nach der Wehrmacht kam die NS-Zivilverwaltung, schröpfte Dörfer und Städte, requirierte alles, was sie fand. Ganz zu schweigen von den Gräueltaten .. ?<sup>5</sup>

Unsere Vorgesetzten leisteten manchmal Widerstand. Im Verlauf des russischen Feldzugs wurden die Offiziere meiner Aufklärungsabteilung vom Kommandeur Major von Ohlen zusammengerufen. Er teilte ihnen mit, dass der General des Armeekorps den Befehl gegeben habe, Hitlers «Kommissarsbefehl» nicht zu befolgen, wonach die sowjetischen politischen Kommissare von den

übrigen Kriegsgefangenen abzusondern und auf der Stelle zu erschliessen seien. Er werde der Anweisung des Generals folgen.<sup>16</sup> Das verhinderte freilich nicht, dass andere Massaker in Russland begangen wurden; so war die Zerstörung ganzer Dörfer an der Tagesordnung.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wie weit sind Sie in Russland vorgerückt?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Ich kommandierte einen Panzerspähtrupp, das heisst drei Panzerspähwagen mit einer kleinen 20-mm-Kanone. Meine Aufgabe war es, das vor uns liegende Gelände zu erkunden und zu schauen, wo Russen sein könnten. Befanden sich noch irgendwo russische Stellungen? War ein bestimmtes Dorf verlassen oder nicht? Unser schlimmster Feind war eine kleine Panzerabwehrkanone im Arsenal der Russen: ein 47-mm-Geschütz von Krupp, ideal für den Einsatz aus dem Hinterhalt. Jedes Mal, wenn wir uns einem Dorf näherten, häufig über offenes Gelände, rechneten wir auf den letzten hundert Metern damit, dass wir den berüchtigten Blitz sehen würden, das Zeichen, dass sie das Geschütz abgefeuert hatten.

Wir rückten letztlich im Sommer 1942 bis zum Don nordwestlich von Stalingrad vor, genau gesagt bis zur Stadt Woronesch. Dort machen die Flüsse Don und Woronesch jeweils einen Knick, der eine nach Osten, der andere nach Westen. Von Anfang an kämpften wir gegen mehrere Feinde gleichzeitig. Erst quälte uns die drückende Hitze des kontinentalen Sommers, und der dichte Staub nahm uns den Atem. Dann kam der Schlamm und zwang uns, unseren Vormarsch zu verlangsamen. Ab Oktober regnete es, die schwarze Erde der Ukraine verwandelte sich in eine zähe Mas-



se, die Fahrzeuge, Tiere und Männer gleichermaßen festhielt. Der Regen dauerte bis Ende November. Danach begannen die Winterfröste. Die Temperatur sank rasch, jede Nacht um ein paar Grad, bis auf minus fünfzig Grad. Aber erstaunlicherweise ist die Kälte nicht das Schlimmste für einen Soldaten, denn selbst bei sehr tiefen Temperaturen kann er weiter vorrücken. Matsch und Schlamm hingegen machen ihn unbeweglich und damit ist er schutzlos.

Die Partisanen nutzten die Wetterverschlechterung und griffen uns an. Sie versuchten uns von unseren Nachschublinien abzuschneiden und unsere Versorgung zu unterbrechen. Die Partisangruppen bestanden aus den versprengten Resten der Roten Armee, die wir im Sommer geschlagen hatten. Bedenken Sie nur: Im Sommer 1941, nach der grossen Schlacht von Kiew, in der eine ganze Armee aufgegeben wurde, standen wir auf einmal mit 700'000 Kriegsgefangenen da. Innerhalb von zwei oder drei Tagen waren es so viele geworden. In endlosen Kolonnen zogen sie dahin, bewacht von ein paar wenigen Deutschen. Vielen gelang die Flucht in die undurchdringlichen Wälder der Region. Damals kümmerte uns das nicht, so sicher waren wir uns unserer Überlegenheit. Aber schon bald sammelten sie sich wieder zu Kampfeinheiten und erhielten Luftunterstützung. Mit dem Wetterumschlag wurden sie zum Albtraum der deutschen Armee.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ernst Jünger schreibt in seinen *Tagebüchern* über das Verhalten der Deutschen gegenüber den russischen Partisanen, sie würden «Wolfsrudeln gleich in ihren Wäldern zur Ausrottung um-

stellt». Und er fährt fort: «Ich hörte hier Dinge, die in die Zoologie einschneiden.»<sup>17</sup> Das sind furchtbare Sätze!

### **AUGUST VON KAGENECK**

Der Krieg gegen die Partisanen war schrecklich. Es gab in den Wäldern rund um Briansk, 200 Kilometer vor Moskau, eine Operation mit dem Decknamen *Freischütz* im Mai 1943. Die deutsche Armee musste um jeden Preis die Gruppen zerschlagen, die ihre Nachschublinien bedrohten, Truppentransportzüge in die Luft jagten, Angst und Schrecken unter der Bevölkerung verbreiteten. Ein ganzes Armeekorps wurde damit beauftragt, ein Gebiet zu durchkämmen, das so gross war wie zwei oder drei französische Départements, und irreguläre Kämpfer aufzuspüren, die nur schwer von der Zivilbevölkerung zu unterscheiden waren. Die Bilanz war grauenhaft. Die Dörfer wurden dem Erdboden gleichgemacht. Auf deutscher Seite gab es 27 Tote, auf russischer Seite 1'500, darunter 300 Frauen und Kinder, dazu 500 Verletzte, von den Deportierten ganz zu schweigen. General Keitel hatte befohlen, dass der Kampf gegen die Partisanen ohne Pardon zu führen sei. Auch Frauen und Kinder dürften nicht geschont werden, wenn der Verdacht bestehe, dass sie Informationen weitergegeben hätten oder mit den Partisanen gemeinsame Sache machten.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Waren Sie selbst an dieser Operation beteiligt?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Nein. Zu dem Zeitpunkt lag ich schon verwundet im Lazarett. Die einzige derartige Operation, von der ich wusste, war die Einnahme von Tarnopol durch unsere 9. Panzerdivision im Juli 1941.

Tarnopol war eine grosse Stadt im so genannten «Judengürtel», der entlang der polnischen Grenze vom Schwarzen Meer bis zum Baltikum verlief. Zwei Tage später wurde einer meiner Männer, als er ein beschädigtes Panzerfahrzeug aus der Stadt holen sollte, Zeuge eines schrecklichen Vorfalls, eines Kriegsverbrechens. Männer in SS-Uniformen schlachteten die Juden der Stadt ab, die ortsansässige Bevölkerung half ihnen dabei: Um Munition zu sparen, erschlugen die Soldaten die Menschen mit Spaten und Hacken. Das Massaker dauerte über eine Woche, die Zahl der jüdischen Opfer belief sich auf fast 600'000.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wann erfuhren Sie davon? Und wie reagierten Sie und Ihre Männer?

### **AUGUST VON KACENECK**

Da es etliche Augenzeugen gab, machte der Bericht in der Abteilung rasch die Runde und die Männer reagierten sehr heftig: Zum ersten Mal erlebte ich, dass sie sich über die Regeln der Disziplin hinwegsetzten und ihren Offizieren sagten, was sie dachten: Diese «Säuberung» sei unentschuldig. Sie wollten nicht Komplizen solcher Taten sein. In der Truppe musste wieder Ruhe hergestellt werden. Später wurde zur Beruhigung der Gemüter mitgeteilt, die Verantwortlichen für das Massaker hätten sich für ihre Taten vor einem Militärgericht verantworten müssen.

## *Die Lager*

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich erinnere mich, wie ich in einem Viehwaggon in Deutschland ankam. Meine Kameraden und ich wurden in einen hölzernen Waggon gepfercht, zusammen mit Frauen und Kindern, die Luft war stickig. Wir hockten uns im Schneidersitz auf den Boden und der Oberkörper des Vordermannes schob sich zwischen die eigenen Knie. War es Tag oder Nacht? Ich weiss es nicht mehr. Ein Häftling schaute durch ein Astloch in einem Brett hinaus und berichtete den anderen, dass wir die Grenze passierten. Unsere Fluchtpläne lösten sich auf. Mit jedem Ruck entfernten wir uns weiter von Frankreich. Ich hatte Tränen der Wut in den Augen.

Nach einer furchtbaren Fahrt kamen wir in Buchenwald an, es war September 1943. Das Lager war 1937 auf dem Ettersberg errichtet worden, einer dicht mit Buchen bestandenen, schwer zugänglichen Erhebung acht Kilometer von Weimar entfernt. Auf dem Ettersberg wehte immer ein heftiger Wind, die Häftlinge nannten ihn den «Atem des Teufels».

Jede Stunde dieses ersten Tages riss den Graben zwischen dem Vorher und dem Nachher in meinem Leben tiefer auf, er war nicht mehr zu überwinden.

Es hat ein Vorher gegeben: die Ankunft auf dem Bahnsteig, ein Berg von Kleidung auf dem Boden, die wir hastig durchwühlen mussten, Jacken, die zu kurz waren, und Holzpantinen in un-

terschiedlicher Grösse. Es gab auch ein Nachher: die Häftlingskolonne, die im Laufschrift die drei aufeinanderfolgenden Eingangstore passierte, das letzte mit dem Schriftzug «Recht oder Unrecht, mein Vaterland», der bedrohlich in unseren Köpfen widerhallte wie ein metallisches Hohngelächter.

Vorher: der Satz «Das ist ein hartes Lager, ein sehr hartes». Nachher: die Zuweisung der Häftlingsnummer und der Einzug in die Baracken, in die isolierte Welt des Konzentrationslagers, abgeschirmt durch bedrohlichen Stacheldraht, hinter dem wir unsere Zukunft ahnten.

Vorher: der draufgängerische und auf seine Weise tapfere junge Mann mit guten Manieren, ironisch, der unbekümmert Heranwachsende, der ich an jenem Septembermorgen war. Nachher: die kahl rasierten Schädel, die Hände, die vergebens in den Taschen nach ein paar Brotkrümeln wühlten, die kleinen, unsicheren Schritte, die vorzeitig gealterten Gesichter, die Blicke wie aus den Augen wilder Tiere, denen ich im Lager begegnete. In den ersten Momenten war ich entsetzt und abgestossen.

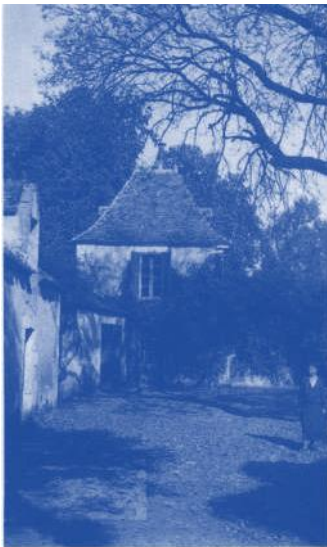
Der Rest ist eine Geschichte, die mir bei der Erinnerung immer noch Schmerzen bereitet. In manchen Nächten träume ich auf Deutsch. Ihre Sprache ist die Sprache meiner Alpträume. Mitten in der Nacht höre ich auf einmal Worte mit der kehligen Gewalt von Befehlen, die wie Schläge hallen, und ich stürze wieder in den Abgrund meiner Vergangenheit als lebendiger Toter.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Das erste Lager, von dem ich gehört habe, war das in Dachau. In den Dreissigerjahren warnte man jemanden, der zu freimütig seine Meinung über das Regime äusserte, oft halb scherzhaft und halb ernst: «Pass auf, sag so etwas nicht, sonst kommst du nach



*Der Vater von Hélié de Saint Marc,  
Präsident der Anwaltskammer in Bordeaux.*



*Der Hof des Familien-  
anwesens Fomial in  
Campsegret zwischen  
Bergerac und Perigueux.*



*Die Mutter von H lie de Saint Marc, Madeleine Buhan, Tochter eines Senators der Gironde, mit ihren ersten beiden Kindern.*

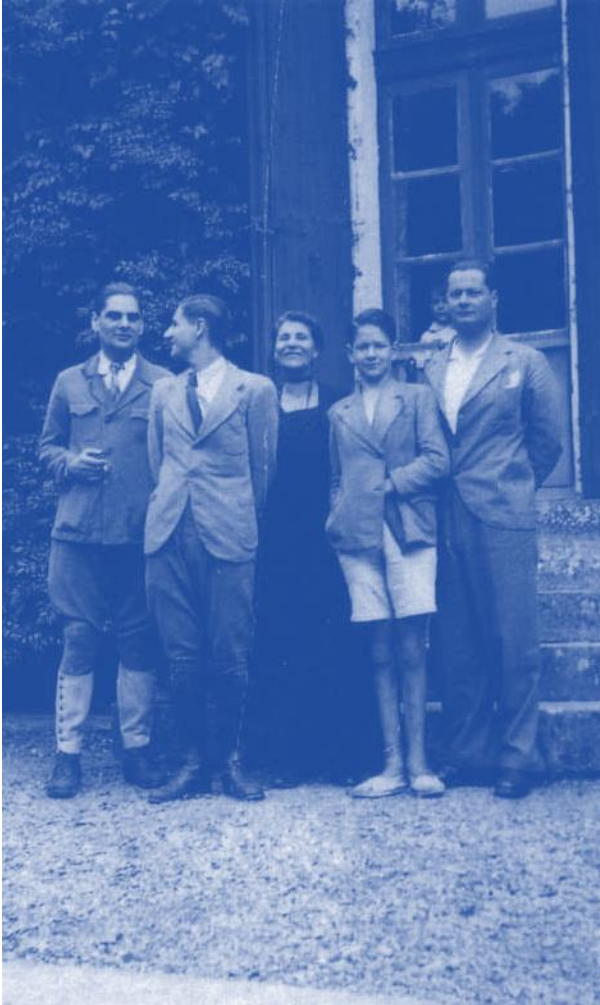


*Der Tod seiner Onkel hinterliess tiefe Spuren bei H lie de Saint Marc. Von den zehn Söhnen der Familie Ruellan fielen sechs (siehe oben) im Ersten Weltkrieg an der Front. Zwei weitere erlagen nach dem Waffenstillstand ihren Verletzungen.*





*Die Brüder Hélié und Louis de Saint Marc mit ihrem besten  
Freund Adhémar du Pavillon.  
Er starb im Krieg durch einen Unfall.*



*Die vier Söhne Saint Marc mit ihrer Mutter vor dem Anwesen Foumial. Hélie, der jüngste, ist der zweite von links.*



*Ein Bild aus den letzten glücklichen Tagen vor dem Krieg:  
Héliés Schwestern Thérèse und Annette, in der Mitte ihre  
Schwägerin Marie.*



*Héliés Bruder Louis in seiner  
Fliegeruniform. Seine Ma-  
schine wurde 1944 über der  
Ruhr abgeschossen, er konnte  
sich schwer verwundet mit  
dem Fallschirm retten.*



*Colonel Arnould, der Chef des Netzes Jade-Amicol, und die Äbtissin des Klosters, das dem Netz als Operationszentrum diente, an dem Tag, als ihr der Militärorden der Ehrenlegion verliehen wurde.*



*Pater de Gorostarzu, der Direktor des Collège Tivoli, der Hélie de Saint Marc im Februar 1941 Colonel Arnould vorstellte und ihn in Kontakt mit der Resistance brachte.*

# "LES CARTES ROUGES"

GROUPEMENT DES DÉTENUS POLITIQUES  
VICTIMES DE LA GESTAPO  
BORDEAUX & SUD-OUEST

Association régie par la loi du 1<sup>er</sup> Juillet 1901  
26, Allées de Tourny, BORDEAUX - Téléph. 882.60



M. ~~nom~~ DENOIX de SAINT MARC

Prénoms *Héli* *Alain* *Joseph*

N° 1467

Domicile *9 Rue de la Ferrerie à Bordeaux*

Né le *11 Février 1922* à *Bordeaux*

Bordeaux, le *15 Juin 1945*

Le Président,

Le Titulaire,

*J. Emery*

*H. de '11*



*Der deutsche Adel in seinem Glanz: Baron Clemens von Schorlemer, der Grossvater mütterlicherseits von August von Kageneck, war Preussischer Landwirtschaftsminister.*



*August von Kagenecks Vater als Militärattaché bei der deutschen Botschaft in Wien im Jahr 1908.*



*Die Villa Blumenscheidt, das Elternhaus  
August von Kagenecks.*



*Die sechs Kageneck-Kinder im Jahr 1927.  
Der damals fünfjährige August ist der zweite von links.*



*Ein amerikanischer Soldat mit seinem Automobil im Schlosspark von Lieser, dem Anwesen der Grosseltern mütterlicherseits im Jahr 1920.*



*Baron von Schorlemer im Kreis seiner Enkelkinder. Die NS-Herrschaft und der Krieg zerstreuten die Familie in alle Winde.*





*August von Kagenecks Vater, in seiner Uniform als General der kaiserlichen Armee, neben ihm seine beiden ältesten Söhne in Wehrmachtuniformen im Jahr 1935.*



*August von Kageneck (links) mit drei Kameraden bei der Rückkehr nach Deutschland auf dem Bahnhof von Provins im Oktober 1940. Rechts F.W. Christians, der von 1975 bis 1986 an der Spitze der Deutschen Bank stand.*



*August von Kageneck (rechts) mit zwei Offizieren seiner Kompanie in der Ukraine im Dorf Schdanowa (nördlich von Kursk).*



*August von Kageneck mit einem Leutnant seiner Kompanie  
in der Winterstellung östlich von Kursk (Winter 1941/42).*



*Während der Hochzeit des Leutnant Schandill, eines Kameraden August von Kagenecks, in einer russischen Bauernhütte im Winter 1941/42. Die Braut wurde bei der Ferntrauung durch eine Puppe vertreten.*



*Erbo von Kageneck, Augusts Bruder, wurde im Oktober 1941 nach einem Sieg in Russland von seinen Kameraden gefeiert. Er galt als einer der besten Flieger der deutschen Luftwaffe.*

Dachau!» So wie man sagt: «Der böse schwarze Wolf wird dich holen!» Die Ironie war eine Möglichkeit, das Problem zu vermeiden, der schrecklichen Realität nicht ins Auge sehen zu müssen, die sich dahinter verbarg.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Öffnung der Konzentrationslager nach dem Krieg hat eine wichtige Tatsache der Dreissiger] ahre verschleiert: Europa war damals bereits von Lagern überzogen, von Straflagern, Flüchtlingslagern, Durchgangslagern. In Frankreich wurden in der Dritten Republik die Flüchtlinge aus Deutschland und Spanien in so genannten «Aufnahmelagern» im Süden (Argelès, Saint-Cyprien, Gurs<sup>18</sup> ...) zusammengefasst. Ich weiss sogar, dass es in Rieucros im Département Lozère ein offiziell als «Konzentrationslager» bezeichnetes Lager gab.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Vor dem Krieg kamen hauptsächlich Deutsche in die Lager. Wir wussten genau, wer sich nicht der offiziellen Linie anpasste, lief Gefahr, verhaftet zu werden. Aber diese Angst wurde oft von einem niedrigen Gefühl überdeckt. Für uns waren die Lager die Kehrseite der Medaille, in gewisser Weise der schreckliche Preis für das, was wir dem Regime verdankten: die wiedergewonnene Einheit, wirtschaftliche Kraft, militärische Stärke ...

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich habe später mit verschiedenen Untergebenen in der Legion darüber gesprochen, Deutschen, die im Krieg gewesen waren, einige wahrscheinlich als Offiziere bei der SS. Ich habe sie nach

den Lagern gefragt, und sie haben mir geantwortet: «Ja, wir wussten, dass es sie gab. Das Regime schenkte uns nichts, aber gegenüber unseren Siegen fiel das nicht ins Gewicht.»

Die SS herrschte in dieser Welt. SS-Leute besetzten die Wachtürme und die hohen Positionen in der Verwaltung, die alltäglichen Aufgaben erledigten Kapos aus den Reihen der Häftlinge. Wir fürchteten vor allem die Blockführer. Einige Namen sind mir bis heute im Gedächtnis geblieben, Zöllner und Sommer, mit ihnen verbindet sich eine schreckliche Erinnerung, denn sie waren grausame Sadisten.

Es gibt keinen besseren Sträflingsaufseher als einen Häftling, der schon lange im Lager ist. In einer Welt mit harten Regeln empfindet jeder Mitleid mit den Schwachen. Aber es ist unvorstellbar, was ein Mann seinen ehemaligen Gefährten im Unglück antun kann, wenn es um seine eigene Haut geht. Darum haben die Nazis Gefangene ausgewählt, die sich im Tausch gegen ihr Leben und ein paar Annehmlichkeiten auf die Zusammenarbeit einliessen: die Kapos. Manche versuchten die Deutschen an Grausamkeit noch zu überbieten. Andere nutzten ihre Stellung, um das Los ihrer Häftlingskameraden zu erleichtern.<sup>19</sup>

Zu Anfang setzte die SS kriminelle Häftlinge ein. Der Lagerälteste, der Vertreter der Häftlinge gegenüber der SS, wurde zunächst unter den Kriminellen ausgewählt. Später, ab 1940/41, bekamen oder übernahmen die politischen Häftlinge nach einer lagerinternen Revolte die Machtpositionen. Von dieser Veränderung profitierten vor allem die Kommunisten mit ihrer straffen hierarchischen Organisation. Deutsche, Spanier und Franzosen tauschten ein Stück Zusammenarbeit gegen bestimmte Vorteile: Bücher, ein Kino, eine Jazzmusikgruppe oder, von unschätzba-

rem Wert, feste Stiefel, Decken, warme Kleidung, eine etwas weniger dünne Suppe ... Bei der Verteilung der Pakete vom Roten Kreuz wurden sie bevorzugt. Annette Wiewiorka stellt in ihrem Buch über die Lager<sup>20</sup> den folgenden erschütternden Vergleich an: Die Unterschiede zwischen den Häftlingen in Buchenwald seien so gross gewesen wie der Unterschied zwischen einem Obdachlosen und der Königin von England. Unter den Häftlingen wurde darüber heftig debattiert: Durfte man diese Brosamen der Macht annehmen? Erlaubte die Kooperation, Häftlinge zu retten, oder zwang sie vielmehr die Männer, sich den Befehlen der Nazis zu beugen?

Ich kam ohne Parteiausweis nach Buchenwald, und mein Name klang nach altem Adel. Also wurde ich einem Arbeitskommando zugeteilt, das eine Eisenbahnlinie baute. Jorge Semprun erzählt in seiner Autobiografie *Schreiben oder Leben*<sup>21</sup>, dass er der Arbeitsstatistik zugewiesen wurde, einem angenehmen Posten in der Lagerverwaltung mit ausserordentlichem Einfluss, denn dort wurde entschieden, welcher Häftling wo eingesetzt werden sollte. Ich hatte nicht so viel Glück. Die Kommunisten kamen leichter an strategisch wichtige oder geschützte Arbeitsplätze wie die Krankenstation und die Küche heran. Dort lebte man besser als in der Fabrik oder im Steinbruch. Nur sehr wenige Parteimitglieder wurden Aussenkommandos zugeteilt, wo die Sterblichkeit bis zu 90 Prozent betrug. Die Kommunisten kontrollierten die Transporte und die Verpflegung, aber sie spionierten die Nazis auch aus und gaben ihre Erkenntnisse an die geheime Parteiführung im Lager weiter.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Glauben Sie, dass Sie wirklich wegen Ihrer Herkunft einem



besonders mühseligen Kommando zugewiesen wurden?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Bei der kommunistischen Führung im Lager hat das Milieu, aus dem ich stamme, sicher eine Rolle gespielt, denn ich wurde einem der härtesten Kommandos in Buchenwald zugeteilt. Als treuer Parteisoldat wäre mir das erspart geblieben, man hätte einen besseren Platz für mich gefunden. Im Übrigen sagte mir schon bei der Ankunft im Lager ein kommunistischer Kamerad: «Du musst ihnen einen falschen Namen nennen.» Ich habe mich geweigert: Die Akten über die Häftlinge kamen nach dem Transport und wenn man da Unregelmässigkeiten feststellte, wurden sie drakonisch geahndet, das konnte bis zur Liquidation gehen. Aber um Ihnen einen Eindruck von der Atmosphäre zu geben: Chaumelle, einer meiner engsten Weggefährten in Buchenwald, ein ehemaliger Funker der Résistance, bezeichnete mich immer als den «ehemaligen Adligen Saint Marc» – wie zur Zeit der Schreckensherrschaft nach der Französischen Revolution.

### **AUGUST VON KACENECK**

Wollten Sie nicht auch diesem harten Kern angehören, der vor dem Tod geschützt war? Haben Sie sich später nie gesagt «Hätte ich ein paar Zugeständnisse gemacht, wäre mir viel Leiden erspart geblieben»?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

«Ich hätte können» oder «ich hätte sollen» sind Wendungen, die in meinem Sprachgebrauch nicht vorkommen. Spekulationen

über die Vergangenheit führen nicht weiter. Ich habe es nicht getan, basta. In gewisser Weise bin ich stolz darauf.

Es gab auch andere mögliche Verhaltensweisen. Selbst im schlimmsten Dreckloch zeigen die Menschen eine grossartige Anpassungsfähigkeit. Abel, einer meiner Kameraden, hat das System und die geheimen Kräfteverhältnisse perfekt durchschaut. Nach drei Tagen hielt er uns endlose Vorträge über Strömungen und Unterströmungen, ausgehend von komplizierten Gedankengängen, Gesprächsfetzen, kleinen Veränderungen bei den Regeln oder bei der Zuweisung zu den Arbeitskommandos. Er las in der Lagerorganisation wie in einem offenen Buch. Er hatte einen Sinn für das Politische. Nach dem Krieg spielte er seine Rolle als graue Eminenz unter ehemaligen Deportierten auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs weiter. Wenn man es geschafft hat, sich in einer so absurden Welt wie Buchenwald zurechtzufinden, wird man jede noch so hermetische Machtstruktur durchschauen.

Nach meiner Veranlagung und meinen Wertvorstellungen lehnte ich den Nationalsozialismus rundweg ab. An den Kommunismus glaubte ich nicht. Kein höheres Gebot erlaubte mir, bestimmte Kameraden eher in den sicheren Tod zu schicken als andere. Wie sollte ich da eine Wahl treffen?

Um ehrlich zu sein, muss ich sagen, dass mein körperlicher und seelischer Zustand bei den zwei oder drei Gelegenheiten, als ich der Versuchung hätte erliegen können, noch erträglich war. Einige Wochen später war der Druck so gross, fühlte ich mich so gebrochen, dass ich alles unterschrieben hätte. Deshalb urteile ich nicht. Aber ich verleugne meine Haltung nicht. Ich habe einen hohen Preis bezahlt, doch nach Buchenwald konnte ich weiterleben, ohne von Gewissensbissen zerfressen zu werden.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Woher nimmt man die Kraft, unter solchen Umständen zu überleben? Hat die Erziehung, die Sie als Kind genossen haben, Ihnen geholfen standzuhalten?

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich antworte Ihnen mit einem Paradox: Für das Überleben in den Lagern war meine Erziehung eher ein Hindernis. Und zugleich war sie ein Vorteil für das Überleben. Die moralische Rüstung, die ich im Laufe des Heranwachsens angelegt habe, ist an dem Tag geschmolzen, an dem ich Häftlingskleidung angezogen habe. Adel des Gefühls, Höflichkeit im Verhalten, Zurückhaltung, Achtung vor dem Mitmenschen, Gebete, gegenseitige Hilfeleistung – all das ist in tausend Splitter zerbrochen. Die Welt im Lager funktionierte anders, nach extrem brutalen Regeln. Wer überleben wollte, musste sich in sich selbst verschliessen, den anderen bestenfalls als einen leblosen Stein betrachten, schlimmstenfalls als ein Hindernis für sein eigenes Überleben. Man brauchte vier oder fünf unverbrüchliche Freunde, alles andere war überflüssig. Das Lächeln eines Seminaristen, die altmodische Höflichkeit eines von Kultur durchdrungenen Advokaten, der stolze Blick eines Kameraden, der Humor eines kommunistischen Bauern, all das war für mich ein kurzes Aufblitzen von Menschlichkeit in einem eisigen Universum.

Ich war damals 21 Jahre alt. Rückblickend ist mir klar geworden, dass im Konzentrationslager – und das gilt auch für den Krieg – die einfachen Menschen besser überleben als die anderen. Ein Freund hat zu mir gesagt: «Ich habe mich in ein Tier verwandelt mit den Bedürfnissen, den Verhaltensweisen und den Gefühlen eines Tieres. Später war immer noch Zeit für die Rückver-

wandlung in einen Menschen.» Die Franzosen standen knapp vor den Italienern und Jugoslawen auf der Liste der verachteten Völker, das hing mit der Niederlage von 1940 und mit der Kollaboration zusammen. Wir waren die Untermenschen unter den Untermenschen. Ich erinnere mich an manche Polen, die eine ungeheure Kraft ausstrahlten, wie in Stein gemeißelt standen sie da. Sie waren jahrelang Holzfäller gewesen, hatten in hüfthohem Schnee gearbeitet. Ich weiss nicht, ob sie überhaupt den Geschmack von Fleisch kannten. Das harte Leben in Buchenwald schien an ihnen abzuprallen, als berührte es sie gar nicht. Ich hingegen war gewohnt, zwischen Betttüchern zu schlafen, ein Bad zu nehmen und Silberbesteck zu benutzen. Statistisch gehörte ich damit zu jenen, die als erste fallen würden.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Mit aller Vorsicht, die bei diesem Vergleich geboten ist, kann ich sagen, dass ich in dem schrecklichen Winter 1941/42 in Russland die gleiche Erfahrung gemacht habe. Weil es so furchtbar kalt war, musste man unablässig dagegen ankämpfen, dem Körper und der Willenskraft nachzugeben. Einschlafen war bei diesen Temperaturen tödlich. Die Schwächsten von uns gaben der Müdigkeit nach und schliefen beim Reiten oder Marschieren einfach ein. Wir hatten den Befehl, einen Kameraden, der eingeschlafen war, sofort zu wecken, weil das bedeutete, dass er sich dem Tod überlassen hatte. Am schwierigsten hatten es unter diesen Umständen die Jüngsten und die Gebildetsten. Die vierzigjährigen Unteroffiziere kamen mit der Situation besser zurecht.

Und Sie, Sie haben es auch überstanden ...

## HÉLIE DE SAINT MARC

Ich frage mich jeden Tag, um welchen Preis ich überlebt habe. Wissen Sie, wohin der Hunger, einfach nur Hunger, einen Menschen treiben kann? Das ist ein ungeheuerliches Gefühl, das alles überflutet. Das Essen wird schliesslich zu einer Obsession, es füllt die Fantasie aus, die Gedanken kreisen einzig und allein darum. Wir kannten nur noch das Warten auf die tägliche Ration. Und wenn sie dann kam, verwandelte sich die Not in Verzweiflung.

In den letzten Wochen im Lager hätte ich leicht eine jener Lumpengestalten werden können, die sich im Dreck um ein paar Tropfen herabgefallene Suppe stritten. Der Hunger hat mich an den Rand des Wahnsinns getrieben, und es hätte sein können, dass ich von dort nicht mehr zurückgekehrt wäre. Dieser Zustand ist schrecklich. Der Körper verselbständigt sich. Er reagiert automatisch, auch wenn das Bewusstsein völlig abgestumpft ist.

Zu Beginn meines Lebens als KZ-Häftling waren einige innere Bilder stärker als das Ungeziefer: das Gesicht meiner Mutter, wenn sie sich abends über mein Kinderbett beugte; mein Vater, wie er aufrecht hinter seinem Schreibtisch sass; die sanften Bilder des Périgord – Sonne, Nahrung in Hülle und Fülle, Zärtlichkeit. Ich habe mich an die Liebe geklammert wie ein Schiffbrüchiger an eine Holzplanke. Bilder aus dem Leben davor stiegen in mir auf. In Buchenwald war das die häufigste Frage: «Weisst du noch? Weisst du noch, wie eingelegtes Fleisch geschmeckt hat, wenn es gebraten, fast schwarz, auf dem Teller lag? Weisst du noch, wie herrlich warm sich die Füsse in gefütterten Stiefeln angefühlt haben?» Wir mussten in eine fantasierte, märchenhafte Vergangenheit flüchten. An manchen Sommerabenden schnürte

uns die Schönheit der Natur das Herz zusammen, die Wärme der Sonnenstrahlen, der Duft zerplatzter Beeren und des Unterholzes auf der anderen Seite des Stacheldrahtes.

Ein Jahr später erinnerte ich mich an nichts mehr. Ich war in der Hölle eines unterirdischen Stollens und die Häftlinge starben wie die Fliegen. Meine Aufgabe war das Überleben von Tag zu Tag, ohne Ziel. Ich lebte wie ein Schlafwandler auf einer Strasse, der so müde ist, dass er jeden Augenblick hinstürzt, und sich sagt: «Ich muss noch einen Schritt machen, nur noch einen ... damit ich dessen würdig bin, was ich sein möchte.» Das war meine Art, den Zusammenbruch zu verhindern. Aber der Zufall hat natürlich auch eine Rolle gespielt. Nur ein Tag mehr und der Tod wäre mir gewiss gewesen. Deswegen erlaube ich mir kein moralisches Urteil über das Verhalten in den Lagern.

Aber mich interessiert, wie Sie das in Deutschland erlebt haben, August. Im Rückblick mit so vielen Jahren Abstand wissen wir, dass jedes totalitäre System durch eine Art von Automatismus das gleiche Universum der Zerstörung schafft. Die Nazis betrachteten – wie auch die kommunistischen Regime in Russland, Vietnam und China – die Gesellschaft als einen Apparat, in dem jedes Rädchen einer perfekten Logik gehorchen muss. Diese verrückten Systeme kennen den Einzelnen nur als Sklaven im Dienst des letzten Zieles. Jede Funktionsstörung muss beseitigt werden. Darum braucht ein totalitäres System Orte, an die es erst die Unbeugsamen bringen kann und wo es dann die Opfer seiner Terrorherrschaft verschwinden lässt. Die Lager waren kein unglückseliger Auswuchs des NS-Regimes, sie waren ein Herzstück seiner Ideologie. Wann haben Sie als deutscher Staatsbürger und als Offizier davon erfahren?

## AUGUST VON KAGENECK

In allen Einzelheiten habe ich von der Ungeheuerlichkeit des Regimes und seinen Verbrechen erst nach dem Krieg erfahren. Wir alle waren im Strudel des Krieges gefangen: die Soldaten an der Front, die Zivilbevölkerung durch den Bombenkrieg. Deutschland wurde zu einem gigantischen Umschlagbahnhof. Ob Flüchtlinge, Soldaten, Angehörige des Arbeitsdienstes, Deportierte: Alle waren mit Zügen unterwegs ... So schockierend das klingen mag, in diesem Durcheinander blieben Transporte von politischen Gefangenen oder Juden unbemerkt.

Ich erinnere mich, dass ich zweimal der Realität der Konzentrationslager sehr nahekam, ohne dass mir das wirklich zu denken gegeben hätte. Das erste Mal im Sommer 1942, als ich nach meiner schweren Verwundung mit dem Zug von der Front weggebracht wurde. Unser Zug hielt in einem kleinen, abgelegenen Bahnhof und ich stieg aus, um mir die Beine zu vertreten. Auf dem Gleis direkt daneben stand ein Zug mit lauter Viehwaggons, in die Menschen gepfercht waren. Ich sah abgezehrte Gesichter, die sich zum Atmen an die Fenster drängten. SS-Männer mit Hundspatrouillen. Einer von uns fragte nach dem Bestimmungsort dieses traurigen Transports und bekam die Antwort: «Zur Zwangsarbeit in den Osten.»

Später, als ich im Lazarett in Lublin lag und darauf wartete, operiert zu werden, sah ich Menschen in gestreifter Kleidung, die eine Allee entlang marschierten, angetrieben von Wächtern mit Hundspatrouillen. Wir befanden uns im Stadtteil Majdanek, den die SS in ein Konzentrationslager verwandelt hatte. Ich hörte Schreie und manchmal auch Salven aus einer Waffe. Ich fragte eine Krankenschwester, was es mit dem Lärm auf sich habe, und sie antwortete

mir naiv oder vielleicht auch unehrlich: «Die Garnison schießt Ehrensalven über den Gräbern ihrer Kameraden, die im Lazarett gestorben sind.»

Heute stelle ich mir viele Fragen, sie quälen mich für alle Zeit. Ich erinnere mich nicht, dass mir angesichts solcher Szenen, wie ich sie gerade beschrieben habe, Fragen und Zweifel gekommen wären. Mein Gewissen hat sich nicht geregt. Und dabei war ich doch im christlichen Glauben erzogen worden, das Leiden meiner Mitmenschen hätte eine Reaktion bei mir auslösen müssen. Oder vielleicht hatte ich so viel Leiden in Russland gesehen, so viele Tote links und rechts von mir? Es schien, als wäre ich daran gewöhnt. Und dann hatte ich als Soldat eines Landes, das sich im Krieg befand, nur ein Ziel: Ich wollte so schnell wie möglich an die Front zurückkehren und an der Seite meiner Kameraden kämpfen.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ihre Generation war daran gewöhnt, in dem Gefängnis ohne Gitter und ohne Türen zu leben, das der Nationalsozialismus im Alltag darstellte. In den Konzentrationslagern hat es nie an Peinigen gefehlt. Ich habe nie auch nur einen Anflug von Zögern bei den Soldaten erlebt, die uns misshandelten. Für sie waren wir nur Nummern auf ihren Appell-Listen.

Sie sprechen von Unwissenheit, aber Buchenwald war nicht aus der Welt. Es gab Dörfer in der Umgebung, und die Menschen dort sahen, wie die Arbeitskommandos ausrückten. Wenn wir ausserhalb des Lagers marschierten, hatten wir manchmal den Eindruck, als würden wir hinter den Fenstern beobachtet. Aber nie schaute uns ein Zivilist ins Gesicht. Diese Männer und Frauen führten anscheinend ein ganz normales Leben, sie hatten Kinder,



arbeiteten, hörten Radio. Sie trafen uns Schattengestalten, unsere Füße und Beine mit Stofffetzen umwickelt, und dann kehrten sie nach Hause zurück, werkten im Garten, liebten sich. Ihre Gleichgültigkeit quälte uns. Wir sprachen darüber, wenn wir auf unseren Pritschen lagen. Es war schrecklich für uns, dass die deutsche Bevölkerung einfach keine Notiz von uns nahm. Es wäre uns lieber gewesen, wenn sie auf uns gespuckt oder uns beschimpft hätte. Aber dadurch, dass sie gar nicht reagierten, machten sie uns zu nichtmenschlichen Wesen, zu Larven, die sich untereinander um ein Stück feuchtes Brot stritten. Sahen sie uns überhaupt?

Mitleid ist ein Gefühl, das schwer zu analysieren ist. Ich erinnere mich an eine Szene, die aus dem feindseligen Schweigen der deutschen Zivilbevölkerung herausfiel. Ich arbeitete im Kommando Langenstein, einem Nebenlager von Buchenwald, in einer unterirdischen Produktionsstätte.<sup>22</sup> Eines Tages bekam ich mit ein paar Kameraden den Befehl, unter den Augen von Wachposten Gräben ausserhalb des Lagers auszuheben. Wir boten keinen schönen Anblick mit unseren hervorquellenden Augen und so schrecklich abgemagert, wie wir waren. Nicht weit von uns entfernt arbeiteten Frauen auf einem Feld. Irgendwann trat eine Frau auf uns zu. Ich sehe sie noch vor mir, eine schöne Frau von vierzig Jahren, eine kräftige Bäuerin. Solche Einzelheiten waren wichtig für uns Häftlinge, die wir seit Jahren keine Frauen mehr um uns gehabt hatten. Sie schleppte einen Sack Kartoffeln herbei und versuchte ihn uns zu geben. Die SS-Männer liessen es nicht zu. Daraufhin fing sie an, sie zu beschimpfen. Wir verstanden ihre Worte nicht, aber wir begriffen ihren Sinn: Wie Antigone vor Kreon machte sie geltend, dass das einfache Gebot der Menschlichkeit

mehr zählte als das Gesetz der Nationalsozialisten. Sie gab nicht nach, setzte schliesslich ihren Willen durch, und wir bekamen die Kartoffeln. Erstaunlich, was die Entschlossenheit einer Frau bewirken kann ...

### **AUGUST VON KAGENECK**

Beim Lesen Ihrer Erinnerungen hat mich beeindruckt, wie viel Brüderlichkeit unter Ihren Gefährten in der Not herrschte. Sie erwähnen das mehrfach.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Doch so schön, wie das klingt, war es nicht. Nehmen Sie nur das Leben in Langenstein, abgeschieden tief im Wald. Fast jede Nacht starb jemand<sup>23</sup>, nach der Arbeit trugen wir die Toten in Holzkisten zu einem Graben, immer vier Häftlinge trugen einen Toten. Wir sprachen mit keiner Silbe darüber. Die Nummern der Toten wurden einfach von den Arbeitslisten und von den Belegungslisten der Blocks gestrichen. Wir hatten keine Tränen mehr. Niemand reagierte auf nächtliche Hilferufe. Der Todeskampf und die Albträume, das Pfeifen der Lungen in völliger Erschöpfung, Exkremente im Essgeschirr oder sogar auf der Pritsche, weil der Häftling sich nicht mehr erheben konnte, verfallende Körper ohne Verbände – all das war Teil unseres Alltags. Wir waren nur Haut und Knochen und sprachen keine zehn Worte am Tag. Also, mit der Brüderlichkeit...

Aber es stimmt, dass ich im Konzentrationslager eine wichtige Entdeckung gemacht habe: Feigheit und Egoismus, manchmal auch Verrat, fand ich bei jenen, bei denen ich es am wenigsten erwartet hätte. Umgekehrt erlebte ich Grosszügigkeit, eine edle Gesinnung und Mut dort, wo es sie nach den Regeln meiner Kind-

heit und Jugend nicht hätte geben dürfen. So etwas verändert alle Massstäbe.

In Langenstein wollte es der Zufall, dass ich mit einem so genannten Bohrhammer Löcher in den Felsen treiben sollte. Wir waren zu zweit: ich, der kleine ungeschickte, abgemagerte Franzose und neben mir ein Bergarbeiter von Beruf, ein lettischer Kommunist mit der Statur eines Rammbocks, der sich in dieser unmenschlichen Umgebung recht gut durchschlug, weil er stahl. Er hatte es zu wahrer Meisterschaft gebracht in einem Verhalten, das nach den Regeln der Konzentrationslager ein Verbrechen war. Wäre er auf frischer Tat ertappt worden, wie er die SS-Wächter bestahl, hätte das die sofortige Erschiessung bedeutet. Auch auf Diebstahl an Mithäftlingen standen schwere Strafen.

Der Lette war bemerkenswert kaltblütig. Nach der Logik des Lagerlebens hätte er mich innerhalb weniger Wochen verrecken lassen müssen, ohne einen Finger für mich krumm zu machen. Im «Tunnel» von Langenstein bedeutete die geringste menschliche Regung ein Hindernis für das eigene Überleben. Wäre ich die Arbeit mit dem Bohrhammer gewohnt gewesen, hätte mein Kamerad seine Kräfte schonen können. Stattdessen kümmerte er sich um mich. Aus unverständlichen Gründen übernahm er einen Teil meiner Arbeit. Er half mir, richtete mich auf und gab mir von seiner Diebesbeute ab. Sie kennen sicher den Ausdruck «Überlebenssyndrom»: Wenn Sie Menschen in eine unmenschliche Situation bringen, machen sich alle schuldig. In diesem schrecklichen Winter, als ich nur Kälte und Hunger fühlte und von einem furchtbaren Husten geschüttelt wurde, habe ich dank der Diebstähle des Letten überlebt, der anderen Häftlingen von ihren Ra-

tionen etwas wegnahm. Womöglich sind sie deshalb gestorben, ich weiss es nicht. Aber ich habe das Brot gegessen.

Heute weiss ich, dass dieser Mann und ich in all dem Leiden Augenblicke ausserordentlicher Freundschaft erlebt haben. Wir sprachen nicht dieselbe Sprache. Wir verständigten uns im Lagerjargon, einer Mischung aus Deutsch, Russisch, Englisch und Französisch. Dieses Esperanto des Elends hatte vielleicht 25 oder 30 Wörter: essen, schlafen, Brot, Angst, zufrieden, nicht zufrieden. Er hat mir das Leben gerettet, einfach so.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Haben Sie jemals eine Spur Menschlichkeit bei Ihren Wächtern gefunden?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich muss lange überlegen ... Aber da gibt es eine seltsame Erinnerung. Im Sommer 1944 wurde Buchenwald von den Amerikanern bombardiert, und einige Tage nach der Bombardierung herrschte heillose Konfusion, etwas in der Welt der Konzentrationslager eigentlich Unbekanntes. Anstatt im Steinbruch zu arbeiten, mussten wir in Gruppen Schutt aufräumen. Ich wurde mit einigen anderen in eine beschädigte Villa abkommandiert, die SS-Offiziere requiriert hatten. Und wir arbeiteten vor uns hin, in dem lastenden Schweigen der Zwangsarbeiter, wo jeder an Spucke und an Bewegungen spart. Ein paar Meter entfernt befand sich eine weitere Offiziersunterkunft, unbeschädigt und noch bewohnt. Es war ungefähr fünf Uhr am Nachmittag, am Ende unseres Arbeitstages. Auf einmal öffnete sich die Tür dieser anderen Villa und ein SS-Offizier erschien. Er trug seine Uniform in der Farbe des Todes mit Kragenspiegel, aber statt der Stiefel hatte er

karierte Hausschuhe an. In der Hand hielt er einige Stück Brot. Und zu unserer Verblüffung winkte er uns herbei und verteilte das Brot an uns. Es war, als könnte er sich ausserhalb der Dienstzeit, nachdem er seine Stiefel ausgezogen hatte, eine menschliche Regung erlauben. Aber um ehrlich zu sein: Das war die einzige menschliche Geste, die ich in fast zwei Jahren im Konzentrationslager erlebt habe. Peiniger und Opfer steckten gemeinsam tief in einem unmenschlichen System.

### **AUGUST VON KACENECK**

Ist man, wenn man einmal so tief in die Abgründe des menschlichen Daseins geblickt hat, überhaupt jemals wieder zu normalen Beziehungen mit anderen fähig?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Es fällt einem schwer, bei erträglichen Unannehmlichkeiten Mitgefühl zu haben. Man entwickelt für alle Zeit einen sechsten Sinn, den Instinkt der Überlebenden, die mit einem Blick den Gefährten im Unglück erkennen. Dieser sechste Sinn hat bewirkt, dass ich mich dem vietnamesischen Volk und seiner Tragödie sehr nahe fühlte. Im Übrigen macht Sie die menschliche Komödie zornig. In der kritischen Situation zeigt sich, wer ein Dreckskerl und wer ein anständiger Mann ist. Diese Erkenntnis ist zu einem meiner Lebensprinzipien geworden. Mein Weg zur Fremdenlegion ist gewiss dadurch zu erklären. Das Feuer ist die Stunde der Wahrheit. Für mich hat der Krieg ganz und gar nichts Grossartiges, er ist auch eine Konfrontation mit dem Bösen. Aber im Feuer wie im Lager sind Waffenbrüderschaft und Kameradschaftsgeist keine leeren Worthülsen. Und wenn man gemeinsam Angst gehabt, gemeinsam gelitten hat, gemeinsam dem Tode nahe gekom-

men ist, und vor allem wenn man begriffen hat, dass man allein nicht überlebt hätte, dann sind das einzigartige Momente im Leben.

## *Die Feuertaufe*

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

August, erinnern Sie sich, wann Sie zum ersten Mal im Feuer standen?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Mein erster Tag an der Front war der 23. Juni 1941, der Tag nach dem Einmarsch in die Sowjetunion, im Süden der Ukraine, ein Stück nördlich der Stadt Lwow. Wie schon erwähnt, kommandierte ich drei Spähpanzer mit einem kleinen 20-mm-Geschütz und sieben Mann Besatzung. Der Krieg existierte nun nicht länger nur in meiner Fantasie, er war ganz nah, ich sollte seinen Rausch und seine Leiden spüren. Ich empfand eine Mischung aus Erregung und Angst.

Auf einmal wurden wir in einem riesigen Wald von allen Seiten beschossen. Ich wiederholte augenblicklich die Anweisungen aus der Ausbildung: das Gitter auf dem Geschützturm schliessen, meine Waffe entsichern, das Feuer erwidern. Bei jedem Feuerstoss zuckte ich zusammen ...

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

In der französischen Armee gibt es einen Begriff dafür. Man

sagt «er grüsst» als Beschreibung für die unwillkürliche Bewegung von Kopf und Schultern.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Genau das war es. Mir war deutlich bewusst, dass wir uns in Feuerreichweite des Gegners befanden. Zum ersten Mal in meinem Leben konnte ich verwundet werden oder von einem Augenblick zum anderen tot sein. Jedenfalls war ich nun ein richtiger Soldat geworden. Meine Männer hatten viel mehr Erfahrung im Kampf, denn sie hatten schon auf dem Balkan, in Polen und in Frankreich gekämpft. Mein Feldweibel Auflitsch war doppelt so alt wie ich. Er kannte alles. Vor ihm musste ich mich nun bewähren.

Noch am selben Abend erfuhr ich, dass uns im Durcheinander des Angriffs die eigenen Leute beschossen hatten. Das machte mich noch demütiger. Aber ich wunderte mich über meine Ruhe. Als ob mir nichts passieren könnte ...

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Das nennt man dann Initiation.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Die Initiation ist vollständig, wenn man auch das Gegenstück zur «Feuertaufe» erlebt hat, die Gegenwart des Todes. An dem Tag habe ich auch zum ersten Mal Leichen gesehen. Es waren Gefallene aus Gefechten des Vortags, Russen, die seit 24 Stunden in einem Graben lagen. Unter der brennend heissen Sonne in jenem Sommer 1941 hatte bereits die Zersetzung begonnen, sie stanken und waren mit Fliegen bedeckt... Ich blieb eine gute halbe Stunde neben ihnen stehen, weil es auf der Strasse nicht weiter-

ging. Eine brutale, grausame Realität hatte sich plötzlich vor mir aufgetan, etwas, wovon ich bis dahin noch nichts mitbekommen hatte.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich habe mehrere «Feuertaufen» erlebt, die erste in Buchenwald, als wir von einer amerikanischen fliegenden Festung bombardiert wurden. Das war im Sommer 1944. Wir sahen häufig Flugzeuge über das Lager fliegen, dahinter kleine Wolken vom Feuer der Flak, und dann hörten wir Explosionen über der nahe gelegenen Stadt Erfurt. Die alliierten Luftangriffe erfolgten in immer kürzeren Abständen. Am Anfang kamen sie nur nachts und es waren immer Engländer, dann griffen die Amerikaner auch am helllichten Tag an. Bei jedem Luftalarm holten uns die SS-Leute von der Arbeit und scheuchten uns in ein nahe gelegenes Wäldchen, aber wir fühlten uns nicht betroffen. Sie würden doch wohl nicht ein Konzentrationslager bombardieren ...

Aber auf einmal bebte die Erde. Es regnete Geschosse auf den Wald, in dem wir Zuflucht gesucht hatten, und auf die Fabrik. Wir warfen uns zu Boden, Häftlinge wie Bewacher. Ich für mein Teil glaubte, ich würde bald unter der Erde liegen. Es waren Brandbomben. Das Feuer tobte eine Viertelstunde und mir kam es vor wie der Beginn der Apokalypse. Ich sagte mir: «Das ist das Ende der Welt, du wirst sterben, aber ist das eigentlich so schlimm? Es ist eine Möglichkeit zu entkommen.» Am schrecklichsten war die Ohnmacht, einfach die Explosionen abwarten zu müssen und nichts tun zu können. Und plötzlich hörte es auf. Die Männer erhoben sich, die Schreie der Verwundeten, das Stöhnen der Sterbenden ...

Meine anderen «Feuertaufen» fanden in Indochina statt.<sup>24</sup> Sie



steigerten sich gewissermassen von Mal zu Mal, weil wir uns in einer Art Guerillakrieg befanden und nicht in einem totalen Krieg, wie Sie ihn erlebt haben. Mein intensivstes Erlebnis in dieser Hinsicht war ein nächtlicher Hinderhalt, den ich einem Trupp Vietminh-Soldaten gelegt hatte, nicht weit von meiner Stellung an der Grenze zu China. Ich erinnere mich noch ganz genau an meine Verfassung in dem Augenblick. Während ich ihnen auflauerte, fühlte ich mich wie ein Jäger, der dem Wild nachstellt, und das kam mir in gewisser Weise feige vor. Ich gab den Befehl, das Feuer zu eröffnen, und sah die Männer fallen. Ein schrecklicher Anblick! Die Vietminh-Kämpfer wehrten sich; wir kämpften in der Dunkelheit, in allgemeiner Konfusion. Und da war plötzlich kein Gedanke mehr an Feigheit, sondern nur das Gefühl der Verantwortung gegenüber jenen Männern, die auf einen schauten, einen zwingen, die eigene Nervosität im Zaum zu halten.

Wie Sie habe ich Legionäre kommandiert, die viel mehr Kriegserfahrung hatten als ich, viele hatten im Zweiten Weltkrieg gekämpft. Ich hatte zwei Unteroffiziere, Klimovitz, einen Deutschen, der als Offizier im Russlandfeldzug gewesen war, und den bereits erwähnten Lombardero, einen Spanier, der im Bürgerkrieg auf der Seite der Frente popular gekämpft hatte. Die beiden standen sich nahe. Und ich fühlte mich gewissermassen als der Aussenseiter. Ich wusste, solange ich meine «Feuerprobe» nicht erlebt hatte, würde ich nicht zu ihnen gehören. Aber nach dieser schwierigen Operation und nachdem wir den Kampf erfolgreich bestanden hatten, wusste ich, dass ich dazugehörte. Und ich war stolz darauf.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Das wahre Rückgrat einer Armee sind ihre Unteroffiziere. Ich

habe bereits den Feldwebel Auflitsch erwähnt. Er kam aus Tirol und hatte die unglaubliche Fähigkeit, einem helfen zu können, ohne dass man dabei das Gesicht verlor. Bei meiner ersten Patrouille wollte ich zu Fuss eine kleine Gruppe von Häusern erkunden. Ich war schon aus meinem Panzerfahrzeug gesprungen und auf dem Weg, die Maschinenpistole im Anschlag. Auf einmal spürte ich eine Hand schwer auf meiner Schulter. Es war Auflitsch und er fuhr mich an: «Sie sind verrückt, Herr Leutnant. Man begibt sich nicht so aus dem Schutz des Panzers. Zu Fuss geben Sie ein perfektes Ziel ab. Gehen Sie zurück!» Ich gehorchte augenblicklich. Auflitsch starb im Juli 1942, aufrechtstehend im Geschützturm seines Panzers, bei einer Offensive zwischen Kursk und Woronesch. Ich verdanke ihm mein Leben.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich habe in der Fremdenlegion auch diese Art Männer kennengelernt. Traditionell sind Unteroffiziere ehemalige einfache Legionäre, die für ihre Leistungen befördert wurden. Zu meiner Zeit hatten einige von ihnen schon sechs oder sieben Jahre Krieg hinter sich. Ich kam aus einem Konzentrationslager und meine Kampferfahrung beschränkte sich darauf, dass ich Artilleriebeschuss erlebt hatte, ohne in irgendeiner Weise reagieren zu können. Auch für mich waren die Umsicht, die Besonnenheit und der Mut der Unteroffiziere eine grosse Hilfe. Es war grossartig, wie sie Ratschläge zu geben wussten, ohne sich zu brüsten und ihr Gegenüber herabzusetzen.

### **AUGUST VON KACENECK**

Gegen Ende des Krieges war die Erfahrung unserer Soldaten – neben unseren Verlusten – so gross, dass sich unglaubliche Si-

tuationen ergaben. Nehmen Sie zum Beispiel die Schlacht von Rschew vom Januar 1942 bis März 1943, so etwas wie ein zweites Verdun. In den Kämpfen starben 100'000 Deutsche und 800'000 Russen, mehr als in Stalingrad. Nach drei oder vier Tagen auf dem Schlachtfeld bestanden die Kompanien nur noch aus fünfzehn bis zwanzig Mann. Und dann kommandierten nicht nur die Feldwebel, sondern manchmal die einfachen Gefreiten.

Man entwickelt ziemlich schnell den Instinkt zu kämpfen und zu töten. Die Erfahrung habe ich am Tag meines schwersten Einsatzes im ukrainischen Tarnopol gemacht. Wir hatten mehrere Stunden in den Strassen erbittert gegen die Russen gekämpft. Der Feind war überall, unter den Dächern und auf den Kirchtürmen. Es war ermüdend und berauschend zugleich. Ich erinnere mich, dass ich lange Zeit hinter einer Mauer abwartete, bis ein Schusswechsel endlich endete. Um mich herum lagen stöhnende Verwundete, die nicht weggebracht werden konnten, und warfen mir bittende Blicke zu. Auf einmal kapitulierte die Stadt. Ich war wie von Sinnen. Ich fühlte mich unverwundbar: Alles kapitulierte vor mir. Ich erinnere mich an den Augenblick, als wir begannen, die Strassen zu räumen. Russische Soldaten liefen vor meinen Augen davon. Also hob ich meine Maschinenpistole, dachte eine Sekunde daran, dass ich einen Menschen töten würde, und dann eröffnete ich das Feuer. Ich streckte einen Mann nieder, mit einer Kälte, die mich noch heute erstarren lässt.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Im Kampf kommt es zu Verhaltensweisen, die schwer zu rechtfertigen sind. Es gibt diesen seltsamen Drang zu töten, wie

einen Rausch, den man bedauert, sobald der letzte Feuerstoss vorüber ist.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Einer meiner Kameraden hat mir einen Vorfall aus dem Frankreichfeldzug berichtet, der meiner eigenen Erfahrung sehr ähnlich ist. Sie hatten gerade die Weygandlinie überwunden und waren nur auf wenig Widerstand gestossen, allenfalls hier und da in einem Dorf. Da standen dem Offizier und seinen Männern auf einmal zwei französische Panzer gegenüber, die sich verirrt hatten ... Es kam zum Kampf. Mit ihrem Geschütz konnten die Deutschen die beiden Panzer ausser Gefecht setzen, die Franzosen stiegen mit erhobenen Händen aus und ergaben sich. Trotz des Durcheinanders (die Männer kämpften weiter) erkannte mein Kamerad klar, dass sie sich ergeben wollten, und dennoch eröffnete er das Feuer und tötete sie. Es ist wohl überflüssig zu sagen, dass ihn das bis heute quält.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Es ist wirklich wie ein Taumel, der einen ergreift. Zunächst einmal ist die Situation vollkommen unwirklich. Im Kampf verlieren Leben und Tod in gewisser Weise ihre Bedeutung. Man ist sich der Todesgefahr nicht bewusst, und gleichzeitig befindet man sich in einem Zustand der Übererregung, in dem es keine Rolle spielt, wenn man tötet. Dieser Zustand tritt im Stellungskrieg nicht ein, nur in einer erbitterten Schlacht.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Der Stellungskrieg nährt die Angst, vor allem wenn Bomben fallen und man nichts erwidern kann. Ich erinnere mich an eine

Szene in einem russischen Dorf. Wir wurden drei Wochen von der Roten Armee belagert, mit unseren Panzerfahrzeugen und Lastwagen. Unsere Stukas nahmen die Russen aus der Luft unter ihre Bomben und versuchten so, den Ring aufzubrechen, aber unsere Stellungen lagen so nahe beieinander, dass wir genauso viel abbekamen wie unser Gegner. Bei einem Bombenangriff flüchtete ich mich mit einem jungen Soldaten aus meiner Kompanie in ein Erdloch. Er zitterte so sehr, dass ich ihn festhalten musste.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Im Krieg gibt es diesen besonderen Augenblick des Wartens vor einer Aktion, in dem man sich sagt: «Irgendetwas wird wohl passieren.» In dem Augenblick entsteht die Angst. Ich schäme mich nicht zu sagen, dass ich in meinem Leben oft Angst hatte. Ich hatte Angst, als ich unter den Augen der deutschen Patrouillen die Demarkationslinie überquerte, ich hatte Angst, als ich in den Pyrenäen festgenommen wurde, ich hatte Angst im Konzentrationslager, als ich beinahe gestorben wäre, und ich hatte Angst in Indochina, wo die Nacht mit ihren vielen geheimnisvollen Geräuschen voller Schrecken ist. Von allen Seiten kamen Rascheln, Stöhnen, raues Husten, scharfe Rufe, flüsternde Stimmen ... Und auf einmal blitzten in der Dunkelheit Leuchtkäfer auf. Wenn man in einem Hinterhalt lag oder auf Patrouillengang war, konnte diese «musikalische» Umrahmung ziemlich beängstigend sein.

Ich glaube, dass jeder Soldat, der diese Bezeichnung verdient, weiss, was Angst ist. Wenn er das bestreitet, lügt er oder gesteht es sich nicht ein. Ich habe jedenfalls Kameraden gehabt, denen die Angst fremd schien. Das erlaubt oft kühne Taten, aber was daran

ist Mut und was ist einfach Unbekümmertheit? Wo verläuft die Grenze zwischen beidem?

### **AUGUST VON KAGENECK**

In allen Armeen der Welt gibt es Soldaten, die scheinbar nichts berührt, weder die Angst noch die Erregung. Vielleicht fehlt es ihnen an Fantasie und sie können sich Tod und Leiden nicht vorstellen?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Vielleicht haben sie auch einen Instinkt, der es ihnen erlaubt, jede Gefahr zu überwinden, ohne dass sie sich ihrer bewusst werden. Aber wer kann schon für sich in Anspruch nehmen, dass die Angst ihn nicht im Geringsten berührt? Die menschliche Natur ist sehr anfällig. Eine Magenverstimmung oder Zahnschmerzen genügen, und ein ausgeglichener Mann, der dem Tod gelassen ins Auge blickte, verwandelt sich in ein Wrack. Unser Thema verlangt die allergrösste Demut. Ich habe versucht, so tapfer wie möglich zu sein (und ich glaube, dass ich es war), auch wenn mich die Angst geschüttelt hat. Insofern kann man mit Fug und Recht sagen, dass die wahre Tapferkeit überwundene Angst ist. Aber umgekehrt – das weiss ich aus eigener Erfahrung – kann sich die Angst aus nicht greifbaren Gründen in Panik verwandeln: Krankheit, Erschöpfung, Übermüdung. In diesem Augenblick steht das Leben in seiner ganzen Absurdität vor einem, man sieht nur eine Abfolge von Unglück und Leiden und wird von Verzweiflung übermannt.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Ist es Ihnen so ergangen?

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Aber ja. Angesichts der Gefahr ist es leichter, mutig zu sein, wenn man ein Kommando hat – zwanzig oder fünfzig Soldaten, für die man die Verantwortung trägt und, was noch wichtiger ist, die auf einen blicken und zählen –, als wenn man allein, isoliert ist... Ein Freund hat mir die folgende Geschichte erzählt. Er war Offizier, kannte Indochina, die Hinterhalte, und hatte sich als sehr tapfer erwiesen. Dann verliess er die Armee und wurde Kriegsreporter. Er berichtete über den Vietnamkrieg. Eines Tages fand er sich mitten in einem Gefecht wieder. Er war Journalist, hatte somit keine Verantwortung für andere, aber er wusste auch nicht, was vorging. Und er sagte: «Ich war allein in meinem Schützen-graben, ohne Befehl, ohne dass jemand eine Anweisung von mir erwartete, und ich hatte ganz schrecklich Schiss! Weil ich niemandem ein Beispiel geben musste, keine Verpflichtung hatte, genauso tapfer zu sein wie die Männer um mich herum.»

Ich gebe zu, dass ich mich jedes Mal, wenn mich die Angst packte, zusammenriss, weil neben mir ein Gefreiter stand, der sich besser hielt als sein Leutnant, und mich durch seinen Mut zwang, es ihm gleich zu tun.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Ich habe einmal die Angst erlebt, die aus der Ohnmacht entsteht. Das war im November 1943 in Berlin. Bei einem Bomben-angriff flüchtete ich mich in eine U-Bahn-Station. Um mich herum schrieten Menschen und ich war wie gelähmt. Es war schlimmer als die dreizehn Monate in Russland. An der Front hatte ich keine Angst. Vor allem am Anfang, als ich mit unserer Armee von Sieg zu Sieg eilte und den Krieg erst kennenlernte. Ich war grenzenlos neugierig. Und ich bewunderte unsere Streitkräfte.

Unsere Panzerregimenter waren grossartig. Ich erinnere mich noch an unseren ersten grossen Angriff: Dröhnend und grollend rückten 160 Panzer in dicht geschlossenen Reihen über die Getreidefelder vor, in den Geschütztürmen standen die Kommandanten. Sie sahen aus wie Schiffe auf hoher See ...

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wie Sie das erzählen, könnte es Wagner sein!

### **AUGUST VON KAGENECK**

Aber im Verlauf der Offensive erlitt das Regiment sehr schwere Verluste, zehn oder fünfzehn Panzer, glaube ich. Und die Begeisterung schwand bald. Die Kämpfe im Sommer 1942 waren extrem hart. Wir standen nördlich von Stalingrad und die Russen griffen uns pausenlos an, weil sie unseren Vormarsch bis zur Wolga verhindern wollten. Zwei Wochen lagen wir permanent unter Feuer. Ob ich damals Angst gehabt habe? Ich glaube, dafür hatte ich einfach keine Zeit.

Der Krieg hat für mich wohl an dem Tag sein Gesicht verändert, als ich einen Kameraden tot in seinem Panzer gefunden habe. Die Besatzung bestand aus vier Mann: einem Fahrer vorn, einem Fahrer hinten und zwei Mann im Geschützturm. Eine Granate hatte den Panzer getroffen und drei Mann auf der Stelle getötet. Mir fiel das traurige Privileg zu, sie in den ausgebrannten Überresten des Panzers zu finden. Dem ersten hatte es den Kopf abgerissen, weil das Geschoss in Höhe des Schusslitzes eingedrungen war. Meinem Kameraden im Geschützturm quollen die Eingeweide aus dem Leib und dem hinteren Fahrer fehlte der halbe Kopf. Nur der zweite Mann im Geschützturm, der Ladeschütze,



wurde gerettet. Bei dem Anblick packte mich wirklich die Angst und ich sagte mir: «Das ist also die Realität des Kriegs. Du kannst nur hoffen, dass du nicht lange leiden musst, wenn es dich erwischt, und der Tod schnell kommt.»

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Churchill hat ungefähr das Gleiche gesagt: «Lange habe ich geglaubt, dass der Krieg ein aufregendes Abenteuer ist. Inzwischen weiss ich, dass er der vollkommene Schrecken ist.» Ich denke, wir beide und viele andere Soldaten werden diesem Satz zustimmen.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Es gibt noch ein anderes, komplexeres Phänomen, das ist die Angst vor der Angst. Das ist mir in Russland passiert. Jeden Morgen, bevor der Tag begann, ging es mir so. Nach zwei oder drei Stunden Schlaf wachte ich auf mit dem Gedanken «Jetzt geht die Schlächtereier von Neuem los». Das Erwachen war brutal. Jeden Tag bombardierten die Russen unsere Stellungen. Ich erinnere mich an den Angriff auf einen Bahnhof zwischen Woronesch und Kursk, dort wurde praktisch eine ganze Kompanie junger deutscher Soldaten aufgegeben, die erst am Tag zuvor eingetroffen waren, um Verteidigungsanlagen zu bauen. Ich höre noch ihre Schreie in der Dunkelheit: «Mama! Mama!» Sie waren im Schock praktisch niedergemäht worden ... Wie sollte man von einem solchen Anblick nicht entsetzt sein? Und dennoch sprachen wir nicht darüber. Vielleicht waren wir zu stolz, vielleicht auch weil es vergebens gewesen wäre.

Jeder spürt, ob die Angst da ist oder nicht: die Blicke, die Atmosphäre. Ich habe ein Foto, aufgenommen in dem Dorf Schdanowa, wo wir drei Wochen unter pausenlosem feindlichem Artilleriebeschuss lebten.

leriefuehrer lagen. Einer von uns wollte die Szene festhalten. Wir sitzen alle auf der Erde, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, und warten auf den nächsten Einschlag. In unseren Gesichtern steht die Angst geschrieben. Jeder schweigt, ist konzentriert, aber sagt sich tief im Innersten: «Der nächste Schlag trifft vielleicht mich und es kann der Letzte sein.»

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Angst gehört zum Krieg genauso wie die Begeisterung und die Kameradschaft. Aber die Welt der Soldaten umgibt üblicherweise eine grosse Scham. Man breitet seine Gefühle nicht aus, man spricht nicht über seine Schmerzen, genauso wenig wie über Familienprobleme oder die Angst, die man empfindet oder empfunden hat. Jeder Soldat weiss, dass der Kamerad neben ihm die Angst ebenso gut kennt, aber keiner spricht darüber. Vielleicht aus einem gewissen Aberglauben heraus. Darüber zu sprechen heisst, sie einzugestehen. Sie einzugestehen heisst, sie zu akzeptieren und Gefahr zu laufen, dass man sie nicht überwinden kann.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Der geistige Zusammenbruch eines Mannes kann sehr schnell kommen. Ich habe Offiziere gesehen, die in den härtesten Gefechten zwischen der russischen Armee und unserer im Sommer 1942 Tränen vergossen. Ich erinnere mich noch an den Hauptmann Hübner, einen Offizier, der eine Kompanie Kradschützen in unserem Bataillon befehligte. Bei einem Gegenangriff russischer Panzer, der berühmten T34, hatte er praktisch seine ganze Kompanie verloren. Er sprach den ersten Satz seiner Meldung («Ich habe achtzig Mann von hundert verloren ...») und brach in Tränen aus.

Der Kommandant musste ihn beruhigen und trösten wie ein Kind, einen Mann, der wenige Tage zuvor mit seiner Energie und seiner Entschlossenheit allen Bewunderung abgerungen hatte.

## *Leiden und Gnade*

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Das Leiden ist ein sehr schwieriges Thema, über das nicht gern gesprochen wird. Noch mehr als die Liebe ist es vielleicht die persönlichste Prüfung, die es gibt. Leiden wirft jeden auf sein Innerstes zurück, auf einen dunklen, manchmal wenig glanzvollen Teil der eigenen Persönlichkeit. Das ist oft ein sehr schmerzhafter Weg.

### **AUGUST VON KACENECK**

Ich war sehr stolz auf meine erste Verwundung im Juli 1941. Sie war leicht und brachte mir die Achtung meiner Kameraden ein. Ich hatte mich aus meinem Panzerspähwagen auf den Weg gemacht, trotz der Warnungen meines Feldwebels. Durch das Dorf, das wir durchfahren hatten, führte ein Wasserlauf. Ich musste mit einem Spähtrupp Kontakt aufnehmen, der von der anderen Seite kam. Diesen Spähtrupp kommandierte ein Kamerad aus meinem Jahrgang, und ich hatte den unwiderstehlichen Wunsch, ihn zu begrüßen. Unser Wiedersehen fand auf einer halb zerschossenen Brücke statt. Auf einmal pfften uns Kugeln aus den Büschen am Ufer um die Ohren.

Ich rannte wie ein Verrückter zu meinem Fahrzeug, das in etwa dreissig Metern Entfernung stand, als ich einen Schlag an meiner linken Wade spürte. Ich fuhr mit der Hand an mein Bein, es blutete. Ich hatte einen Splitter von einer Handgranate abbekommen, die ein Russe auf die Strasse geworfen hatte.

Sie können sich nicht vorstellen, wie stolz ich war. Für eine Verwundung bekam man einen Orden. Es gab drei Klassen: Bronze, Silber und Gold. Wenn wir auf Heimaturlaub waren, zeigten wir sie stolz. Mein Bruder Clemens war sechsmal verwundet worden und hatte ein Verwundetenabzeichen in Gold bekommen. Ich wurde noch ein zweites Mal leicht verwundet, ein Mörsergeschoss zerfetzte mir die Hand. Beide Fälle brachten mir wenig Leiden, aber viel Ruhm ein.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Deutschland ist wirklich das Land der Romantik! Ich habe in den Lagern das Umgekehrte erlebt: wenig Ruhm, aber viel Leiden, das Leiden der anderen und mein eigenes Leiden. Ich habe die Welt des Ungeziefers kennen gelernt, des Hungers, der zu Skeletten abgemagerten Leiber ... Und immer hat mich die quälende Frage verfolgt: «Wie kann ein gütiger Gott ein Universum dulden, in dem es so viel Leiden gibt, so viel Verzweiflung?» Von diesem Entsetzen habe ich mich nie wieder ganz erholt.

Eine Kriegsverwundung im eigentlichen Sinn habe ich in Indochina erlitten. Es passierte bei einer Erkundungspatrouille, als die Vietminh uns unter Feuer nahmen. Ich wurde am Bein getroffen. Die Legionäre, die mich begleiteten, reichten nicht aus, um mich zu tragen. Also holten mich meine Partisanen auf der Trage bei einem mühsamen Marsch heraus, dabei setzte uns der Feind

immer weiter zu. Ihrem Einsatz verdanke ich, dass ich nicht den Vietminh in die Hände gefallen bin.

Unterwegs empfand ich zuerst körperlichen Schmerz, und dann mischte sich auch ein seelischer mit hinein, weil ich fürchtete, dass wir in Gefangenschaft geraten könnten. Und schliesslich war ich stolz, weil ich eine weitere Etappe meiner Initiation absolviert hatte.

### **AUGUST VON KACENECK**

Meine dritte Verwundung hatte ganz und gar nichts Romantisches an sich. Allerdings hat sie mir das Leben gerettet, denn ich kam weg von der Front, als sie sich in vollkommener Auflösung befand, was ich wahrscheinlich nicht überlebt hätte. Zu fünft wurden wir im April 1939 eingezogen, aber nur zwei von uns kehrten nach Hause zurück. Am 25. Juli 1942 stiess ich bei einer Aufklärungsmission unweit des Dorfes Bolschoje-Werejka auf acht russische Panzer. Ich wollte gerade einen Funkspruch absetzen und Stukas anfordern, da traf mich ein Geschoss unterhalb des Ohres und zertrümmerte mir den Kiefer und die Zähne. Ich habe den Brief meines Bataillonskommandeurs Gorn aufgehoben, der damals an meiner Seite war und alle Einzelheiten des Vorfalls festgehalten hat. Ich blutete wie ein Schwein. Uns gegenüber standen in 500 Metern Entfernung die Panzer, bereit, uns auszulöschen. Mit ausserordentlicher Chuzpe erhob sich Gorn und signalisierte den Panzern, sie sollten nicht mehr schiessen – als hätten sie ihre eigenen Leute getroffen, was durchaus möglich gewesen wäre, denn wir hatten uns bis zu den russischen Linien vorgewagt. Der Trick funktionierte. Sie stellten das Feuer ein. Das gab ihm Zeit, mich in einem Beiwagen-Krad fortschaffen zu lassen.

Ich erwachte auf dem Verbandsplatz, dick verbunden.

Um mich herum stöhnten Dutzende Verwundete und mein erster Gedanke war: «Uff! Du lebst noch!» Dann kam ein zweiter Gedanke: «Die Verwundung müsste dich für einige Wochen, vielleicht sogar für einige Monate von der Front wegbringen.» Ich wurde mit dem Zug ins Hinterland transportiert, wo ich operiert werden sollte. Bei all meinen Schmerzen fühlte ich doch eine enorme Erleichterung, in die sich aber auch ein leises Bedauern mischte, dass ich nicht mehr bei meinen Männern sein konnte.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich kann mir Ihre Gefühlsverwirrung sehr gut vorstellen, nicht weil Sie die Front verlassen hatten, sondern weil Sie nicht mehr im Zentrum des Geschehens standen. Die Enttäuschung, die sich dann einstellt. Erinnern Sie sich noch an die ersten Gesichter nach dem Erwachen?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Ich habe ganze Tage lang geschlafen, wie ich zuvor nie geschlafen hatte. An der Front lebt man in einem Zustand permanenter Müdigkeit und findet doch nie mehr als zwei oder drei Stunden Schlaf in einer Nacht. Als ich im Hospital die Augen öffnete, bemerkte ich zuerst das makellose Weiss um mich herum. Was für ein Kontrast zu Russland mit seinen Lehmhütten. Ich wurde ausschliesslich über einen Schlauch in der Nase ernährt, weil ich absolut nichts schlucken konnte. Sobald ich wieder ein wenig essen konnte, bekam ich Eier, Sahne, Rotwein. Anderes konnte ich nicht bei mir behalten.

Die Frauen, die sich um uns kümmerten, waren für uns wie überirdische Erscheinungen. So lange hatten wir den Anblick und die Sanftheit von Frauen entbehren müssen. Ich erinnere mich an eine hübsche Lothringerin, es war das erste Mal nach meiner Ver-

wundung, und ich bot sicher keinen erfreulichen Anblick. Sich so einer Frau zuwenden zu können überzeugte mich, dass das Leben weiterging.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Als die Amerikaner dem Lager Langenstein immer näherkamen, erging der Befehl, das Lager zu räumen. Alle Häftlinge, die sich auf den Beinen halten konnten, mussten antreten und wurden, begleitet von Posten, aus dem Lager geführt. Ich war zu schwach und wurde in die Krankenstation geschickt, das Revier. Zusammen mit anderen Häftlingen, die ebenfalls nicht marschieren konnten, lag ich in der Baracke. Ein unerträglicher Gestank stieg von dieser Ansammlung schwärender Wunden und vor Dreck starrender Leiber auf. Im Verhältnis zu unseren spindeldürren Gliedmassen wirkten unsere Köpfe riesenhaft. Es ging das Gerücht, die beiden Krankenbaracken sollten mit Flammenwerfern dem Erdboden gleichgemacht werden. Zum Glück stimmte das nicht. Nachdem das Lager in einem heillosen Durcheinander geräumt worden war, blieben wir inmitten des ganzen Unrats einfach auf unseren Pritschen liegen, jämmerliche Kadaver, mit dem Leben nur noch durch einen hauchdünnen Faden Bewusstsein verbunden, in bleierner Stille, die in scharfem Gegensatz zu der Hektik der letzten Monate stand.

Auf einmal tauchten auf der Schwelle zum Krankenrevier Zivilisten auf, angeführt von einem Pastor. Ich sehe noch ihre fassunglosen Blicke, als sie uns entdeckten. Diejenigen von uns, die noch die Kraft hatten zu sprechen, beschimpften sie. Ich weiss nur noch, dass ich undeutlich das Gesicht einer Frau wahrnahm.

Vielleicht hatte sie in mir die Erinnerung an meine Mutter geweckt? Auf jeden Fall verlor ich dann das Bewusstsein.<sup>25</sup>

In einem Hospital, das die Amerikaner requiriert hatten, kam ich wieder zu mir. Man hatte mich ausgezogen und gewaschen, und mich umging ebenfalls dieser Eindruck von Ruhe und Sauberkeit. Wie Sie, August, habe ich viel geschlafen. Im Dämmerzustand zwischen Schlafen und Wachen habe ich meinen Leidensgefährten noch einmal gesehen, den Letten, der an mein Bett getreten war, um sich zu verabschieden. Stumm drückten wir uns die Hand. Benommen von den vielen Medikamenten konnte ich keine Unterredung führen. Später registrierte ich die ersten amerikanischen Soldaten und die ersten Krankenschwestern. Unter den Krankenschwestern waren drei Französinen, mit ihnen habe ich viel diskutiert, und Sie können sich die Gefühlsbewegung vorstellen ...

### **AUGUST VON KAGENECK**

Was ist aus Ihren Kameraden geworden, die von den SS-Leuten aus dem Lager geführt wurden?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ihr Marsch endete tragisch. Die Kolonne zog zwischen den russischen und den alliierten Linien hindurch und versuchte, der Gefangennahme zu entgehen. Einer meiner Häftlingskameraden, Paul Le Goupil, hat den schrecklichen Exodus in einem bewegenden Buch geschildert, *La Route des crématoires*. Er berichtet einen Vorfall, den ich Ihnen ohne Kommentar zitiere. Unterwegs bricht einer der Kameraden zusammen, und es ist klar, dass er sterben wird. Ein Häftling wagt das Unerhörte und wendet sich an den Unteroffizier, der für die Marschkolonnen verantwortlich



ist: «Können wir ihn hier irgendwo bei Leuten lassen?» Der SS-Mann stimmt zu, aber mit der Einschränkung: «Wenn ihn keiner will, wird er liquidiert.» Die Kolonne hält an einem ersten Haus. Man klopft und verhandelt. Die Bewohner lehnen ab. Beim zweiten Haus genau das Gleiche. Niemand will den Unglücklichen aufnehmen. Schliesslich wird eine dritte Tür geöffnet und diesmal nehmen die Bewohner den Häftling ... Der Mann ist gerettet. Die SS lässt von ihrem Opfer ab, nicht aus Mitgefühl, sondern eher aus Gleichgültigkeit.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Die letzten Wochen der SS-Herrschaft waren entsetzlich. Die Zeit lief ihnen davon, und sie überboten sich förmlich an Grausamkeit.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich erbitte nichts weiter, als an die Kräfte des Geistes und des Guten zu glauben. Jean Guilton hat einmal gesagt: «Wenn ich zwischen dem Absurden und dem Rätselhaften zu wählen habe, wähle ich das Rätselhafte.» Das ist auch meine Devise. Aber ich kann mich der Zweifel nicht erwehren: Wenn das Absurde doch das letzte Wort haben sollte, wäre das schrecklich.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Der Soldat hofft vor allem auf den Schutz des Gebetes. Er hofft, dass er darüber hinaus gestärkt wird, wenn er zu Gott betet, er möge ihn vor allen Gefahren bewahren. Kürzlich habe ich die Kriegserinnerungen eines österreichischen Freundes gelesen, der seiner Mutter sehr anrührende Sätze geschrieben hat: «Danke dafür, dass du während des ganzen Feldzugs für mich gebetet hast.

Ich wusste, dass du beten würdest, und das war für mich wie ein Schutzpanzer.»

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich denke eher, dass der Glaube die Todesangst lindert, während der Ungläubige sich beim Gedanken an das Jenseits sagt: «Ich laufe Gefahr, die irdischen Freuden zu verlieren.»

### **AUGUST VON KAGENECK**

Wer weiss schon, wie es ihm in der Stunde des Todes ergehen wird? Sind die Gläubigen gelassener als die Atheisten? Werden die Mutigen immer noch mutig sein? Und die Schwachen? In dem Stück *Die begnadete Angst* von Georges Bernanos gibt es eine Szene, die ich sehr liebe: die letzten Augenblicke der Äbtissin, einer bewundernswerten Frau, die an sich ebenso hohe Ansprüche stellt wie an andere. Auf ihrem Sterbebett sagt sie den Satz: «Ich habe jede Stunde meines Lebens über den Tod nachgedacht und nun hilft es mir nichts.» Die ängstliche Blanche de la Force hingegen steigt wie eine Heilige auf das Schafott.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Mich stört an den Reden, in denen sich militärische und religiöse Überlegungen mischen, die unausweichliche Neigung der Politiker, Gott auf ihre Seite zu ziehen. «Gott mit uns» – dieser Satz klingt nach Manipulation ... Angesichts der Gefahr für die Sowjetunion wandte sich Stalin hilfesuchend der orthodoxen Kirche zu in der Annahme, dass seine Soldaten als überzeugte Gläubige sehr viel entschlossener kämpfen würden. Wie war das in Deutschland, vertraten die Priester die offiziellen Positionen des

Regimes? Sagten sie zu den Soldaten: «Ihr kämpft für Deutschland, aber auch für das Abendland, gegen den Bolschewismus?»

### **AUGUST VON KAGENECK**

Das berühmte «Gott mit uns», das auf unserem Koppelschloss stand, ist älter als der Nationalsozialismus. Es reicht bis ins 19. Jahrhundert zurück, als die Kaiser treue Söhne der protestantischen Kirche waren. Die Vorstellung, dass Gott uns begleitet und unsere Waffen segnet, ist im Übrigen sehr protestantisch. Die Nationalsozialisten hatten wenig für die Religion übrig, aber an dem Wahlspruch haben sie nichts geändert. Vielleicht erschien es Hitler wie Stalin nützlich, die Soldaten mit dem Bezug auf Gott anzustacheln.

Ich habe nur einmal an einer Messe an der Front teilgenommen. Der Priester schärfte uns ein: «Vergesst nicht, dass eure Panzer das Kreuz tragen.» Und damit meinte er nicht das Hakenkreuz, sondern das Kreuz Christi. Seine Worte waren nicht vom Regime diktiert.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Beziehung zwischen einem Soldaten und einem Priester ist im Krieg immer etwas Besonderes. Wahrscheinlich, weil der Tod ihnen beiden vertraut ist. Ich erinnere mich an eine Geschichte aus dem Algerienkrieg. Es geschah in einer Kompanie der Fremdenlegion auf einer Patrouille im Honna-Massiv. Die Patrouille war in ein schweres Gefecht mit einer Katiba, einem gut hundert Mann starken Trupp von Fellachen verwickelt worden. Bei Einbruch der Nacht endeten die Kämpfe. Der Kommandant versuchte Ordnung in seine Truppen zu bringen und besuchte dann die Verletzten. Der Sanitäter sagte ihm:

«Herr Hauptmann, ein Legionär möchte mit Ihnen sprechen, er wird die Nacht wohl nicht überstehen.» Der Offizier ging zu dem Verwundeten. Und mit ersterbender Stimme bat der Verwundete um einen Priester. Der Hauptmann erwiderte, der Geistliche sei im Befehlsstand des Bataillons und er könne nicht geholt werden. Der Verwundete fügte sich in sein Schicksal.

Der Hauptmann setzte seinen Rundgang fort und dachte dabei immerzu an den sterbenden Mann. Da fiel ihm ein, dass es von einem Legionär hiess, er sei ein ehemaliger Priester. In der Fremdenlegion ist es üblich, dass man einen Mann nicht nach seiner Vergangenheit fragt. Der Hauptmann liess den Betreffenden rufen und sagte zu ihm: «Ich dürfte dir diese Frage nicht stellen, deshalb bist du nicht verpflichtet, mir zu antworten. Aber was hast du gemacht, bevor du zur Legion gekommen bist?»

Der Mann zögerte einen Augenblick und antwortete. «Ich war Priester, *mon capitaine*.»

«Du warst also Priester ... Dann höre. Ich habe dir in dieser Sache nichts zu befehlen, aber da hinten liegt ein Kamerad im Sterben. Er verlangt nach einem Priester. Vielleicht kannst du zu ihm gehen und ihm dabei helfen, den Schritt auf die andere Seite zu tun.»

Der Legionär blickte zu Boden, dachte einen Augenblick nach und sagte dann: «Ich gehe.» Der Hauptmann sah ihm nach, wie er zu der Stelle trat, wo die Verwundeten lagen, und an der Bahre neben dem sterbenden Soldaten niederkniete.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Der Krieg schafft manchmal Notlagen, in denen religiöse Unterscheidungen überflüssig werden. Ein Freund hat mir eine Geschichte erzählt, die genauso einzigartig ist wie Ihre. Es geht um

einen gewissen Kramer, einen deutschen Juden, der nach der «Reichskristallnacht» 1938 in die USA emigrierte. 1944 kehrte Kramer mit der amerikanischen Armee nach Europa zurück. In der Ardennenschlacht fand er einen Soldaten der Wehrmacht im Strassengraben. Der Mann war tödlich verwundet. Kramer trat auf ihn zu, beugte sich über ihn und fragte auf Deutsch: «Kann ich etwas für Sie tun?» Der Mann antwortete wie Ihr Legionär: «Ich werde sterben. Können Sie mir einen Priester schicken, der mir die Sterbesakramente gibt?» Kramer hat mir erzählt, was ihm in diesem Augenblick durch den Kopf ging. Ohne Zögern antwortete er auf Deutsch: «Ich bin Priester und ich werde Ihnen helfen.» Er sprach ein improvisiertes Gebet, zusammengesetzt aus Brocken seines Religionsunterrichts, und half dem Soldaten, dass er in Frieden seinen letzten Atemzug tun konnte.

## *Rebellionen und Verschwörungen*

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wie ist es Ihnen nach Ihrer Verwundung ergangen? Haben Sie noch einmal an der Front gekämpft?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Es dauerte lange, bis ich wiederhergestellt war. Während meiner Genesung gab ich keine Ruhe, ich wollte unbedingt zu meinen Kameraden zurückkehren, die immer noch am Dnjepr kämpften.

Das wurde mir verweigert, vielleicht hatte meine Mutter interveniert. Ab April 1943 wurde ich als Lehroffizier eingesetzt, zuerst in Pommern, dann in Dresden und später in Brünn. Ich habe drei Jahrgänge ausgebildet. Es waren rund dreissig Offiziersschüler, die meisten älter als ich. Vor der Einberufung waren sie Anwälte, Ärzte und Diplomaten gewesen. Aber ich habe auch an der Ausbildung der letzten Einberufenen aus den Jahrgängen 27 und 28 mitgewirkt, der Sechzehn- und Siebzehnjährigen. Und manche waren noch jünger.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wie war in diesem Stadium des Krieges die Moral der Anwärter?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Offiziell ausgezeichnet ... In Wahrheit zweifelten alle am viel beschworenen Endsieg. Natürlich konnte das niemand offen aussprechen, aber abends, nach dem Ende des Unterrichts, lud ich sie zu mir ein, weil ich ihre Meinung hören wollte. Einer von ihnen, Welczec mit Namen, war der Sohn eines Botschafters, der in Paris und Madrid gewesen war. Er wusste durch seine Familie gut Bescheid und sah die Zukunft des Reiches nicht optimistisch. Ein anderer, Kurt Bley, war Rechtsanwalt und bestens informiert über die wirtschaftliche und politische Lage des Landes. Wir sprachen oft darüber, aber achteten sehr genau darauf, was wir sagten, denn in einem solchen Regime kann jeder zum Verräter seines besten Freundes werden?<sup>6</sup>

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Niederlage erschien Ihnen also unausweichlich?

## **AUGUST VON KAGENECK**

Wir wussten alle, dass der Krieg verloren war. Wahrscheinlich seit Stalingrad. Aber wir hätten es niemals so gesagt. Die kleinste Unvorsichtigkeit konnte verhängnisvoll sein. Ich erinnere mich noch gut, wie ich im März 1943 im Krankenhaus in Bad Ems einen Offizier im Zimmer neben mir gefragt habe: «Und Sie, glauben Sie an den Sieg?»

«Schnauze!», antwortete er. «Ich glaube nicht mehr daran, aber darüber dürfen Sie nicht sprechen!» Das Thema war tabu.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

In Buchenwald habe ich einen deutschen Häftling kennen gelernt, der sehr gut Französisch sprach. Nach einem Bombenangriff, als die deutsche Organisation nicht mehr funktionierte, wurde ich für Aufräumarbeiten in einer SS-Kaserne eingeteilt. Ich sprach mit dem deutschen Häftling und er erzählte mir, dass er Offizier bei der Wehrmacht und als Besatzer in Frankreich gewesen sei. Ich fragte ihn, warum er im Lager sei. Er antwortete nicht. Wahrscheinlich war er Opfer einer Säuberung geworden wie so viele andere.

Hatte die Wehrmachtführung spezielle Offiziere eingeschleust, die ihre Kameraden ausspionierten, vor allem hinsichtlich ihrer Regimetreue?

## **AUGUST VON KAGENECK**

Es gab solche Offiziere, die die Aufgabe hatten, die nationalsozialistische Gesinnung der anderen Offiziere bei der Truppe zu überwachen. Sie hiessen Nationalsozialistische Führungsoffiziere (NSFO). In unserer Schule hörten zwei oder drei unsere Ge-

sprache mit an. Daneben gab es einen eigenen Kurs namens Heereswesenunderricht. Im Kaiserreich war das eine Fortbildung für Offiziere gewesen und nun beinhaltete es die Überprüfung der perfekten nationalsozialistischen Gesinnung. In jedem Dossier war die Frage zu beantworten: «Wie ist seine Einstellung gegenüber dem nationalsozialistischen Staatswesen?» Wie viele meiner Kameraden schrieb ich automatisch «Gut», «Unverdächtig».

Im Rahmen dieses Kurses musste jeder Jahrgang eine Verhandlung vor dem Volksgerichtshof besuchen. Ich führte meine Offiziersschüler im Herbst 1944 zu einem Prozess. Es handelte sich nun nicht mehr um die grossen «Säuberungen» nach dem Attentat vom Juli, sondern es wurden Menschen verurteilt, denen man regimefeindliches Handeln vorwarf: Ein Rechtsanwalt hatte vor einem Parteimitglied Zweifel geäussert, dass die Verschwörer vom 20. Juli wirklich aus persönlichem Ehrgeiz gehandelt hatten; ein junges Mädchen hatte mit einem russischen Kriegsgefangenen geschlafen; ein französischer Kriegsgefangener hatte die Zahl der von der Wehrmacht zerstörten russischen Panzer angezweifelt. Sie alle wurden vom Gerichtspräsidenten Roland Freisler, dem gefürchteten Henker des Regimes mit kahlem Schädel und eiskalten Augen, zum Tode verurteilt. Meine Offiziersschüler verliessen das Gericht durch und durch entsetzt. Das war wahrscheinlich der gewünschte Effekt. Ich beschwor sie, ihre Gefühle zu verbergen.

Wir waren auf der Hut. Ich erlebte mit, wie einer meiner Kameraden, Braun von Stumm, an der Offiziersschule in Dresden verhaftet wurde. Einer seiner Anwarter hatte ihn gefragt: «Sie sagen, Sie seien praktizierender Katholik. Wenn der Papst allen deutschen Katholiken befehlen sollte, Hitler den Gehorsam zu verweigern, was würden Sie tun?»



Er antwortete: «Ich würde dem Papst gehorchen. Seine Autorität steht für mich über der von Hitler, weil sie spiritueller Natur ist.»

Am nächsten Morgen wurde er verhaftet. Er starb in einem Konzentrationslager.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Haben Sie damals nichts mitbekommen von den Verschwörungen gegen Hitler?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Für uns an der Front war das einfach unvorstellbar. Zum einen waren wir vollauf mit der Verteidigung Deutschlands beschäftigt, zum anderen wussten wir nur ungefähr, was zu Hause vorging. Wirkliche Kenntnis und die nötige Distanz zum Urteilen hatten nur einige Offiziere vom Generalstab, sie konnten die Vorgänge in der Heimat besser einschätzen. Innerhalb der Armee existierten bestimmte Netzwerke wie beim 9. Infanterieregiment in Potsdam oder bei der Abwehr von Admiral Canaris. Ich erfuhr erst im Nachhinein, dass einige meiner Kameraden über die Verschwörungen, die ab 1943 gegen Hitler im Gange waren, Bescheid gewusst hatten. All das wurde in einem kleinen Kreis streng geheimgehalten.

Claus von Stauffenberg kannte ich wenigstens dem Namen nach, weil er aus einer sehr bedeutenden Familie in Süddeutschland stammte: Er diente in dem Regiment in Bamberg, in dem ich meinen Militärdienst angetreten hatte. Zum Zeitpunkt des Attentats war ich Lehroffizier in Brünn im damaligen «Protektorat Böhmen und Mähren». Die Bombe detonierte gegen Mittag, aber wir erfuhren erst gegen Mitternacht davon. Es folgte eine gewisse Konfusion. Wir bekamen keinerlei Informationen. Es war die Re-

de, eine englische Granate sei im Führerhauptquartier eingeschlagen, die Russen hätten einen Artillerieangriff unternommen ... Keiner wusste, was er glauben sollte.

Und dann sprach jemand von einem Attentat. Die anderen fielen ihm sofort ins Wort. Ein Attentat auf den Führer? Unmöglich. Vorsicht war oberstes Gebot, einige konnten ihre Freude trotzdem nicht verhehlen. Baron Hally von Momm, eine bedeutende Persönlichkeit der deutschen Armee und ein brillanter Reiter, befahl seiner Ordonnanz, Champagner zu bringen, um auf das erfolgreiche Unternehmen anzustossen. Er wurde denunziert und festgenommen. Immerhin blieb er am Leben, er wurde degradiert und mit einem Strafbataillon an die Ostfront geschickt. Hitler war wieder einmal davongekommen und konnte gegen die «ganz kleine Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer, dummer Offiziere» wettern. Er gab sich unverwundbar und wollte weitere Attentäter entmutigen.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich erinnere mich, dass wir Hoffnung schöpften, als die Nachricht von dem Attentat kam. Wie ein Lauffeuer verbreitete sie sich im Lager, erst hielten wir sie für eine der üblichen Falschmeldungen, die in dieser abgeschlossenen Welt zirkulierten, dann wurde sie immer lauter ausgesprochen, wie eine Welle, die immer mehr answoll. Eine innere Freude ergriff uns. Das Attentat auf Hitler erscheint mir heute als mein einziger glücklicher Tag in Buchenwald.

Und dann mussten wir uns doch damit abfinden: Nichts änderte sich. Die Wächter und die Kapos schlugen sogar noch härter zu, als die militärische Lage sich verschlechterte. Erst als wir die alliierten Flugzeuge am Himmel dröhnen hörten und das Feuer

der Flakgeschütze sahen, das sie empfing, fassten wir wieder Hoffnung.

Was dachten die Offiziere über Stauffenberg?

### **AUGUST VON KAGENECK**

Dass er ein Verräter war. Ein anderes Urteil gab es nicht über einen Offizier, der seinen Oberbefehlshaber angreift, während sich sein Land im Krieg befindet. Im Übrigen hatten die englischen Verantwortlichen, als Hitlergegner wie Helmuth von Moltke um 1938 versuchten, England über den inneren Widerstand in Deutschland zu informieren, sie wissen lassen, ihr Verhalten grenze an Hochverrat. Erst mit der Zeit und aus der Distanz wird erkennbar, ob ein Schritt gute Gründe hatte, und relativiert sich der Ungehorsam, der am Anfang stand.

Im ersten Augenblick haben wir das Attentat einhellig verurteilt. Aus welchen Gründen? Niemand hätte gewagt, es öffentlich zu bejubeln! Wir führten einen erbitterten Kampf für das Überleben Deutschlands. Zu dem Zeitpunkt waren die Alliierten in Frankreich und Italien gelandet, die Russen standen nicht weit von der deutschen Grenze. Sie waren bis Warschau vorgerückt und hatten sich an der Weichsel festgesetzt. Über ihre weitläufigen Brückenköpfe konnten sie jederzeit bei uns eindringen.

Das hielt uns bei der Stange: die Angst vor einer Invasion der Roten Armee. Unsere ganze Kindheit hindurch hatten wir die NS-Propaganda gehört und immer war es dabei um zwei Gefahren gegangen: die Juden und die Kommunisten. Ich habe nicht wirklich geglaubt, dass die Juden Deutschland bedrohten. Aber wir wussten, dass der Kommunismus eine Gefahr direkt vor unserer Haustür war. Deshalb wurde im Osten so ausserordentlich erbittert gekämpft, bis zum Fall von Berlin.

Nach dem Attentat vom Juli 1944 wurden fünf Offiziere aus meinem Regiment hingerichtet. Einer von ihnen, Roland von Hösslin, wurde am 14. Oktober gehängt, der Prozess vor dem Volksgerichtshof hatte nicht einmal eine Stunde gedauert. Nach dem Krieg erzählte einer von Hösslins Untergebenen, wie Hösslin, damals Kommandant einer Panzeraufklärungsabteilung in Ostpreussen, im Juli 1944 versucht hatte, ihn in die Verschwörung mit hineinzuziehen. Die beiden Männer sassen nachts in einem Auto, das sie zu einem Schiessplatz in Polen bringen sollte. Hösslin verbreitete sich über die geringen Aussichten, den Krieg noch zu gewinnen, angesichts der verheerenden Lage an den verschiedenen Fronten. Weil er sein Gegenüber gut kannte, stellte er ihm aus heiterem Himmel die Frage: «Wir bereiten einen Putsch vor. Sind Sie bereit mitzumachen und würden Sie gegebenenfalls auf den Führer schiessen?» Seine Frage war unfassbar unvorsichtig. Und die Antwort war genauso gefährlich. Der andere musste ihn nur denunzieren und er würde umgehend verhaftet werden.

In Berlin wurde ich einmal zu einem Empfang bei Frau von Dircksen eingeladen, sie feierte den Geburtstag ihrer Nichte Gundi von Laffert. Die Dame des Hauses war bekannt dafür, dass sie seit Langem Sympathien für das Regime hegte: In den Zwanzigerjahren hatte sie Hitler viel Geld gegeben in der Hoffnung, er würde die Hohenzollern wieder auf den Thron bringen. Der Geburtstagsempfang fand in Schwanenwerder am Wannsee statt, in der Villa eines Freundes der Familie: Goebbels. Jener Abend wenige Wochen vor dem Untergang in dem Haus am Wasser hatte etwas Märchenhaftes. Der Alkohol floss in Strömen, und die anwesenden Offiziere versuchten die Prüfungen der letzten vier Jah-

re zu ertränken. Ein alter Herr in Zivil trat auf mich zu, zog mich in eine stille Ecke und stellte sich vor: «General a. D. von Schweinitz ... Sagen Sie, junger Freund, was denken Sie als Offizier an der Front über den ungeheuerlichen Vorwurf, die Verantwortlichen für die Verschwörung vom 20. Juli hätten nur aus persönlichem Ehrgeiz gehandelt?» Ich war ein bisschen betrunken. Ich versuchte ihm zu sagen, dass ich nur Ausbilder war, aber weil er nicht locker liess, offenbarte ich ihm meine Überzeugung: «Ich denke, jede Regierung wäre genauso verfahren mit Offizieren, die in Kriegszeiten Hochverrat begangen haben.»

Der Mann schaute mich lange durch sein Monokel an, dann drehte er mir unvermittelt den Rücken zu. Später fragte ich Gundi, ob er wirklich der General von Schweinitz gewesen sei. «Ausgeschlossen», sagte sie. «Er hat heute Nachmittag abgesagt.» Ein Freund, dem ich ein paar Tage später von dem Vorfall erzählt habe, erklärte mir, häufig mischten sich bei solchen Empfängen Agenten der Gestapo unter die Gäste und machten Jagd auf «Reichsfeinde».

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Es ist auffallend, wie sehr die Frage von Gehorsam und Widerstand die Soldaten unserer beiden Länder bewegt hat. Die grossen Männer des Freien Frankreich waren alle abgesetzte Offiziere: De Gaulle hatte man zum Tod verurteilt, Leclerc kämpfte unter einem falschen Namen weiter, Koenig schiffte sich heimlich am 16. Juni in Jersey auf einem Frachter ein, de Lattre war vom Vichy-Regime degradiert und zu zehn Jahren Haft verurteilt worden... Ab 1940 versicherte uns eine leise innere Stimme, dass ein französischer Soldat sagen konnte: «Nein, ich gehorche nicht, weil das meinen Moralvorstellungen widerspricht.»

Die gleiche Debatte habe ich nach dem Putsch im April 1961<sup>27</sup> erlebt. In der Verhandlung vor dem Militärtribunal, das über mich richtete, habe ich das Unbehagen von General Ingold gespürt, der damals Grosskanzler des Ordre de la Libération, des Ordens der Befreiung, war. Er focht einen fürchterlichen inneren Kampf aus: «Habe ausgerechnet ich das Recht, einen Soldaten zu verurteilen, der rebelliert hat? Hatte er nicht vielleicht gute Gründe für seine Entscheidung?» Später habe ich erfahren, dass er aus Protest gegen das Urteil sein Amt niedergelegt hat, zum grossen Missfallen von General de Gaulle.<sup>28</sup>

Nun bin ich im Ruhestand, ein alter Soldat ohne Waffe, und immer noch beschäftigt mich dieses Dilemma, wenn ich sehe, wie Soldaten auch heute noch ohne die geringsten Skrupel in unsicheren Operationen an die vorderste Front geschickt werden. Ich habe kürzlich eine offizielle Broschüre über Ethik in der Armee gelesen. Ein Satz hat mich elektrisiert: «Ihr Beruf ist es zu töten.» Niemand kann bestreiten, dass das im strengen Sinn stimmt. Trotzdem lief es mir dabei kalt den Rücken hinunter. Eine Armee ist keine mechanische Einheit von Exekutoren, die gehorsam jeden beliebigen Befehl ausführen. Sie ist ein lebendiges Wesen. Ein Soldat ist bereit zu sterben, damit andere leben, und mehr noch, er ist bereit zu töten, damit andere nicht getötet werden. Verantwortung und Gehorsam müssen mit einem hohen Mass an Bewusstheit verbunden sein, einer allzeit wachen und nie nachlassenden Gewissensprüfung.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Als Zugführer an der Front ist mir der Gehorsam gegenüber meinen Vorgesetzten nicht schwergefallen. Das hat sich an dem Tag meiner Verwundung geändert, als ich hinter die Front ge-

schickt und von meinen Kameraden getrennt wurde, abgeschnitten von der beinahe mönchischen Brüderlichkeit, die für Soldaten im Krieg typisch ist. In meinem Krankenbett hatte ich Zeit zum Nachdenken. Ich hörte Äusserungen über den Krieg und über das Hitlerregime von klugen Köpfen, manchmal sogar über englische Sender, die wir heimlich einstellten.

Doch als Lehroffizier habe ich mir die Frage nach dem Ungehorsam nie gestellt. Alle an der Verschwörung von Stauffenberg Beteiligten wussten von bestimmten Verbrechen gegen die Juden, an der Front oder im Hinterland. Sie sahen klar. Mein Blick hingegen war verschleiert. Ich tat jeden Tag meine Pflicht, ohne mir Fragen zu stellen.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wenn ein Offizier auf einem verantwortungsvollen, gefährlichen Posten steht, der den festen Zusammenhalt der Männer erfordert, ist es seine Pflicht, alles aus dem Weg zu räumen, was den Zusammenhalt beeinträchtigen kann.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Mein Bruder Franz Joseph hatte einen Kameraden, einen gewissen Major Rhein. Eines Tages, bei einem Frühstück in seiner Unterkunft unweit von Krakau, fragte er einen volksdeutschen Burschen, woher er komme. «Aus Auschwitz», antwortete der Mann.

«Es heisst, in Auschwitz gebe es ein Konzentrationslager», hakte Rhein ein. «Können Sie mir sagen, was dort passiert?»

Der Mann wollte zuerst nicht antworten, aber nach vielem Zögern und dem Versprechen, dass niemand sonst etwas erfahren

werde, war er bereit zu reden. Er erzählte, sein Schwager arbeite im Lager für die SS. Von ihm habe er erfahren, wie grauenhaft die Häftlinge behandelt wurden, und schliesslich habe er darum gebeten, einer Einheit an der Front zugeteilt zu werden.

Fassungslos begab sich Rhein zu seinem Vorgesetzten und wiederholte, was er gehört hatte. Der Offizier zog eine Schublade auf, nahm ein Dokument heraus und reichte es Rhein. Es war ein Bericht über den ersten Vorstoss der Roten Armee auf deutsches Gebiet Anfang Oktober 1944. Die Russen hatten eine Woche in einem kleinen Ort gewütet und Gräueltaten an der Zivilbevölkerung begangen; den Priester hatten sie, nachdem er gegen die Vergewaltigung von Frauen protestiert hatte, an ein Scheunentor genagelt, die Arme zum Kreuz ausgebreitet wie Christus.

«Was sagen Sie dazu?», fragte der Oberst.

Und Rhein erwiderte: «Meine Pflicht als deutscher Offizier gebietet mir, mein Land zu verteidigen und die Russen daran zu hindern, dass sie weiter nach Deutschland vorstossen.»

Für ihn wie für Tausende unserer Kameraden verbat der Ehrenkodex der Wehrmacht jede Form von Ungehorsam.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Umgekehrt kann man auch den Gehorsam verweigern, ohne sich seines Erfolges sicher zu sein. Stauffenbergs Tat war ein Risiko. Im Übrigen hat sich kein Offizier freiwillig gemeldet, der bereit gewesen wäre, auf Hitler zu schiessen. Er hat eingewilligt, obwohl ihm durch eine Verwundung drei Finger fehlten, weshalb er keine Pistole führen konnte.



## AUGUST VON KAGENECK

In Deutschland gibt es etwas, das der französische Soldat nicht kennt: Der Soldat leistet einen Eid auf sein Land, egal was für eine Regierung es hat. Hitler hat dem noch einen Eid auf seine Person hinzugefügt. Weil ich ihn geleistet habe, weiss ich die Worte immer noch auswendig: «Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des Deutschen Reiches, Adolf Hitler, dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.»

Am schlimmsten an der Entscheidung, einen Anschlag auf das Leben des Führers zu unternehmen, war für meine Kameraden, dass sie ihren Eid brechen mussten. Das haben sie alle an ihre Frauen geschrieben.

General Speidel berichtet in seinen Erinnerungen von einer Begegnung mit General Ludwig Beck, neben Stauffenberg einer der führenden Köpfe der Verschwörung. Vor dem Krieg war Beck Generalstabschef gewesen, Hitler hatte ihn entlassen. Beck hatte für den Fall, dass das Attentat gelingen sollte, eine Denkschrift an alle Soldaten verfasst. Darin stand zu lesen: «Ihr soldatischer Gehorsam hat dort eine Grenze, wo Ihr Wissen, Ihr Gewissen und Ihre Verantwortung die Ausführung eines Befehls verbieten ... Es ist ein Mangel an Grösse und an Erkenntnis der Aufgabe, wenn ein Soldat in solchen Zeiten seine Pflichten und Aufgaben nur in dem begrenzten Rahmen seiner militärischen Aufträge sieht, ohne sich der höchsten Verantwortung vor dem gesamten Volk bewusst zu werden. Aussergewöhnliche Zeiten verlangen aussergewöhnliche Handlungen!» Dieser Text ist das Zeichen, dass unter den Offizieren das Gewissen immer noch die *ultima ratio* war, das Richtmass, das mehr zählte als alle Eide.

## *Vierter Teil*

### *Gestern, heute, morgen*

Das Jahr 1945 beginnt mit einer alliierten Gegenoffensive in den Ardennen. Die Amerikaner rücken vor, weichen zurück und setzen dann ihren entscheidenden Vormarsch fort. Aber es dauert noch vier Monate, bis das Dritte Reich endgültig zusammenbricht.

Die sowjetischen Truppen marschieren nach Polen, erobern Warschau, Krakau, Lodz. Sie erreichen Auschwitz, wo 7'000 verstörte Überlebende sie erwarten. In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar laden 800 schwere englische Bomber und 450 fliegende Festungen pausenlos ihre Bombenfracht über Dresden ab. Am Morgen liegen 135'000 Tote in den Ruinen der Stadt. In Frankfurt steht nur noch schwer beschädigt der Dom – eine einsame Insel in einem Meer von Trümmern.

Hitler und Goebbels begehen Selbstmord, ebenso mehrere deutsche Generäle. Schliesslich kapituliert Deutschland. «Das Herz, das so lange angespannt war, entspannt sich. Ist es Freude? Alles ist so gemischt, so konfus», schreibt Emile Henriot am 8. Mai 1945 in *Le Monde*. So gemischt, so konfus, in der Tat.

Die Konzentrationslager öffnen ihre Pforten: Dachau, Sobibor, Mauthausen, das Gewissen der Menschheit lernt, diese Namen des Schreckens zu behalten. Häftlinge kehren heim, Flücht-

linge fliehen oder schlagen sich in ihre Heimat durch. Es ist die grosse Völkerwanderung des Friedens. Die Wege von Siegern und Besiegten kreuzen sich auf den Strassen und in den Bahnhöfen.

Am 14. Juli feiert Frankreich den Sieg. Der französische Rundfunk kommentiert die Parade: «Es werden Soldaten in Himmelblau erscheinen, Soldaten in Kaki und Soldaten ohne Uniform.» Es ist eine bunt zusammengewürfelte Armee. Eine ungeheure Menschenmenge drängt sich entlang den Champs-Élysées. Nur ein paar Monate zuvor haben an dieser Stelle Zehntausende Marschall Pétain zugejubelt.

Churchill erleidet bei den Wahlen eine Niederlage. Benito Mussolini wird von einem kommunistischen Offizier erschossen. Roosevelt stirbt an einer Gehirnblutung. Auf Hiroshima und Nagasaki fallen Atombomben und explodieren «wie hunderttausend Sonnen». General Gorge Patton und General Georgi) Konstantinowitsch Schukow nehmen in Berlin die Parade der alliierten Truppen ab. Das Gleichgewicht der Mächte ordnet sich mit erschreckendem Tempo neu. In Jalta und Potsdam feilschen die Grossen um Macht und Einfluss. Die Fronten eines neuen Krieges zweier Blöcke, der vierzig Jahre dauern wird, zeichnen sich ab.

In Nürnberg, einer Wiege des Nationalsozialismus, beginnt der Prozess gegen achtzig Verantwortliche des Regimes. Hermann Göring, Rudolf Hess, Joachim von Ribbentrop, Wilhelm Keitel: gleichgültig sitzen sie auf der Anklagebank, unbewegt, zu glatt und zu kraftlos für eine so ungeheuerliche Anklage.

Frankreich schickt Truppen nach Indochina, die nach der Unabhängigkeit die Ordnung wiederherstellen sollen.

Für die Soldaten ist es die Fortsetzung des Krieges unter einem anderen Himmel, in einer anderen Uniform. Der Fremdenlegion gehören viele ehemalige Soldaten der Wehrmacht und der *Légion des volontaires français contre le bolchevisme* (LVF) an, für sie ist das wie eine zweite Chance.

Im Oktober 1946 bekommt Frankreich eine neue Verfassung, und einen Monat später tritt das neue Parlament zusammen, in dem die Kommunisten die stärkste Fraktion stellen. Der Sozialist Vincent Auriol wird zum Präsidenten der Republik gewählt. Ungeachtet der Vorbehalte der Alliierten denkt Frankreich über den Anschluss des Saargebiets nach. Doch diese Illusionen sind kurzlebig.

Im März 1948 unterzeichnen Frankreich, England und die Benelux-Staaten in Brüssel einen Vertrag über die Zusammenarbeit in Wirtschafts- und Sicherheitsfragen. Auf Drängen Frankreichs wird Deutschland in dem Text noch als potenzieller Gegner genannt.

Die Sowjets riegeeln Berlin ab. Als Reaktion auf die Blockade errichten die Alliierten 1948 eine Luftbrücke, die Berlin mit den westlichen Hauptstädten verbindet. 1949 wird die Bundesrepublik Deutschland gegründet, Konrad Adenauer ist ihr erster Bundeskanzler. Als Reaktion darauf kündigt der Deutsche Volksrat (dominiert von der SED) die Gründung der Deutschen Demokratischen Republik auf dem Gebiet der sowjetisch besetzten Zone an. Vierzig Jahre lang existiert Deutschland im Plural.

## *Der Zusammenbruch*

### **AUGUST VON KAGENECK**

Was wussten Sie in Buchenwald über den Kriegsverlauf?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wir erfuhren sehr wenig, aber die grossen Entwicklungen bekamen wir schon mit. Manche Häftlinge hörten heimlich Radio, vor allem die, die in den Elektrikerwerkstätten arbeiteten, sie hörten *Voice of America* oder den Soldatensender Calais. Die «Prominenz», das heisst die Häftlinge, die mit der SS Kontakt hatten, wurde von SS-Leuten informiert. Sie gaben das Gehörte dann an uns weiter. Auf diesem Umweg erfuhren wir von der Landung in der Normandie, von der Befreiung von Paris und von dem Attentat auf Hitler.

In dem Augenblick wuchs die Hoffnung, während unsere Lebensbedingungen sich verschlechterten, wohl aus logistischen Gründen. In Deutschland wurden Nahrungsmittel knapp, die Versorgung stockte und die ersten Opfer waren natürlich die Häftlinge in den Konzentrationslagern. Wir haben sehr schnell gespürt, dass eine Art Wettlauf begonnen hatte – zwischen unserer Hoffnung, die von den Meldungen von der Front genährt wurde, und der Verschlimmerung unserer Situation, die womöglich unsere körperliche Widerstandskraft bezwingen würde. Ich sagte

mir: «Deutschland wird besiegt werden. Aber wird das vor meinem Tod passieren oder danach?»

### **AUGUST VON KAGENECK**

Fay von Hassell, die Tochter eines der Verschwörer, die das Attentat auf Hitler geplant hatten, hat das Warten auf die Befreiung von Buchenwald geschildert. Sie war dort seit einigen Wochen interniert. Sie überlegte, ob wohl die Amerikaner oder die Russen als erste eintreffen würden, denn das hatte natürlich Auswirkungen auf ihr weiteres Schicksal.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Nach der erfolgreichen Landung am 6. Juni 1944 dachten wir, es würde in zwei oder drei Monaten vorüber sein. Tatsächlich warteten wir noch ein Jahr. Die deutsche Armee glied ihre zahlenmässige Unterlegenheit bei Menschen und Material mit ausserordentlicher Zähigkeit aus. Denken Sie nur an das Aufbäumen in der Ardennenoffensive, die für die Alliierten beinahe fatal ausgegangen wäre.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Im Juni 1944 war ich Lehroffizier an der Panzertruppenschule in Königsbrück bei Dresden. Die Nachricht von der Landung der Alliierten – die Propaganda sprach von Invasion – wurde offiziell mit Erleichterung aufgenommen: Nun konnten wir uns anständig mit den Engländern und Amerikanern schlagen und endgültig den Krieg gewinnen. Doch niemand glaubte solchen Reden. Ab Ende Juni wurden Brückenköpfe an der Front in der Normandie errichtet, und die Front im Osten bröckelte. Von da an war der Krieg nur

noch ein langer Totenkampf Deutschlands, trotz der Propaganda und Goebbels angekündigtem «totalen Krieg».

Ich besuchte zu der Zeit öfter Berlin. Die Stimmung dort war sehr angespannt. Die Stadt tanzte auf ihren eigenen Ruinen. Ich spazierte Unter den Linden entlang, jene Strasse, von der der Baderiker von 1914 schrieb: «Man sieht dort kaiserliche Automobile, erkennbar an der elfenbeinernen Farbe und dem tönenden Klang ihrer Hupe.» 1944 war die Allee gänzlich verlassen. In den wenigen Lokalen, die noch standen, traf man die Spitzen des Regimes.

An einem Tag Ende 1944 erregte eine Gruppe von Offizieren im Foyer des Hotels Adlon meine Aufmerksamkeit, weil sie Französisch sprachen. Einer von ihnen war ein stattlicher Mann, der das Eiserne Kreuz trug. Es war der Belgier Léon Degrelle, der Gründer der Rexistenbewegung<sup>1</sup> und Kommandant der «Wallonischen Legion», die als Teil der Waffen-SS an der Ostfront kämpfte. Degrelle war nach Berlin gekommen, um sich ein paar Stunden den Vergnügungen der Hauptstadt hinzugeben. Ein unwiderstehlicher Drang nach Leben hatte alle ergriffen.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Nach dem Bombenangriff im August 1944 konnten die Häftlinge zahlreiche Waffen aus den Beständen der SS entwenden: Gewehre, Revolver, Handgranaten ... Die Waffen wurden im Lager vergraben und das Geheimnis sehr gut gehütet. Den Häftlingen gab das neue Zuversicht. Ich habe gehört, die SS-Leute hätten in den letzten Wochen sogar Angst vor dieser riesigen anonymen Masse gehabt, die ihrer Kontrolle entglitt. Aber ich, ein Niemand in der Welt des Lagers, noch dazu einem Aussenkommando zugewiesen, halb tot, bekam von all dem nichts mit. Langenstein war ein schlingernes Schiff, auf dem sich die Kapos und die SS-

Leute gegenseitig an Irrsinn zu überbieten versuchten. Eines Tages flogen alliierte Maschinen nach einem Luftkampf über das Lager, in geringer Flughöhe. Alle Häftlinge hatten sich mühsam aufgerappelt, sie schrien und schwenkten, was gerade greifbar war. Wir vergossen Tränen des Schmerzes und des Stolzes.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Ich wurde im Herbst 1944 wieder an die Front geschickt, diesmal in den Westen Deutschlands. Ich traf am Tag nach der gescheiterten Gegenoffensive vor Bastogne ein. Mein Zug wurde dreimal bombardiert. Ich wurde der so genannten Panzerlehrdivision an der luxemburgischen Grenze zugeteilt, die sich seit der Ardennenoffensive im Rückzug befand, zunächst bis zum Rhein, dann trotz der Anstrengungen, den Vormarsch der Alliierten aufzuhalten, auch noch weiter. Unsere Soldaten verachteten die Amerikaner, sie hielten sie nicht für tapfer, sondern waren überzeugt, dass sich ihr Sieg nur der Überlegenheit an Material verdanke.

Da ich zuvor zwei Jahre an der Offiziersschule gewesen war, empfing mich der Bataillonskommandant kühl: «Sie kommen reichlich spät für den Heldenkampf.» Ich wurde nicht ins Gefecht geschickt, die Unteroffiziere kannten das Gelände und die Männer besser als ich. Stattdessen spielte ich Schach mit dem Abteilungskommandeur, rauchte amerikanische Zigaretten und hörte Jazz-Musik. Wir wussten, dass wir für eine verlorene Sache kämpften. Unsere Division hatte die Aufgabe, so gut es ging die Lücken in der Front zu schliessen: Unsere Flugabwehrgeschütze wurden von Angehörigen der Hitlerjugend bedient, und am Steuer der Lastwa-



gen sassen Mädchen des «Bundes deutscher Mädel». Einige Mädchen starben wie richtige Soldaten.

Um uns aus der Umklammerung durch die Amerikaner im Süden und die Engländer im Norden zu befreien, stellte ich eine Kolonne von etwa hundert Mann mit Panzern und Lastwagen zusammen, wir schlugen uns durch einen fünf Kilometer breiten Korridor zwischen Amerikanern und Engländern hindurch. Mit den Resten meiner ehemaligen Abteilung erreichte ich die Verteidigungsstellung im Harz. Deutschland war voller Blut und Feuer, die Städte lagen in Trümmern, Tausende Kriegsgefangene verstopften die Strassen.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Zu diesem Zeitpunkt des Krieges müssen wir einander sehr nahe gewesen sein. Aber unsere weiteren Wege verliefen unterschiedlich. Ihnen stand die Niederlage bevor. Wir verspürten eine unbeschreibliche Hoffnung inmitten des Chaos. Im Lager Langenstein ging es anders zu als in Buchenwald, wo der Einsatz der Häftlinge – der kommunistischen und der anderen – es ermöglicht hatte, die NS-Organisation auszuhöhlen. In Langenstein hatte der Zusammenbruch des Reiches die SS-Wärter noch unerbittlicher gemacht. Vor dem Morgengrauen mussten wir zum Appell antreten, und mit dem Knüppel in der Hand trieben die SS-Leute all jene zusammen, die sich zu drücken versuchten. Die Häftlinge untereinander beglichen alte Rechnungen, die Auseinandersetzungen waren von einer unvorstellbaren Brutalität. Ich schwebte zwischen Leben und Tod, mein Geist trübte sich. Doch auch bei uns zerfiel die Lagerorganisation und irgendwann gab es keine Appelle mehr – das bedeutete das Ende der SS-Kontrolle über das Lager.

Am 9. April rückte zum ersten Mal niemand mehr zur Arbeit aus. Die Gerüchte überschlugen sich. Es hiess, das Lager solle mit einem Flammenwerfer niedergebrannt werden, die Häftlinge sollten vergast oder in einen mit Sprengstoff gefüllten Stollen gebracht werden. Ich fürchtete einen Bombenangriff der deutschen Luftwaffe. Glücklicherweise kam er nicht.

### **AUGUST VON KACENECK**

Nicht ein Mann meiner Truppe liess mich in diesem Wettlauf mit dem Unausweichlichen im Stich. Ich erinnere mich allerdings, dass wir auf Soldaten stiessen, die entlang eines Weges aufgehängt worden waren mit einem Schild um den Hals: «Ich habe den glanzvollen Tod nicht gewollt, jetzt habe ich einen Tod in Schande bekommen.» Die Männer waren unterwegs der Feldgendarmerie in die Hände gefallen. Und dann sah es schlimm aus für jeden, der keinen Marschbefehl vorweisen konnte. Er wurde ohne Erbarmen festgenommen, egal welchen Dienstgrad er hatte, und exekutiert.

Unsere Truppe profitierte von dem, was ein amerikanischer Historiker als «Zusammenhalt kleiner Einheiten» bezeichnet hat: Alle kannten sich, standen zusammen, schworen, sich nicht im Stich zu lassen. Diese Haltung ist ansteckend, auch für die einfachen Soldaten. Das wurde an der Ostfront deutlich, wo die Angst vor den Russen unser beständiger Antrieb war. Aber auch im Westen, im Harz, habe ich an nächtlichen Beratungen der Führung teilgenommen, bei denen Pläne für einen Gegenangriff auf die Amerikaner geschmiedet wurden, als hätten wir noch zehn Jahre Krieg vor uns.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Auflösung der Truppe beginnt nicht unbedingt angesichts der Niederlage, in Erwartung von Tod und Leiden. Das ist das tägliche Brot des Soldaten. Aber wenn die Männer spüren, dass ihre Vorgesetzten sie im Stich lassen oder handlungsunfähig sind, sodass sie unverzeihliche Fehler oder Ungerechtigkeiten begehen, dann ist alles möglich, auch in einer so straffen Organisation wie der Fremdenlegion. Ich habe erlebt, dass Männer desertiert sind. Ich meine nicht die, die am Anfang gehen, weil sie der Mut verlässt. Wenn der Legionär in seine Einheit aufgenommen ist, von den Ranghöheren und den Unteroffizieren angeleitet wird, fügt er sich in den Korpsgeist ein. Dann muss schon ein schwerwiegendes Ereignis eintreten, damit dieses Band reisst. Zum Beispiel ein Irrtum des Kommandanten.

In Indochina kannte ich in einem Zug, der neben meinem lag, einen Unteroffizier, von dem es hiess, er sei ein ehemaliger Wehrmachtsangehöriger. Eines Tages beging sein Zugführer einen eklatanten Fehler. Er weigerte sich, das zuzugeben, und ohrfeigte stattdessen seinen Untergebenen vor aller Augen. In derselben Nacht desertierte der deutsche Unteroffizier mit zwei Maschinengewehren und schloss sich der Vietminh an. Dort bekam er ein Kommando. Dieser Elitesoldat hat uns schwere Verluste zugefügt. Und das alles, weil man seine Ehre verletzt hatte.

Aber erzählen wir uns, wie wir die letzten Kriegstage erlebt haben.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Die Flucht mit meinen Männern quer durch Deutschland endete in Wernigerode, fünfzig Kilometer von Halberstadt entfernt im Nordharz. Wir versteckten uns zuerst in den riesigen Wäldern

dieses Mittelgebirges, die so dicht sind, dass niemand dorthin vorzudringen vermag. Die Amerikaner hatten keine Lust, sich hineinzuwagen, weil ihnen das nur unnötige Verluste beschert hätte. Der Krieg war praktisch zu Ende. Sie wussten, dass sich in dem Wald lauter Deutsche befanden, die zum Endkampf entschlossen waren, vor allem Divisionen der Waffen-SS, die nichts mehr zu verlieren hatten. Ich erinnere mich an ein Detail: Wenn die SS-Leute uns grüssten, streckten sie nicht mehr den Arm aus, sondern hoben die Hand an die Mütze, und einige Offiziere sagten zu uns: «Nun ist der Krieg vorbei und wir können uns unter Offizieren wieder so grüssen, wie es in allen Armeen der Welt üblich ist.»

Wir kämpften gegen vier Armeen gleichzeitig, erfüllt von dem Stolz, vor den Gesetzen der Ehre nicht versagt zu haben. Wenigstens glaubten wir das. Eines Tages erhielten wir den Befehl, mit dem Panzer die kleine Stadt Braunlage zu erkunden und zu schauen, ob die Amerikaner schon eingetroffen waren. Dort habe ich aus dem Geschützturm meines Panzers zum letzten Mal auf verstörte Soldaten gefeuert. Sinnloser Endkampf.

Am 20. April hörte ich Goebbels' Rede zum Geburtstag des Führers. Er versuchte die Niederlage noch als Sieg darzustellen, als Sieg der Treue der Deutschen zu ihrem Führer. Von da an glaubten wir nicht mehr daran und hatten nur noch einen Gedanken im Kopf: nach Hause zurückzukehren. Doch wir mussten der Versuchung widerstehen. Noch nach dem 10. Mai 1945 gab es Kriegsgerichtsverfahren, die mit Todesurteilen wegen Fahnenflucht endeten.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

An welchem Tag genau haben Sie die Uniform ausgezogen?

## **AUGUST VON KAGENECK**

Um den 25. April herum hat der Kommandant unserer Kampfgruppe, Gerd von Fallois, ihre Auflösung angeordnet. Der Befehl lautete ganz einfach: Jeder für sich und Gott für alle! Fallois, Max von Daniels und ich wollten uns in das seit zwei Wochen von den Alliierten besetzte Wernigerode durchschlagen. Fallois hatte vor dem Krieg einen Teil seiner Studienzeit dort verbracht und kannte eine Arztfamilie, bei der er damals gewohnt hatte. Unser Plan sah vor, dass wir uns mit der Hilfe des Arztes im Krankenhaus aufnehmen lassen wollten, um so der Gefangenschaft zu entgehen.

Bei Nacht passierten wir die amerikanischen Linien und gelangten zum Haus des Arztes. Wir klingelten, eine der Töchter öffnete. Sie erklärte uns, dass wir nicht bleiben könnten: Jeder Deutsche, der Soldaten der Wehrmacht versteckte, wurde erschossen. Immerhin erlaubte sie uns, ein heisses Bad zu nehmen und uns frisch zu machen, und am nächsten Morgen gab ihr Vater uns falsche Papiere für die Aufnahme ins Krankenhaus.

Unsere Uniformen und Waffen hatten wir im Wald zurückgelassen. Ich hatte nur eine Pistole zu meiner Verteidigung und ein paar Konservendosen behalten. Unser Verhalten war nicht sehr ruhmreich, aber wir wollten unsere Haut retten. Als am 30. April die Nachricht bekannt wurde, dass Hitler sich in seinem Berliner Bunker eine Kugel in den Kopf gejagt hatte, lag ich im Bett zwischen Verwundeten, offiziell krank, und erlebte eine unglaubliche Szene. Der Krieg war immer noch nicht vorbei. Der Deutschlandsender Berlin sendete noch. Er brachte immer noch jeden Tag den Wehrmachtsbericht, den offiziellen Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht über den Fortgang der Kämpfe. An dem Tag kün-

digte der Deutsche Rundfunk mit Fanfarenstössen eine Sondermeldung an: «Aus dem Führerhauptquartier wird gemeldet, dass unser Führer Adolf Hitler heute Nachmittag, bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, für Deutschland gefallen ist.»

Im Krankensaal herrschte Fassungslosigkeit. Alle erhoben sich, die Verwundeten standen aus ihren Betten auf und nahmen Habachtstellung an. Ich blieb liegen und drehte mich zur Wand, damit man mir die Erleichterung nicht ansah.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich war ebenfalls im Krankenhaus, bei den Amerikanern, für eine Rosskur nach zwanzig Monaten im Lager.

Mehrere Wochen lang bekam ich Nahrung über Infusionen, dann mit einem kleinen Löffel. Später habe ich erfahren, dass ich einer von dreissig Überlebenden eines Transports von tausend Häftlingen war. Die Behandlung brachte mich wieder auf die Beine, und bei der Entlassung zwei Monate später war ich beinahe schon aufgedunsen. Innerhalb weniger Wochen hatte ich dreissig Kilo zugenommen. Ich erinnere mich noch an meine ersten Schritte ausserhalb des Krankenhauses. Alles kam mir unwirklich vor. Wenn ich Deutsch hörte, zuckte ich zusammen. Aber wen sollte ich hassen? Die Strassen waren voll von den grauen Gestalten der Kriegszeit.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Zu der Zeit war ich ein besiegter Soldat und wurde gejagt. Die Rote Armee stellte eine tägliche Bedrohung dar. Am 4. Juli besetzte sie das Krankenhaus, in dem ich mich verbarg. Es gelang mir, einen Zug nach Westdeutschland zu bekommen, und ich lan-

dete bei einer Cousine, die – Ironie des Schicksals – alliierte Offiziere beherbergte. Ich traf meinen Bruder Clemens wieder, den die Briten kurz zuvor freigelassen hatten. Die Engländer verhielten sich ausserordentlich ritterlich mir gegenüber. Sie baten mich zum Essen an ihren Tisch. War es nur Höflichkeit gegenüber dem Gegner? Sie beschäftigte wohl etwas anderes. Sie bedrängten mich mit Fragen: Was für Waffen hatten die Sowjets, wie sah ihre Taktik aus, wie war es um die Moral ihrer Soldaten bestellt und so weiter. Zu dem Zeitpunkt war nicht ausgeschlossen, dass der Krieg gegen Stalin weitergehen würde.

Schliesslich kamen wir mit einem Offizier zusammen, dem *town major* von Bonn, der eine Vorliebe für Moselwein hatte. An jedem Wochenende fuhr er an die Mosel und füllte seine persönlichen Vorräte auf. Über die Moselregion erzählte man sich schlimme Geschichten: Die Franzosen verhafteten rigoros jeden, auch Soldaten, die offiziell von den Engländern freigelassen worden waren, damit sie ihr Land wieder aufbauten. Der Offizier schlug meinem Bruder und mir vor, er könne uns an den Kontrollposten vorbei nach Blumenscheidt bringen. Am 8. August 1945 standen wir vor unserem Elternhaus. Ich sehe noch meine Mutter hinter dem Eingangstor im Garten, verblüfft, um nicht zu sagen erschrocken über das englische Auto vor dem Tor.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Haben die alliierten Offiziere Sie immer gut behandelt?

## **AUGUST VON KAGENECK**

Ich kann ihnen nur einen Vorwurf machen, und der hängt mit der Behandlung meiner Schwägerin Lilly zusammen. Mein Bruder leitete damals eine Militärschule in der Region Bergen. Er

und seine Frau wohnten bei einem Zahnarzt in der Stadt. Meine Schwägerin war schwanger, als die Alliierten kamen, und ohne Rücksicht auf ihren Zustand jagten die französischen Offiziere sie aus dem Haus und nahmen ihre Wohnung in Beschlag. Sie verliess die Stadt mit einem Flüchtlingstreck, und zwei Dörfer weiter bekam sie ihr Kind, inmitten russischer und polnischer Kriegsgefangener. Ich überlasse es Ihrer Fantasie, sich die Umstände auszumalen.

Nach der Kapitulation lernten wir die französische Besatzungsmacht kennen. Wittlich wurde wieder Garnison und wie 25 Jahre zuvor wehte die Trikolore auf dem Marktplatz. Nur dass wir diesmal nicht den Hut davor ziehen mussten. Die französischen Soldaten waren nicht sehr diszipliniert. Sie mussten sich um jeden Preis Nahrungsmittel beschaffen. Für uns war es Alltag, dass eine Kommission unsere besten Tiere requirierte. Sogar Tafelsilber und Bettwäsche, die meine Mutter vor dem Ersten Weltkrieg in Paris gekauft hatte, nahmen sie mit unter dem Vorwand, sie seien während der Besatzung gestohlen worden. Immerhin brachte uns zwei Jahre später ein Offizier alles zurück, es fehlte nicht ein Stück: Sie hatten es im Offizierskasino verwendet.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Meine Rückkehr ins Leben gestaltete sich vollkommen anders als Ihre. Es war im April 1945. Ein Transport mit Überlebenden brach nach Paris auf. Wir fühlten uns wie betrunken: Es wurde gelacht, laut geredet ... Vor dem Zugfenster sah ich die Szenen des deutschen «Exodus». Ich empfand nichts, mein Geist war wie in Watte gehüllt. Aber an der französischen Grenze löste sich die Erstarrung auf einmal – wir waren in Frankreich. Wer empfindet



heute noch so heftige Gefühle wie wir damals bei dem Wort Frankreich? Wir pressten die Gesichter an die Scheibe. Im Verlauf der Reise erfuhr ich, was sich in den zwei Jahren verändert hatte. Auf jedem Bahnhof begrüßten uns Schaulustige und überschütteten uns mit Geschichten und ein wenig konfusen Erzählungen.

Ich wollte meine Familie nicht von Paris aus benachrichtigen. Meine Eltern hatten in einem Brief erfahren, dass ich noch am Leben war, aber sie wussten nicht, wann ich wieder daheim sein würde. Ich habe Gefühlsausbrüche nie gemocht, tränenreiches Wiedersehen auf einem Bahnsteig inmitten lauter fremder Menschen. Das Schweigen erschien mir als das einzige Leintuch, das für unser Totenhaus passend war.

Aber erst kam noch die Fahrt von Paris nach Bordeaux. Mit weit aufgerissenen Augen sog ich jeden Anblick ein, den mein Land mir bot. Die Silhouetten der Frauen waren für mich wie Erscheinungen, nachdem ich zwei Jahre nur Ungeziefer und Flöhe um mich gehabt hatte. In meiner Häftlingskleidung aus grobem blauem Stoff stieg ich am Bahnhof Saint-Jean aus. Bordeaux: der schwache Geruch des Flusses, die von Russ und Schlamm geschwärzten Fassaden... In Thüringen hatte ich geglaubt, dass ich die Stadt nie wiedersehen würde, und nun, zwei Monate nach meiner Befreiung, war jeder Schritt auf dem Pflaster wie eine Rückkehr an die Oberfläche der Welt.

Am Anfang der Rue de la Verrerie blieb ich stehen. Meine Eltern waren nicht informiert, aber ich wollte sie so schnell wie möglich wiedersehen. Der Gedanke an sie hatte mich in Buchenwald aufrecht gehalten. Die Kanzlei meines Vaters befand sich im Erdgeschoss mit Fenstern zur Strassenseite hin. Ich klopfte an die Scheibe und er drehte sich um. Er sah mich und brach in Tränen aus.

Einen Augenblick später lag ich in seinen Armen, und dann umarmte ich meine Mutter, meinen Bruder, seine Frau und meine Nichten. Ich hob eine Flasche Bordeaux an die Lippen und trank. Das Glücksgefühl konnte die Distanz zwischen uns nicht ganz überbrücken, aber es riss uns mit wie ein Wildbach. Ich ging in mein Zimmer hinauf. Ein Bildnis von Marschall Pétain lag im Regal, aus Enttäuschung über den Sieger von Verdun hatte mein Vater es abgehängt. Wütend packte ich es und zerriss dieses Gesicht, das für mich Zugeständnisse und Unterwerfung unter Nazi-Deutschland symbolisierte.

Doch die Heimat, in die ich zurückgekehrt war, gefiel mir nicht mehr. Der Südwesten, den ich Anfang Mai 1945 wiederfand, war im September 1944 von der deutschen Besatzung befreit worden. Die Menschen hatten sehr unterschiedlich stark gelitten. In Campsegret hatte sich der Pfarrer im Sommer 1944 freiwillig als Geisel angeboten, um der Bevölkerung Repressalien zu ersparen. Nach Angriffen von Widerstandskämpfern hatte es Exekutionen als Racheakte gegeben. Nun spazierten in Bordeaux wie in vielen anderen französischen Städten Aufschneider herum, die sich wie Sieger gebärdeten, obwohl sie nur einen höchst bescheidenen Anteil am Sieg hatten. Natürlich hatten manche tapfer Widerstand geleistet, hatten mit den alliierten Truppen gekämpft, aber insgesamt schien es mir, dass Frankreich den Sieg zu einem herabgesetzten Preis bekommen hatte. Mich stiessen die Maulhelden ab, die nun als glühende Gaullisten auftraten und mir von ihren Heldentaten erzählten, während ich sie als Pétain-Anhänger verlassen hatte. Ich fühlte mich meinem Schwager näher, der im Gefängnis gesessen hatte, weil er im Juli 1944 zur Miliz geraten war. Er hatte bei dem abenteuerlichen Unterfangen wenigstens sein Leben riskiert.

Und dann erlebte ich, dass das Land begierig war, zu einem Leben im Überfluss zurückzukehren. Es gab noch Lebensmittelkarten, der Schwarzmarkt florierte... Ich resignierte.

### **AUGUST VON KAGENECK**

In Deutschland hatte jeder im Krieg seinen Teil an Ruhm und Opfern mitbekommen. Wir hatten grossen Respekt vor den Menschen in den Städten, die bis in die letzten Kriegsstunden hinein schreckliche Bombenangriffe ertragen mussten. Im Juli 1943 wurde Hamburg drei Tage lang pausenlos bombardiert. Danach lief ich durch die Strassen, überall roch es nach Tod. Ich habe noch den furchtbaren Gestank von verbranntem Fleisch in der Nase. In Berlin habe ich erlebt, wie jeden Tag und jede Nacht Bomben fielen. Front und Hinterland waren praktisch nicht mehr zu unterscheiden. Der Krieg war wirklich total, genau wie Goebbels es «versprochen» hatte.

Als die Kämpfe im April 1945 aufhörten, überwog das Gefühl des Glücks. In die Erleichterung mischte sich indes der Schmerz, dass alles vergebens gewesen war. Der Einsatz von fünf Jahren, die grossen Siege in Frankreich und der Sowjetunion, all die Opfer, die vielen Toten – umsonst. Und dann, einige Wochen später, brachten Presse und Rundfunk erste Enthüllungen über die Judenvernichtung. Ich wurde mit der Kehrseite unseres grandiosen Heldenepos konfrontiert. Nach der Niederlage mussten wir noch die Last der Schuld tragen.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich war mehr als einmal in der Position des Besiegten, im Juni 1940 und später in Indochina. Ich weiss, wie man sich fühlt, die Mischung aus Niedergeschlagenheit, Resignation, aber auch

Stolz. Jeder spürt in sich den ungeheuren Wunsch weiter zu kämpfen.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Alles um uns war vernichtet, zerstört. Ich erinnere mich an die Heimfahrt mit meinem Bruder Clemens, auf einem Lastwagen, der mit den Habseligkeiten eines Flüchtlings beladen war. Wir fuhren durch eine Mondlandschaft. Nicht ein Gebäude stand noch. Die Katastrophe hatte ein solches Ausmass, dass wir nicht einmal zum Nachdenken kamen. Wir waren buchstäblich am Boden zerstört, seelisch und körperlich, durch eine so gewaltige Tragödie, wie es sie nie zuvor in unserer Geschichte gegeben hatte. Es war das Ende eines Albtraums.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Geschichte richtet immer nur die Besiegten. Ich habe die Demütigung mehrmals erlebt: im Juni 1940, später in Indochina, und ich verwende bewusst das Wort Demütigung, weil wir in dem Augenblick, als die Kämpfe endeten, 1954, nicht vollkommen geschlagen waren. Bis zum Ende hat die französische Armee tapfer gekämpft und einige Siege davongetragen, trotz der Katastrophe von Dien Bien Phu. Und dann habe ich unseren schändlichen Rückzug aus Algerien erlebt, allerdings nicht unmittelbar, weil ich im Gefängnis sass, als das Abkommen von Evian geschlossen wurde. In meiner Gefängniszelle habe ich mir in der Fantasie ausgemalt, was in dem Land vor sich gehen mochte, nachdem Frankreich die «harkis», seine Waffenbrüder, aufgegeben und sie der FLN überlassen hatte, die unter ihnen wütete.<sup>2</sup> Ich halte nicht viel von internationalen Tribunalen: Die Sieger verantworten sich dort nie.

## *Nach dem Krieg*

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

*Die Trauer um den Krieg*.. Ich kenne keine bessere Bezeichnung als diesen Romantitel des vietnamesischen Schriftstellers Bao Ninh. Er schreibt: «Die Trauer um den Krieg im Herzen eines Soldaten ist ähnlich wie die Trauer um eine Liebe: Es ist eine Sehnsucht nach der Not der dunklen Stunden, als es nichts Nebensächliches gab, und hie und da eine unendliche Traurigkeit angesichts einer Welt, die er nicht mehr kennt.»

Ich hatte zuviel erträumt. Im Lager war Frankreich für mich das Land der biblischen Verheissung gewesen, in dem Milch und Honig fliessen. Umgeben von Stacheldrahtzaun hatte ich Männer kennen gelernt, die ihre Freiheit für die Freiheit anderer Männer hingegeben hatten. Aber der Alltag in jener Zeit, der Alltag des Friedens im Jahr 1945, rechtfertigte diese Gabe nicht.

In mir kämpften zwei gegensätzliche Gefühle. Auf der einen Seite war ich von einem Lebenshunger erfüllt, der sich durch nichts stillen liess: Ich wollte durch die Wälder streifen, mich in den Bächen abkühlen, von der Wüste und den Tuareg träumen oder von den Flüssen und den Pavillons-Noirs, den chinesischen und vietnamesischen Kämpfern, ich wollte wie der Dichter alle Frauen besingen, die wir hätten haben können und denen wir uns doch nicht zu nähern wussten ... Ich war ein Überlebender und ich wollte leben. In jenem ersten Sommer der Freiheit habe ich viel

gelacht, ein Lachen, das, wie man sagt, manchmal die Höflichkeit der Verzweiflung ist. Doch von einer Stunde zur anderen riss mich die Gewalt der Erinnerungen fort. Die Deportation war eine schwarze Sonne, die die Maulhelden, die ich erwähnt habe, zu Hampelmännern werden liess, mit kleinlichen Wünschen, kleinlichem Betragen, kleinlichen Gedanken ...

Es dauerte lange, bis ich mein Gleichgewicht wiederfand, sofern ich es überhaupt jemals wiedergefunden habe. Tief in meinem Inneren trage ich eine offene Wunde. Die Deportierten, die Gefolterten und die misshandelten Kinder leiden an einer Verletzung, die nichts heilen kann: Ihre Unversehrtheit wurde zerstört. Die Demütigung verschwindet nicht mit dem Frieden. Sie nagt im Kopf wie der Rost am Eisen: langsam, unerbittlich. Bei meiner Rückkehr aus Deutschland musste ich mein Leben auf Trümmern in meinem Inneren neu aufbauen. In solchen Situationen denkt niemand wirklich nach, man muss ohne Selbstmitleid voranschreiten.

## **AUGUST VON KACENECK**

In Deutschland war das Kriegsende ein kaltes, schreckliches Erwachen. Das Land lag in Schutt und Asche, wir stürzten uns in die gewaltige Arbeit des Wiederaufbaus, um nicht zu viel an das Geschehene zu denken. Einige Wochen lang habe ich im Stadtzentrum von Wittlich, das durch amerikanische Bombenangriffe zerstört war, Trümmer weggeräumt. Seite an Seite mit meinen Landsleuten schob ich Schubkarren mit Steinen. Alle krepelten die Ärmel hoch und wir packten gemeinsam an. Die Fragen kamen erst später. Ich hatte keine freie Stunde. Mit meinen beiden überlebenden Brüdern arbeitete ich auf dem Gut meines Vaters. Da wir

nichts anzuziehen hatten, trugen wir immer noch unsere Uniformen, ohne Abzeichen und braun gefärbt, als könnten wir uns nur schwer von unserer jüngsten Vergangenheit losreißen. Die Früchte unserer Arbeit in Blumenscheidt kamen hauptsächlich den französischen Besatzern zugute, die unsere Erzeugnisse requirierten. Holz fehlte, wir schlotterten vor Kälte.

Ich fand Arbeit auf einem Bauernhof in Luxemburg. Das war verboten, und als ehemaliger Offizier der Wehrmacht musste ich mich einmal im Monat bei der französischen Gendarmerie in Wittlich melden. Ich wechselte also illegal über die Grenze. Einmal wurde ich erwischt, festgenommen, vor ein Militärtribunal gestellt und zu zwanzig Tagen Gefängnis verurteilt. Meine Gefängniszelle in Trier teilte ich mit zwei alten Nazis. Dort, in der Abgeschiedenheit, begann ich, über den Krieg nachzudenken, «meine Gewissenserforschung» habe ich das immer genannt. Es waren noch keine Bücher über den Krieg erschienen, aber ich verschlang die Zeitungen, die jeden Tag neue Enthüllungen über das ganze Ausmass der Katastrophe brachten und schilderten, was in den Vernichtungslagern wirklich geschehen war.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich fühlte mich nicht wohl in der Nachkriegsatmosphäre und suchte auf der Militärakademie in Saint-Cyr und dann bei der Fremdenlegion die Kameradschaft, die ich im Widerstand und in Buchenwald kennengelernt hatte. Die Fremdenlegion ist darauf eingeschworen, Männer ohne Wurzeln aufzunehmen, die einen Strich unter ihre Vergangenheit ziehen wollen. Das traf für mich zu. Ich stürzte mich blindlings in diese Welt mit ihren eigenen Gesetzen, eigenen Verhaltensregeln und Bindungen.

Bei der Abreise nach Indochina begleitete mich einer meiner

Häftlingskameraden, Lucien Prudhomme, zum Kai im Hafen von Marseille. Im Stollen von Langenstein hatten wir gemeinsam die schlimmste Not durchlitten. Hier, auf der Anlegebrücke, gebärdeten wir uns übermütig wie Kinder. Die seelischen Verletzungen hatten seine Demut, seine innere Kraft nicht beschädigt. Doch auf dem Weg zu dem Platz, wo mein Schiff lag, wurde er auf einmal blass. Er hatte deutsche Legionäre gehört, die sich etwas zuriefen. Er fragte mich: «Und du wirst all diese Deutschen befehligen?» Zunächst schwieg ich verwirrt, denn diesen Gedanken hatte ich seit einigen Tagen innerlich weggeschoben. Dann antwortete ich: «Jetzt gibt es keine Deutschen mehr, nur noch Männer.» Ich fühlte mich wie aus einem Schraubstock befreit. Als hätte es mir die Legion ermöglicht, reinen Tisch zu machen. Der Horizont war nun wieder frei: Wenn diese Männer mit dem weissen Käppi eine Zukunft ins Auge fassen konnten, dann konnte ich mit meiner Vergangenheit abschliessen.

Noch heute fragen mich die Menschen nach Vorträgen oft: «Sie haben unter der totalitären Herrschaft der Nazis gelitten, unter der Gestapo ... Wie konnten Sie mit den Deutschen zusammen in der Legion dienen?» Ich antworte dann, dass ich im Konzentrationslager Kameraden hatte, die viel mehr und viel länger gelitten hatten als ich. Es waren Deutsche. Hitlers erste Opfer waren Deutsche.

## **AUGUST VON KACENECK**

Die Deutschen blickten nur nach vorn. Angesichts einer allzu schmerzlichen Vergangenheit wollten sie eine Zukunft mit Versöhnung und europäischer Einigung.

1948 arbeitete ich als Journalist bei einer Zeitung in Bad Kreuznach und nahm an einem europäischen Jugendmarsch nach



Strassburg teil, zusammen mit Hunderten junger Deutscher, Belgier, Franzosen und Holländer. An der Spitze unserer Delegation stand ein junger Politiker der Christdemokraten, Helmut Kohl, der spätere Bundeskanzler. Wir wurden von Politikern empfangen, die sich für die europäische Einigung einsetzten, allen voran der Belgier Paul-Henri Spaak. Ich erinnere mich, dass an jenem Tag symbolisch die Grenzschraken niedergedrisen wurden.

Wir hofften darauf, dass die Zeit die Wunden heilen würde. Vom Krieg sprachen wir nicht. Niemand wagte von seinen Taten zu erzählen oder seine Orden zu zeigen. So zahlreich die Kriegsveteranen waren, sie schwiegen. An Kleinigkeiten – der Art, wie sich jemand bewegte, einem Blick – erkannte ich die Schicksalsgefährten. Der Krieg hatte seine Spuren in den Gesichtern und an den Körpern hinterlassen. Es dauerte keine zehn Jahre, bis die Männer wieder zusammenfanden, die eine unbeschreibliche Vergangenheit teilten.

Die alten Kameraden meiner Division trafen sich ab 1953 wieder. Solche Zusammenkünfte fanden sehr diskret statt, in einer dunklen Braustube in Wien oder München, manchmal in einem Kloster oder einem Landgasthof. Wir wollten nicht, dass man uns der Sehnsucht nach den alten Zeiten verdächtigte oder der Gelüste nach einem neuen Anschluss. Doch immer eröffneten wir ein solches Treffen damit, dass wir aufstanden und das Panzerlied sangen, das Kampflied der Panzertruppen. Unvermeidlich zogen die Treffen auch Elemente an, mit denen wir nichts zu tun haben wollten. So fand ich mich eines Abends in einer Münchener Braustube neben Ernst Otto Remer wieder, dem ehemaligen Kommandeur des Wachbataillons Grossdeutschland in Berlin, der die Verschwörung im Juli 1944 zerschlagen hatte und Stauf-

fenberg im Bendlerblock erschossen liess. Wie ich hatte ganz Deutschland Schwierigkeiten, mit der Vergangenheit ins Reine zu kommen, ehrenhafte Männer und Schweinehunde zu unterscheiden. Hatte das Land die Möglichkeit und den Mut dazu?

## *Unsere Geschichte*

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich habe mich lange von Kameradschaftstreffen, Gedenkfeiern und Erinnerungsrunden fern gehalten. Ich ging ganz in der Leidenschaft auf, die der Indochinakrieg für mich bedeutete, und dann kämpfte ich in Algerien. Ich lernte meine Frau kennen, wir heirateten und bekamen vier Kinder. Mit Haut und Haar im Einsatz zu leben war vielleicht eine Reaktion auf den Riss, den die Deportation bedeutete. Ich wollte immer, dass das Leben siegt.

Allerdings hat mich, als ich wieder im Gefängnis war, meine Vergangenheit getroffen wie ein Bumerang. In den sechs Jahren Haft war ich mit meiner Geschichte eingesperrt. In gewisser Weise war die Erinnerung an die Zeit im Lager sogar schlimmer als seinerzeit die direkte Erfahrung. Ich war auf der Hut. Bis Ende der Siebzigerjahre konnte ich niemandem von meinen Jahren in Deutschland erzählen. Als ich zum ersten Mal darüber gesprochen habe, bin ich nicht weiter als bis zum Lagertor von Buchenwald gekommen ... Meine Erinnerungen waren lauernde Bluthunde: Wenn ich um die Ecke bog, stürzten sie sich auf mich. An jenem Abend habe ich das Gespräch abrupt unterbrochen und bin aus dem Zimmer gegangen.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Manche Wunden verheilen nie.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Durch jenes schreckliche Paradox, das die Intensität der menschlichen Natur ausmacht, hat mir die Zeit im Lager viel gebracht. Ohne Buchenwald und Langenstein wäre ich ein anderer Mensch. Ich sagte schon, dass die Zeit im Lager mir meine Vorurteile ausgetrieben hat. Ich habe gelernt zu zweifeln. Ich habe die unendliche Vielfalt der Menschen erfahren, unabhängig von Rasse und Kultur. Diese Erfahrung hat mir in meinem Soldatenleben viel genützt.

Und noch heute hilft mir der Kompass, den ich damals erworben habe. Ich werde der anderen Menschen nie überdrüssig, bekomme gar nicht genug von Freundschaft, Wissen, von ihrer Würde und Unwürdigkeit. Ich habe noch immer den unstillbaren Drang, dass ich verstehen will. Auch mit achtzig erlebe ich Begegnungen noch genauso intensiv wie nach der Rückkehr aus Buchenwald. Und es ist für mich immer eine grosse Befriedigung, wenn ich Menschen treffe, die dieselben Prüfungen erlebt haben wie ich. Niemand kann das Feuer löschen, das uns verbindet.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Die Begegnungen mit den alten Kameraden regen unser kollektives Gedächtnis an. Der Austausch, die Mitteilungsblätter haben uns vieles bewusst gemacht und den Wunsch gefördert, mehr zu erfahren. Und dann kam die Zeit der Wiedergutmachung ...

Aussöhnung darf nichts Einseitiges sein. Es war mir wichtig, Kontakt zu dem Mann aufzunehmen, der meinen Bruder Erbo

1942 über Tobruk abgeschossen hat. Dabei half einer jener Zufälle, die das Leben für uns bereithält. 1984 flog ein Kamerad aus Erbos Staffel, ein Mann namens Rosenberg, mit einer Linienmaschine von Japan nach Australien und kam mit dem Piloten ins Gespräch. Der Pilot lud ihn in seinen Club in Sydney ein, wo sich ehemalige Flieger der RAF trafen. Dort lernte er einen Offizier mit dem Spitznamen «der Killer» kennen, der offenbar auf ganz eigene Weise Flugzeuge abgeschossen hatte: von unten. Mein Bruder konnte vor seinem Tod noch erzählen, dass er auf diese Weise überrascht worden war. Wir nahmen also brieflich zu diesem australischen Flieger Kontakt auf und er bestätigte uns, dass in der Tat er meinen Bruder über der libyschen Wüste abgeschossen hatte. Ein längerer Briefwechsel folgte. Das war für uns eine Möglichkeit, dieses Kapitel abzuschliessen.

#### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Konnten Sie auch mit der Roten Armee so frei in Kontakt treten?

#### **AUGUST VON KAGENECK**

Erst einige Zeit später, seit zehn Jahren ungefähr gibt es einige Verbindungen zwischen ehemaligen deutschen und russischen Soldaten. Eine Vereinigung ehemaliger Kämpfer des 18. Infanterieregiments, das bei Rschew gekämpft hat, 200 Kilometer vor Moskau an der Wolga, in einer der blutigsten Schlachten des Zweiten Weltkriegs – mein 1941 gefallener Bruder Franz Joseph gehörte ihm an –, nahm 1991 Kontakt zu den damaligen russischen Gegnern auf und Bande wurden geknüpft. Zwischen Rschew und Gütersloh in Westfalen, einer Garnison des 18. Infanterieregiments, gibt es mittlerweile eine Städte-Partnerschaft.

Zwischen den Gymnasien findet ein Schüleraustausch statt und vor allem leisten die Bürger von Gütersloh beträchtliche materielle Hilfe. Medikamente, Schulausstattung, Möbel und vieles andere im Wert von über einer Million Mark sind nach Rschew gegangen. Im September 2002 wurde am Wolgaufer sogar ein gemeinsamer Friedhof für deutsche und russische Soldaten eröffnet.

Im Mai 2000 sind meine Frau und ich mit einer deutschen Gruppe nach Rschew gefahren. Peter, ein Sohn meines Bruders Franz Joseph, hat uns begleitet. Franz Joseph ist im Dezember 1941 in einem Dorf nicht weit von Rschew gestorben. Der Ort hat sich seit damals kaum verändert. Wir fanden das Haus, in dem er seinen Gefechtsstand eingerichtet hatte; ich traf eine Frau, die sich noch an ihn erinnerte. Und wir sahen auch die Stelle, wo ein Feldweibel meinen Bruder in aller Eile begraben hat, eine Viertelstunde, bevor die Russen in den Ort kamen.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich kehrte anlässlich des fünfzigsten Jahrestages der Befreiung von Buchenwald 1995 in das Lager zurück. Es fand ein grosser seelenloser Jahrmarkt statt, mit Reden und Würstchenbuden, für Stille und persönliche Besinnung blieb kein Raum. Zu einem Zwischenfall kam es, als einer der offiziellen Redner, der Ministerpräsident von Thüringen, in einem Atemzug die Opfer aller totalitären Regime erwähnte. Pfiffe gellten: Die Kommunisten, die eine wichtige Rolle in Buchenwald gespielt hatten, haben das nicht vergessen. Ich kehrte tief getroffen zurück, ich fühlte mich um meine Pilgerfahrt betrogen.

Dafür gehört meine Rückkehr in den Stollen von Langenstein zu den bewegendsten Augenblicken meines Lebens. Ich war nicht

darauf gefasst, dass mich der Schock so heftig treffen würde. Es war alles noch wie damals, unverändert. Der Stein hat die Erinnerung an unseren Leidensweg bewahrt, in Grabesstille. In solchen Augenblicken verschwimmt die Zeit. Zehn Jahre verschmelzen zu einer Sekunde. Ich brauchte nur die Augen zu schliessen und schon war ich um vierzig Jahre in die Vergangenheit versetzt. Ich besuchte den Ort mit meiner Frau, die mit ihrer Fröhlichkeit, ihrem Schwung und ihrer Schönheit sehr viel zu meinem Gleichgewicht beigetragen hat. In einem gewaltigen inneren Aufruhr sah ich ihre Silhouette vor der weissen Sonne von Algier und tief unten im Stollen die Leichenberge, die Bilder von meinen neugeborenen Töchtern und den gespenstischen Gestalten aus dem Krankenrevier überlagerten sich. Ich roch den Duft der Gladiolen am Kleinen See in Hanoi und ich sah das Gesicht meines Freundes vor mir, den im Delta eine Mine zerfetzt hatte. Ich hielt die Hand des lettischen Bergmannes, der mir das Leben gerettet hat und dessen Namen ich nie erfahren habe. Ich sah den Jungen, der ich einmal gewesen bin, wie er auf seinem Fahrrad die Demarkationslinie überquert. Ich nannte die Namen von Legionären, die ich im Kampf verloren hatte ... Wie bei jemandem, der einen Verkehrsunfall erlitten hat, zog mein Leben in einzelnen Bildern vor meinem inneren Auge vorüber. Ich legte diese Eindrücke am Eingang zu dem Stollen von Langenstein ab wie die Opfergaben aus Früchten und Blumen, die die Vietnamesen auf den Altären ihrer Vorfahren ablegen. So viele Kameraden mit unaussprechlichen Namen ruhten dort in der Erde. Ich war der Sohn all jener Toten...

## **AUGUST VON KAGENECK**

Mein Land lebt bis heute mit der schmerzlichen Vergangenheit, die auf ihm lastet. Es arrangiert sich damit, schwankt mit den Generationen zwischen verschiedenen Haltungen, von lähmenden Schuldgefühlen bis zu vorgeblicher Gleichgültigkeit. In unserer Zeit, wo das Absonderliche so anziehend ist, manchmal zum Schaden des Wesentlichen, haben die Grünen sogar gefordert, in jeder Stadt solle ein Denkmal für den «unbekannten Deserteur» errichtet werden.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

In Frankreich gibt es auch solche Tendenzen. Ein ehemaliger Ministerpräsident hat vor der Nationalversammlung seine Hochachtung vor den Deserteuren des Ersten Weltkriegs ausgedrückt. Was für Folgen hat es, wenn man Einsatz und Fahnenflucht auf eine Stufe stellt, denjenigen, der nur seine Haut rettet, und den anderen, der sein Leben für die Freiheit opfert?

## **AUGUST VON KAGENECK**

Glauben Sie, dass das Militär noch eine Zukunft hat?

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Heute mehr denn je. Die Mühlen der Geschichte mahlen langsam. Wie tektonische Platten wird unsere Welt durch schreckliche Kräfte bewegt, die tief im Untergrund wirken. Wenn der Vulkan ausbricht, morgen, in zehn Jahren oder vielleicht noch später, werden die Männer in Uniform, die man manchmal mit Gleichgültigkeit mustert, die ersten Bollwerke und die grossen Gestalten unserer schwankenden Welt sein.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Um sich seiner Geschichte zu stellen, hat Deutschland beschlossen, dass es nur einen einzigen «Memorial Day» geben soll, den Volkstrauertag im November. An dem Tag wird aller Toten der Kriege gedacht, der Opfer des Nationalsozialismus ebenso wie der gefallenen Soldaten der Wehrmacht. Das erfolgt nicht mit einem feierlichen Aufmarsch oder einer Truppenparade, sondern mit einer sehr nüchternen Zeremonie in Berlin, vor einer einfachen Skulptur, die eine Mutter mit ihrem Kind zeigt. Es ist eine Art Pietà, die den Schmerz symbolisiert. Deutschland kümmert sich auch um Soldatengräber in ganz Europa. Demnächst wird es einen deutschen Soldatenfriedhof in Stalingrad geben. Das ist auch Teil unserer Erinnerungsarbeit.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Erinnerung ist ein schwieriger Begriff. Ich bin skeptisch, weil sie oft selektiv ist. Bei der Erinnerung besteht die Versuchung, nur eine Seite der Dinge wahrzunehmen. Dieser bequemen Lösung zu widerstehen erfordert echten Mut. Als sich François Mitterrand vor den deutschen Soldaten und ihren Taten im Zweiten Weltkrieg verneigte, fand ich es ehrenvoll zu zeigen, dass das kollektive europäische Gedächtnis nicht halbseitig gelähmt ist. In diesen Zusammenhang gehört auch unser Gespräch.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Seine Haltung erinnert mich an Konrad Adenauer, der 1952 vor dem Bundestag feierlich seine Achtung vor den deutschen Soldaten aller Waffengattungen erklärte, die nach der hohen militärischen Tradition und den Geboten der Ehre gekämpft hatten.



«Wir sind überzeugt, dass der gute Ruf und die grosse Leistung des deutschen Soldaten trotz aller Schmähungen während der vergangenen Jahre in unserem Volk noch lebendig sind und auch bleiben werden.» Solche Worte aus dem Mund eines Mannes, den die Nazis seit 1933 verfolgt hatten, zielten nicht darauf ab, Soldaten zu rehabilitieren, die Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen hatten, sondern Adenauer wollte die moralische Einheit eines Volkes wiederherstellen, das gebrochen und geografisch geteilt war.

Ich habe persönlich diese Atmosphäre der Aussöhnung in der deutschen Kolonie in Paris mitbekommen. Dort gab es alles: ehemalige Widerstandskämpfer wie Albert Preuss, den Gewerkschafter, der sich während des Krieges in Frankreich versteckt hatte; Juden, die die Lager überlebt hatten, und ehemalige Soldaten der Wehrmacht, die aus unterschiedlichen Gründen in Frankreich geblieben waren. Meine jüdischen Kollegen haben mir, dem ehemaligen Leutnant einer Panzertruppe, am meisten geholfen; sie haben mir die Türen zu Ministerien und zur Nationalversammlung geöffnet. Ich erinnere mich nicht, dass es jemals eine Rolle gespielt hätte, was dieser oder jener im Krieg getan hat: Wir lebten in der Solidarität, dass wir alle Deutsche im Ausland waren.

Ihre Landsleute sind mir in Frankreich nie feindselig begegnet. Der Krieg rückte immer weiter weg, Deutschland weckte durch seine Dynamik und seine Aufbauleistung Bewunderung. Einziges Zeichen des Misstrauens: ein Beamter der Polizeipräfektur wurde zu meiner Überwachung abgestellt. Ich war Korrespondent von *Bild* und Mitarbeiter des *Pariser Kurier*, der Wochenzeitung für die in Frankreich lebenden Deutschen, hauptsächlich ehemalige Kriegsgefangene. Ihre Zahl belief sich auf 47'000, die

nicht zurückkehren konnten oder nicht in der DDR leben wollten.

Eines Tages sprach mich ein Mann an und erklärte mir, er habe den Auftrag, mir zu folgen, meine Telefongespräche abzuhören und meine Artikel zu überprüfen. Das ging in aller Freundschaft vonstatten, und als der Skandal um Le Troquer<sup>3</sup> ruchbar wurde, bestätigte mein «Schutzengel» mir die Affäre und versorgte mich mit Informationen, die er von seinen Kollegen erhalten hatte.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Deutschen, die ich nach dem Krieg befehligte und die ich bewunderte, haben sicher dazu beigetragen, dass ich nach und nach meine Einstellung zu Ihrem Land geändert habe. Die Offenheit unseres Gesprächs und die Bindung, die zwischen uns entstanden ist, sind der Beweis dafür. Aber meinen Peinigern verzeihen ... Jeder hat seine eigene Art und Weise, wie er mit der Vergangenheit umgeht. In dem Punkt kann man niemandem Vorschriften machen. Ich für mein Teil kam nie in die Situation zu entscheiden, ob ich meinen Kerkermeistern in Langenstein verzeihen würde oder nicht. Aber ich habe einige Male darüber nachgedacht, was ich in der Situation tun würde. Die Antwort ist nicht einfach.

Einerseits gebieten mir meine christliche Erziehung und das *Vaterunser*, das meine Mutter mich sprechen gelehrt hat, dass ich verzeihe. Auf der anderen Seite zeigt mir die menschliche Natur jeden Tag meine Grenzen, und ich finde es schwierig, den Schritt zu tun. Vielleicht hängt die Entscheidung von der Haltung des reuevollen Täters ab: Bereut er ehrlich oder nicht? Was unternimmt er, um seine Untaten wieder gutzumachen? Ich stimme

Primo Levi zu, der geschrieben hat: «Ich empfinde ein unwiderstehliches Bedürfnis nach Gerechtigkeit, aber nicht nach Rache. Einem Schuldigen zu verzeihen, der nicht bereut, ist nicht gerecht. Wenn er indes sichere Zeichen gibt, dass er nicht mehr schuldig ist, bin ich bereit zu verzeihen.»<sup>4</sup>

Die Diskrepanz zwischen dem, was ich bekommen habe, und dem, was das Leben mir aufgebürdet hat, ist das Grundgefühl meiner Existenz. Seit Buchenwald bin ich geneigt, an allem zu zweifeln, Menschen und Ideen mit Distanz und bisweilen mit Ironie zu betrachten. Diese Einstellung hat mich nicht daran gehindert, dass ich mit Leib und Seele in Indochina und in Algerien gekämpft habe, aber wie ich glaube, liess ich mich nie von der Sache verschlingen, der ich gedient habe.

Es wird das Paradox meines Lebens sein, dass ich oft auf den Vorposten der Geschichte stand, dass ich Leidenschaften und Verletzungen unmittelbar mitbekommen habe, und dass mich zugleich innerlich Fragen quälten. Das hat mir das Leben nicht eben erleichtert.

## **AUGUST VON KAGENECK**

Die Beteiligung eines Mannes an einem kollektiven Abenteuer wie dem Krieg ist ein komplexes Geschehen. Wie viel Freiheit hat er? Und wie weit lässt er sich vom Herdentrieb bestimmen? Inwieweit wird er gezwungen? Diese Fragen sind unlösbar und dennoch notwendige Voraussetzungen für das Nachdenken.

Ich bin dem Ruf meines Vaterlandes gefolgt und habe in der Armee gedient wie meine Väter vor mir. In unserem Patriotismus glichen wir durchaus unseren europäischen Nachbarn. Im Übrigen hat mich niemand in meinem Umkreis und auch nicht von ausserhalb zum Ungehorsam aufgefordert. Das enthebt mich frei-

lich nicht der Verantwortung und ich werde weiter meinen Teil davon tragen.

Ich habe den Krieg nicht von einem erhöhten Platz aus miterlebt, von wo ich die Gräueltaten und die Lager hätte überblicken können, sondern im Geschützturm meines Panzers. Mein Horizont endete an einem Wald oder einem Fluss, und meine Aussichten waren eine Kugel, eine Granatenexplosion oder ein Orden. Mir fehlte der Abstand, die Zeit, um inmitten des Unwetters eine Reflexion über die Tragödie zu beginnen, an der ich als Handelnder und auch als Mittäter beteiligt war.

Die Reflexion habe ich später geführt und über mein Verhalten und seine Folgen nachgedacht. Ich selbst habe keine Tat begangen, die gegen das Kriegsrecht verstossen hätte. Dennoch fühle ich mich mitverantwortlich für das Unrecht, das Deutschland auf sich geladen hat. Ich bin mit diesen Verbrechen durch eine Art von Solidarität verbunden, wie ein Glied in einer teuflische Kette, das nicht herausgelöst werden kann, und ich trage ihr Gewicht mit.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Wir alle wünschen uns, unser Land trüge eine weisse Weste. Aber das Abenteuer des menschlichen Lebens hat immer Flecken. Keine Kultur konnte die Gewalt des Krieges ein für allemal beseitigen, die Kulturen konnten sie nur einhegen, indem sie Uniformen schufen, Regeln für Kriegführung ersannen und einen Ehrenkodex. Aber der Krieg weckt im Menschen Eigenschaften, die ihn mit den Engeln verbinden – Edelmut und Todesverachtung –, und Triebe, die ihn mit den Tieren verbinden – Angst und Feigheit. Sie und ich, wir haben diesen inneren Kampf erlebt. Die Erfahrung lässt sich nicht weitergeben, aber man kann davon sprechen. Denn

allein die Erzählung erlaubt Verstehen, und das Verstehen, wird die künftigen Generationen voranbringen. Die Vergangenheit ist wichtig, weil sie den Schlüssel zur Zukunft in sich birgt.

Der Sinologe Simon Leys schildert in einem Bericht über eine Reise ins maoistische China ein Gespräch mit einem Vertreter der Regierung. Auf Leys» Fragen gibt der Mann stotternde Antworten und räumt schliesslich ein, dass keine geschriebene Geschichte der kommunistischen Partei Chinas existiert. Vor lauter Angst, nach jeder Säuberung und nach jedem Volkskongress müsste die Wahrheit wieder neu geschrieben werden, haben die Chinesen beschlossen, dass sie lieber gar keine Geschichte wollen. Die Geschichte lehrt, dass es keine isolierten Taten gibt, sondern immer nur Verkettungen. Ein Land ohne Geschichte wäre nicht zwangsläufig ein glückliches Land, aber es wäre sicher ein Land ohne Werte.

## *Gewissenserforschung*

### **AUGUST VON KAGENECK**

Ich habe meine ersten Bücher über meine Erinnerungen an den Krieg für meine französischen Freunde geschrieben. Ich verkehrte damals mit «Tout-Paris», wie Sie das nennen, mit den grossen Namen der französischen Gesellschaft. Philippe Héduy nahm mich zum Essen mit zu Pierre und Hélène Lazareff in Louveciennes. Anne-Marie Cazalis stellte mich Juliette Gréco vor, Guy Béart, Roland Laudenbach und Romain Gary. In diesen Kreisen

war ich der «Deutsche vom Dienst», von dem man sich erzählen liess, wie es auf dem Russlandfeldzug gewesen war.

Nach und nach veränderte sich der Blick, mit dem ich meine Geschichte betrachtete. In was für ein ungeheuerliches Unternehmen war ich da verstrickt gewesen? Und dann las ich das Buch eines lettischen Juden mit Namen Meir Levenstein über das Leid, das sein Volk erdulden musste. Das hat mir die Augen geöffnet. 1941 gefangengenommen, wurde er an die Deutschen ausgeliefert. Sein Buch, in dem er seinen Leidensweg bis zur Befreiung schildert, hatte auf mich eine ähnliche Wirkung wie das *Tagebuch der Anne Frank*. Ich musste weinen und sagte mir: «Dieser Mann hat das erduldet, weil ich einer Armee angehörte, die solche Taten ermöglicht hat.»

Diese Lektüre löste eine persönliche und spirituelle Erschütterung in meinem Leben aus, die bis heute nachwirkt. An dem Mysterium des Bösen, wie es im Zweiten Weltkrieg entfesselt wurde, bleibt eines für mich unverständlich: das Schicksal des jüdischen Volkes, des von Gott auserwählten Volkes, das uns in der gesamten heiligen Schrift geschlagen, verfolgt, unterdrückt begegnet. Warum? Ich habe viel darüber nachgedacht und sogar einen Roman geschrieben mit dem Titel *Les Maudits* (Die Verdammten). Darin schlüpfte ich in die Haut eines SS-Aufsehers in Auschwitz und versuche, in die Psychologie jener Menschen einzudringen. Doch vergebens.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Vor fünfzehn Jahren hat mich ein junger Mann aufgesucht. Ich kannte ihn nicht. Er stellte sich vor als Laurent Beccaria. Er sprach schnell, sprang von einer Assoziation zur nächsten. Obwohl er entfernt mit mir verwandt war, kam er aus einer anderen Welt, hatte er andere Bezugspunkte. Dass wir zusammenfanden,

war zunächst unwahrscheinlich, doch die Unterschiede zwischen uns sorgten dafür, dass der Kontakt bestehen blieb. Mehrere Bücher folgten, die mich zwangen, in meinem Gedächtnis zu graben, in der Auseinandersetzung mit seinen Fragen, seinen Einwänden und seinen Widerlegungen meine Erinnerungen durchzugehen. Er hat es mir ermöglicht, aus mir herauszutreten, nicht mehr eingesperrt in der Vergangenheit zu sein, sondern ihr ins Gesicht zu blicken. Wir haben nicht Anekdoten zusammengetragen, sondern wir haben gemeinsam versucht, die Bruchstücke meiner Geschichte zusammenzusetzen. Ich habe gesprochen und auf diese Weise gehofft, meinem blutigen, chaotischen Schicksal einen Sinn zu verleihen.

Diese Abenteuerreise auf Papier hat mir viel gegeben. Sie wurde sogar ins Deutsche übersetzt. Wolf Albes, ein junger Französischlehrer von ausserordentlicher Sensibilität, war von den Büchern fasziniert. Er hat sie übersetzt und in Ihrer Sprache veröffentlicht, mit bemerkenswerter Chuzpe und Selbstlosigkeit. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, wie wir in unserem Haus in der Provence an der Übersetzung gefeilt haben.<sup>5</sup> Wenn ich mir das 1944 in Buchenwald vorgestellt hätte ...

## **AUGUST VON KAGENECK**

Die Erinnerung braucht konkrete Fakten, Orte, die man aufsuchen und deren Atmosphäre man atmen kann. Mein Freund Albert Castell organisiert Reisen in diesem Sinne. 1994 fuhren wir in die Tschechoslowakei und besuchten das ehemalige Konzentrationslager Theresienstadt, das Dorf Lidice, das die Deutschen 1943 dem Erdboden gleich gemacht hatten, und Prag. Zu unserer Reisegruppe gehörte auch die Tochter eines SS-Mannes, den die

Alliierten nach dem Krieg exekutiert hatten. Ihr war es wichtig, die Orte zu sehen, an denen ihr Vater gewütet hatte. In einer anderen Gruppe trafen wir einen ehemaligen Offizier, Joseph Heyden, der drei Jahre bei der Infanterie in Russland gekämpft hatte. Er besuchte unter anderem die zu trauriger Berühmtheit gelangte Schlucht von Babi Yar in der Nähe von Kiew, wo die Einsatzgruppen der SS innerhalb von zwei Tagen 30'000 Juden ermordet haben, und er berichtete bewegend davon. Dabei baten wir die Opfer um Vergebung und erklärten: «Die grosse Masse unseres Volkes und der ehemaligen Kriegsteilnehmer bedauert zutiefst, einem Mann gehorcht zu haben, der ihren Gehorsam unter vollkommener Missachtung der göttlichen Gesetze missbraucht hat.»

Aus diesen Reisen sind zwei Bücher entstanden, in denen ich die Ereignisse schonungslos reflektiere, ohne Rücksicht auf mich und auf mein Land. In Deutschland trägt mein Essay den Titel *In Zorn und Scham*.<sup>6</sup> Dafür musste ich viel Kritik einstecken, von der deutschen Gesellschaft, von meiner Familie, denn manche wollen oder können ihrer Vergangenheit nicht ins Auge sehen.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Gewissensforschung ehrt immer den, der sie unternimmt. Es ist ein persönliches Unterfangen. An der kollektiven Gewissensforschung, die man uns alten europäischen Ländern aufgezungen hat, stört mich der Eindruck, dass jene, die sie fordern, sie nicht in den Dienst der Wahrheit stellen, sondern zu ideologischen Zwecken missbrauchen.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Das ist die Gefahr dabei. 1995 wurde in Hamburg eine Aus-



stellung über die Beteiligung der Wehrmacht an den Verbrechen des Hitlerregimes eröffnet. Zusammengestellt hatten sie der Historiker Hannes Heer und Jan Philipp Reemtsma, der Sohn eines Zigarettenfabrikanten, der seinerzeit die Nazi-Partei finanziert hatte; der Sohn wollte Wiedergutmachung leisten. Mit Dokumenten wurde belegt, wie einfache Soldaten bei Aktionen zur Judenvernichtung einen Absperrgürtel bildeten, wie unter dem Deckmantel der «Partisanenbekämpfung» Massaker unter der Bevölkerung angerichtet wurden und wie die Hälfte der russischen Kriegsgefangenen an den Folgen schlechter Behandlung starb. Der Schock war riesig. Die Ausstellung erregte die Gemüter. Wenn die Wehrmacht in die Verbrechen verwickelt war, dann hiess das, dass jede deutsche Familie darin verwickelt war, aus der mindestens ein Mitglied in der Wehrmacht gedient hatte. Als der Vorwurf aufkam, bestimmte Fotos der Ausstellung seien manipuliert, liess Reemtsma die Ausstellung von einer Historikerkommission überprüfen. Diese sprach die Ausstellungsmacher vom Vorwurf der Manipulation frei, kritisierte jedoch sachliche Fehler und manche Pauschalisierungen. Nach einer gründlichen Überarbeitung ist die «Wehrmachtsausstellung» nun wieder zu sehen.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Dient die verbissen praktizierte Reue der Aufklärung, ist sie wirklich eine «Reinigung der Erinnerung», oder trägt sie nicht im Gegenteil dazu bei, dass unsere Wunden wieder schmerzen und wir deprimiert sind?

### **AUGUST VON KACENECK**

Wenn die Gewissensforschung ehrlich betrieben wird mit dem Anliegen, Frieden zu schaffen, dann kann sie wohltuend

sein. Was ich über die Vergangenheit meines Landes gesagt habe, kam mich teuer zu stehen: ein langer Streit mit meinem Bruder, vernichtende Kritik in Deutschland. Trotzdem fühle ich mich jetzt ruhiger. Das Bereuen ist ein innerer Prozess, um zur eigenen Wahrheit zu finden.

Das wurde mir erneut im letzten Oktober deutlich, als ich mit einer Gruppe Deutscher unter Leitung meines Kameraden Castell nach Oradour-sur-Glane gefahren bin. Es war die erste derartige «Pilgerfahrt» einer Vereinigung ehemaliger deutscher Kriegsteilnehmer. Robert Hébras, ein Überlebender des Massakers, das die Division «Das Reich» im Juni 1944 dort verübt hatte, führte uns durch das Dorf. Unsere Gruppe stand in der Kirche, in der die Dorfbewohner gestorben waren, auf dem Friedhof und vor der Gedenktafel. Sie wurde vom Bürgermeister empfangen und überreichte ihm Brot, Wein und Salz, alte biblische Symbole der Versöhnung. Einige sammelten Eicheln von dem Baum, der in den Ruinen der Kirche wuchs, um sie zu Hause einzupflanzen. Ein einziges Wort fasste unsere Eindrücke zusammen: Befreiung. Mit einem ganz eigentümlichen Gefühl des Friedens kehrte ich nach Paris zurück.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Kein Mensch kann in der Einbildung leben, er habe sich nie geirrt. Aber die Auseinandersetzung mit der Wahrheit bedeutet, dass wir unsere Vergangenheit mit all ihren Facetten annehmen müssen. Nur allzu oft tut sich eine Kluft auf zwischen dem, was ich eine hellsichtige Rückkehr nennen würde, und einseitiger Infragestellung, die dann zu einem generalisierten *mea culpa* führt. Neben der Pflicht zur Wahrheit muss es auch eine Pflicht zum

Zutrauen geben, zur Gewissheit, dass diese Arbeit im Namen des Allgemeinwohls geleistet wird, unabhängig von den Leidenschaften der Menschen. Sonst besteht die grosse Gefahr, dass die Gewissensforschung pervertiert wird. Wozu soll es gut sein, dass Generationen von Schuldigen heranwachsen, dass sich das «Zahn um Zahn» aus der Bibel bei unseren Kindern und Kindeskindern fortsetzt?

Einer meiner Freunde, der die heutige deutsche Bundeswehr gut kennt, hat mir gesagt, dass bei den jungen deutschen Offizieren eine deutliche Rückkehr zum Nationalismus zu beobachten sei, die Überhöhung der militärischen Grösse Ihres Landes. Hängt das vielleicht damit zusammen, dass sie meinen, sie mussten zu lange das Büssergewand tragen?

#### **AUGUST VON KACENECK**

Es gibt beunruhigendere Entwicklungen als das ein wenig angeberische Auftreten mancher junger Offiziere. Anfang der Neunzigerjahre erschienen in Deutschland auf einmal Gruppen sehr gewalttätiger Neonazis auf der Bildfläche und forderten die Rückkehr des Dritten Reiches, ohne dass sie jemals *Mein Kampf* gelesen hatten. Das war die perverse Konsequenz der Wiedervereinigung, die eine hauptsächlich im Osten beheimatete Schicht Unterprivilegierter hervorgebracht hat; dort ist die Arbeitslosigkeit hoch und der Ausländerhass verbreitet.

## *Und morgen wieder Krieg?*

### **AUGUST VON KAGENECK**

Wir sind Augenzeugen einer alten Geschichte, die mittlerweile in weiter Ferne liegt. Die ganz Jungen schauen uns an, als wären wir Überlebende aus dem Hundertjährigen Krieg oder aus den napoleonischen Schlachten. Die Welt, die uns geprägt hat, hat keine Verbindung mehr mit ihrer Welt. Wird es noch einmal einen grossen Krieg in Europa geben? Werden sich dann wieder Frankreich und Deutschland gegenüberstehen? Können wir uns an der Somme oder in Hamburg Schützengräben vorstellen, Angriffe mit Gas, Panzer in den Städten, Ausgangssperren?

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Staaten im alten Westeuropa sind wahrscheinlich gegen den Bruderkampf gefeit. Aber wie lange wird das so bleiben? Krieg und Gewalt sind seit Kain und Abel ins Herz des Menschen eingebrannt. Und vielleicht werden künftige Generationen in Frankreich und Deutschland Konfrontationen in anderer Form erleben. Wir wissen nicht, wie sie aussehen werden, aber die Anschläge in Manhattan im September 2001 geben uns möglicherweise einen Vorgeschmack. Der Krieg geht weiter. Gestern standen sich Westblock und Ostblock gegenüber, zwei Welten mit genau erfassten Kräften, beherrscht von modernen Mächten, die

jederzeit zu einer klassischen Auseinandersetzung bereit waren. Heute ist die Konfrontation viel schwieriger zu erkennen. Unser Europa ist reich, seine Bevölkerung ist alt, und es steht unter einem unglaublichen Zuwanderungsdruck vom Süden und von Osteuropa her, das nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Systeme fast auf das Niveau der Dritten Welt zurückgefallen ist. Die Bewohner der westlichen Industriestaaten machten im 20. Jahrhundert 35 Prozent der Bevölkerung aus. Heute sind es zwölf oder dreizehn Prozent und um das Jahr 2020 werden es sechs Prozent sein und ihnen werden 65 bis 70 Prozent des weltweiten Reichtums gehören. Der Islam hat leichtes Spiel, wenn er den westlichen Materialismus geißelt. Die Zukunft birgt einige Gefahren.

Auch weiterhin werden Männer und Frauen ihr Leben für die Verteidigung einer nationalen Gemeinschaft einsetzen müssen. Ist es Ihnen aufgefallen: Das Ende der allgemeinen Wehrpflicht in Frankreich, das lange als ein bedeutender Schritt galt, wurde von verschämtem Schweigen begleitet. Warum? Zu dem Zeitpunkt, als Frankreich ein jahrhundertealtes System der Verteidigung aufgegeben hat, rüstete sich Amerika zum Kampf gegen die Terrororganisation Al Kaida. Darüber hinaus, dass die Armee die Funktion eines Schmelztiegels hatte, alle jungen Franzosen zusammenführte und es ihnen erlaubte zusammenzuleben, war der Wehrdienst eine kollektive Aufgabe. Wird er heute nur noch die Aufgabe von Berufssoldaten sein, die dafür bezahlt werden, dass sie bereit sind, für unsere Freiheit zu sterben?

## **AUGUST VON KAGENECK**

Die Gewalt kann jederzeit in einer Gesellschaft aufbrechen als Folge von Kräften, die sie in sich trägt, seien es Regionalbewe-

gungen, extremistische Parteien oder eine ethnische Mafia. Ist unsere Zeit dafür gerüstet? Ich habe meine Zweifel.

## **HÉLIE DE SAINT MARC**

Seit 1990 haben die Europäer den trügerischen Eindruck, sie lebten in einer Welt des Friedens. Doch tatsächlich toben dauernd fast dreissig Konflikte auf der Erde. Nach dem Fall der Berliner Mauer, der vierzig Jahre Kalten Krieg beendete, haben manche Optimisten prophezeit, dass es keine Konflikte mehr geben würde. Es hat nicht lange gedauert und der Golfkrieg ist ausgebrochen. Dann kam der Balkankrieg, der sich bis nach Mazedonien ausweitete. Die Bürgerkriege in Israel und in Algerien enden nicht. Atomwaffen sind beliebig über die Welt verteilt, und unsere Kinder werden die Folgen zu tragen haben.

Der Anschlag in New York hat gezeigt, dass der weltweite Terrorismus eine Realität ist. Ich will nicht der Spielverderber sein, sondern nur jeden daran erinnern, dass die Geschichte tragisch ist. Wir können uns dessen klarer bewusst sein, weil ein erheblicher Teil unseres Lebens von dem Drama durchzogen war. Es ist unsere Pflicht, davor zu warnen, dass die Gewalt eines Tages wieder aufbrechen und sich wie ein anschwellender Strom ausbreiten kann. Im Juni 1940 habe ich erlebt, wie das «Grosse Frankreich» innerhalb von drei Wochen zusammengebrochen ist, und ich habe es nie vergessen. Schauen Sie sich die Mächtigen von heute an, die immer auf dem Sprung sind zwischen zwei Privatflugzeugen und drei Verwaltungsratssitzungen und fantastische Gehälter beziehen. Ihre Welt kann innerhalb von achtundvierzig Stunden explodieren. Und wie viele von ihnen werden unter den Tisch kriechen mit schweissnassen Händen und versu-

chen, ihre Haut zu retten? Wir müssen uns immer vor Augen halten, dass die menschliche Gemeinschaft zerbrechlich ist, sie erwirbt ihre Legitimität jeden Tag aufs Neue.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Krieg hat es immer gegeben und wird es immer geben. Form und Ort ändern sich. Nach 1945 haben die Grossmächte eine komfortable Lösung gefunden: Sie führten Krieg durch Stellvertreter, in Vietnam, in Nicaragua und in Angola und vermieden so die direkte Konfrontation. Heute spüren wir den Hauch des Krieges wieder ganz nah. Auf dem Balkan war Krieg, nur wenige Flugstunden von unseren westlichen Hauptstädten entfernt. Und der Krieg traf New York zur Bürozeit.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Der Kampf wird heute mit anderen Mitteln geführt. Die Bombenangriffe auf Serbien, den Irak und Afghanistan werfen ein schwer wiegendes ethisches Problem auf. Die amerikanische Vorstellung vom Krieg, die nach Vietnam entstanden ist, sieht so aus, dass Tod gebracht werden soll, ohne selbst Verluste zu erleiden: unbemannte Flugzeuge, Drohnen und Raketen. Doch seit den Anfängen der Menschheit rührt die Legitimität des Soldaten daher, dass er die Gefahr auf sich nimmt. Er hat die ausserordentliche Macht zu töten, aber setzt zugleich sein Leben aufs Spiel. Darum ist er kein Mörder, sondern ein Kämpfer.

In dem Augenblick, da der Soldat nicht mehr in die Nähe des Todes kommt, da er den Tod per Knopfdruck bringt, verliert er seinen Status als Soldat und ist nur noch Exekutor. Angesichts dieser neuen Konzeption hat noch niemand die Frage gestellt:

Wie sieht es mit dem Gewissen des Soldaten aus? Ich weiss nicht, ob die Generalstäbe ermessen, welche Wirkungen diese Metamorphose des Krieges auf die Geisteshaltung der Truppe hat.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Ernst Jünger hat schon 1942 geschrieben: «Die Kriege von heute werden von Technikern geführt.» Man spricht nicht mehr von «Bombenangriffen», sondern von «chirurgischen Schlägen». Wenn Raketen versehentlich die Zivilbevölkerung treffen, sind das nur «Kollateralschäden». Sie haben Recht, es ist ein klinisches Vokabular.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Und noch andere Veränderungen sind im Gange und prägen die Generationen. Früher war die Nation der wichtigste Orientierungspunkt der Geschichte. Sie war ein grosser Wert in der Welt, in der wir gelebt haben. Die Nation ist vielleicht der einzige Grund, warum unsere beiden Länder so lange gegeneinander gekämpft haben. Und heute scheint sich das «Nationalgefühl» aufzulösen, zu verschwinden ... Zumindest weckt es Misstrauen. Wir versuchen es durch ein anderes Konzept zu ersetzen, das beruhigender klingt: Europa.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Meine Generation hat erlebt, wie die Idee der Nation durch die Ideologie pervertiert wurde. Aber seit 1945 bildet Europa den Mittelpunkt meines Lebens. Ich lebe in Frankreich, bin mit einer Französin verheiratet, der Witwe eines Offiziers, der in Algerien gefallen ist – insofern ist mein Leben mit einer weiteren schmerzlichen Seite Ihrer Geschichte verbunden. Meine Kinder sind Deutsch-Franzosen. Ein Sohn hat eine Italienerin geheiratet und



so die europäische Tradition der Kagenecks und der Puricellis fortgesetzt. Sie leben in London. Für uns sind das Piemont, Baden und das Elsass gleichermaßen Heimat. Ich befürworte ein Europa, das die Zukunft der Nachbarländer miteinander verschmilzt. Der Aufbau einer Gemeinschaft mit einer starken Entscheidungsgewalt und vor allem mit einer echten gemeinsamen Sicherheitspolitik erscheint mir vollkommen normal, sogar unausweichlich.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Ich sehe eine Gefahr darin, dass man vorzeitig ein noch unklares Gebilde anstrebt und dafür allzu schnell eine Struktur aufgibt, die vorwiegend aus historischen Gründen noch tragfähig ist. Europa will sich nach Süden und nach Osten ausdehnen, während in seinem Inneren Regionalkonflikte wie in Korsika, im Baskenland, in der Bretagne und in Katalonien brodeln. In der «postnationalen» und «präeuropäischen» Übergangszeit laufen wir Gefahr, dass in dem Niemandsland ohne Orientierungspunkte und ohne Regeln eine Vielzahl von Autonomiebewegungen entsteht, von mafiosen und fundamentalistischen Gruppierungen. Bedenken Sie, dass diese zentrifugalen Kräfte nicht mehr zu kontrollieren sein werden, wenn sie eine gewisse Dynamik erreicht haben. Im gegenwärtigen Frankreich, wo die Jugend die historischen Bezugspunkte meiner Generation nicht mehr hat, braucht es dazu nicht viel.

Die orientierungslosen jungen Leute sind zwischen mehreren Bezugspunkten hin und her gerissen: ihrer Stadt, ihrem Heimatland, ihrer Religion, aber keiner schmie-det so zusammen, wie es die Nation getan hat. Um ein Bild zu gebrauchen: Ich fürchte, man zwingt sie, in einen Fluss zu springen, dessen eines Ufer

Frankreich ist und das andere, noch sehr weit entfernte Ufer Europa. Und dabei können sie nicht gut schwimmen. Es ist zu befürchten, dass sie ertrinken.

### **AUGUST VON KAGENECK**

Sprechen wir nicht im Konditional. Europa existiert. Die Grenzen Europas sind unsere neuen Grenzen. Die gemeinsame Währung ist im Umlauf. Die europäische Armee ist eine Realität. Es gibt mittlerweile eine so genannte «Schnelle Eingreiftruppe», bestehend aus nationalen Kontingenten mit einem gemeinsamen Korpsstab und gemeinsamem Gerät. Das Herz dieser Truppe bildet die Deutsch-Französische Brigade (Brigade franco-allemande, BFA), eine Einheit, die mich besonders beschäftigt. Sie besteht heute aus 5'000 Mann, sie tragen ein blaues Barett mit einem Abzeichen, das die Nationalflaggen unserer beiden Länder verbindet. Die Soldaten der BFA waren in Bosnien im Einsatz und haben nach dem Untergang des Tankers *Erika* gemeinsam französische Strände gesäubert. Die BFA hat bereits eine eigene Geschichte, die Franzosen und Deutschen gemeinsam gehört.

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

Die Deutsch-Französische Brigade ist ein gutes Beispiel, wie der Wunsch nach einem geeinten Europa an Realitäten stösst, die schwer zu überwinden sind. Ich habe mit jungen Offizieren gesprochen, die in der Einheit gedient haben. Sie zogen insgesamt eine positive Bilanz, berichteten aber auch von Schattenseiten. Die Zweisprachigkeit zum Beispiel funktioniert in der Führung, aber nicht bei den einfachen Soldaten, sie verständigen sich meistens mit Gesten. Und bei Einsätzen im Ausland ist die gemeinsame Sprache von Deutschen und Franzosen ... Englisch. Die dis-

ziplinarischen Regeln bleiben in nationaler Regie, ebenso Bewaffnung und Beförderung. In der BFA kann ein französischer Offizier einem deutschen Soldaten einen Orden verleihen, aber keine Strafe gegen ihn verhängen. Diese Details zeigen sehr genau, wo die Schwierigkeiten liegen, wenn man die Geschichte und ihre Besonderheiten hinter sich lassen will. Im Balkankrieg hatte die unterschiedliche Einschätzung der französischen und der deutschen Regierung Folgen für den Einsatz der Brigade.

Das Beispiel wirft die Frage nach der Rolle der Politik in der Befehlsstruktur einer jeden Armee auf. Wem gehorcht das Eurokorps, das Sie erwähnt haben? Wer befiehlt die Truppe? Eine Gruppe von Ministern, die mit qualifizierter Mehrheit entscheiden müssen? Und wenn, wie wir das im Golfkrieg gesehen haben, die Engländer sich uneingeschränkt auf die Seite der Amerikaner stellen, Frankreich und Deutschland hingegen eine andere, gemässigtere Position vertreten wollen, was wird dann aus der Gemeinschaftlichkeit? Ganz zu schweigen von der problematischen Legitimität einer solchen Entscheidungsquelle. Eine Berufsarmee, die einer Regierungskörperschaft untersteht, die nicht aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen ist, könnte eines Tages zu Missverständnissen Anlass geben.

## *Zum Abschied*

### **AUGUST VON KACENECK**

Die Zeit wird diese Fragen lösen. Die Einheit der Nationalstaaten ist über Jahrhunderte hinweg entstanden, genauso wird die Einheit Europas zwei bis drei Generationen brauchen. Wichtig dabei ist, das Gefühl zu fördern, dass unsere beiden Länder in einer Schicksalsgemeinschaft verbunden sind. Weder Sie noch ich sind Propheten. Das haben auch schon andere versucht.

Darum möchte ich mir die Gedanken Ihres grossen Schriftstellers Victor Hugo zu eigen machen, der gesagt hat, dass die Konflikte zwischen europäischen Ländern unseren Nachfahren bald genauso unnötig erscheinen werden wie die Auseinandersetzungen zwischen Bewohnern der Picardie und des Burgund. Nach einer Reise auf die andere Seite des Rheines hat er folgende Sätze niedergeschrieben, die immer noch bedenkenswert sind: «Was bleibt also von der ganzen alten Welt? Was steht noch in Europa? Nur zwei Länder, Frankreich und Deutschland. Nun gut, das mag ausreichen. Frankreich und Deutschland sind das Wesentliche von Europa. Deutschland ist das Herz, Frankreich ist der Kopf. Deutschland und Frankreich sind das Wesentliche der Zivilisation. Zwischen den beiden Völkern besteht eine innige Verbindung, eine unbestreitbare Blutsverwandtschaft. Sie sind aus denselben Quellen entstanden; sie haben gemeinsam gegen die Rö-

mer gekämpft; sie sind Brüder in der Vergangenheit, Brüder in der Gegenwart und Brüder in der Zukunft.»

Ich für mein Teil spüre tief in mir diese Einheit, die die Politiker unserer beiden Länder durch Worte und Taten wachsen lassen wollen. Deutsch-französische Begegnungen bewegen mich immer sehr. Sie verwischen die Erinnerung an Waffengänge, bei denen der Name Frankreich herausgebrüllt wurde als der eines Feindes, den es zu schlagen galt. Besonders berührt hat mich die Zeremonie, als mir ein französischer Offizier den europäischen Kämpferorden verliehen hat. Die Verleihung fand in Douaumont statt, vor Soldaten unserer beiden Länder. In dieser Geste sah ich die Fortsetzung dessen, was ich seit einem halben Jahrhundert lebe: die Aussöhnung zweier Provinzen, die durch einen Fluss getrennt sind. Mein Leben ist ein emotionales Pendeln über den Rhein hinweg geworden.

Vor fünfzehn Jahren bin ich nach Bonn zurückgekehrt, um dort zu arbeiten und den Pulsschlag meines Landes zu spüren. Eine Generation war abgetreten. Nun begegnete mir eine andere Generation, und dennoch habe ich etwas schwer Fassbares wiedergefunden. Eine vertraute Sprache klang in meinen Ohren, eine typisch deutsche Lebensweise umgab mich. Ich begeisterte mich wieder für das politische Leben. Das war kurz vor der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten. Wichtige Ereignisse lagen in der Luft und ich wollte mittendrin dabei sein, so wie man bei einer Hochzeit oder einem Todesfall in den Schoss seiner Familie heimkehrt. Ein Kapitel sollte abgeschlossen werden, und ich hatte miterlebt, wie es vierzig Jahre zuvor aufgeschlagen worden war. Später kehrte ich wieder nach Paris zurück, zu meiner Familie. So oft wie möglich reise ich hin und her zwischen dem Land, in dem

meine Wurzeln sind, und dem Land, das ich mir mit dem Herzen erwählt habe.

Ein Teil von mir ist mittlerweile französisch. Ich träume zwar nach wie vor auf Deutsch, aber ich spreche den ganzen Tag Französisch. Der grösste Teil meiner Bücher ist in Ihrer Sprache entstanden. Sie richteten sich an Ihre Landsleute, natürlich als Bericht eines Augenzeugen, aber in erster Linie als Bitte um Vergebung und als ein Wort der Hoffnung. In meiner Liebesheirat mit Frankreich, der französischen Sprache, Kultur und Gastronomie verbirgt sich sicher der unbewusste Wunsch, auf meine Weise die Jahre der Konfrontation, der Rivalität, der Auseinandersetzung und der Verfolgung zu überwinden.

Ich bin nun achtzig Jahre alt und nehme immer noch Anteil an dem Leid, das mir erzählt wird oder das mir in Büchern über den Krieg begegnet. Jeder Bericht trifft mich und erschüttert mich. Ich lasse mich darauf ein, als hätte ich die Waffe in der Hand, als läge das Opfer zu meinen Füßen. Diese Haltung ist für viele Freunde und Verwandte verwirrend. Manche sehen eine Schwäche darin, eine Neigung zur Erniedrigung, andere glauben, ich wäre von einer fixen Idee besessen, während es sich doch um eine Pflicht zu Mitgefühl und Reinigung handelt, der ich mich nicht entziehen kann. Dieses Buch war für mich vor allem ein weiterer Schritt dieser Arbeit. Und bald wird sie vollendet sein.

Ihre Anteilnahme, Hélié, die einmalige Art, wie Sie zuhören, Fragen stellen, ein Ereignis analysieren und bewerten, hat mich sehr berührt. Sie haben mich, den Besiegten, nicht erniedrigt, sondern ihm zugehört, ihn ermutigt, getröstet und, wie ich glaube, verstanden, weil Sie die schmerzlichen Symptome dieses Zustandes ganz genau kennen.

Heute scheint es mir, dass der Graben zwischen einem Franzosen und einem Deutschen nicht so gross ist wie der zwischen der Generation, die den Krieg noch erlebt hat, und den später Geborenen. Das habe ich bei unseren Gesprächen ganz deutlich empfunden. Als wir mit den Blicken und den Fragen der Jüngeren konfrontiert wurden, waren wir uns auf einmal sehr nahe. Wir sind zwei Seiten derselben Realität, die aus der Erfahrung von Feuer, Verwundung, Angst und Toten besteht. Wir kommen aus einer Welt, die der heutigen Denkweise fremd ist. Wir kommen aus einem Jahrhundert des Donnerns und der Wut, wir sind Träger einer Geschichte und beauftragt mit einer Mission, die zugleich bescheiden und beachtlich ist: Wir sollen sie erzählen. Das ist vollbracht. Es geht uns wie dem alten Simon in der heiligen Schrift, unsere Zeit ist gekommen, und auf den Lippen haben wir ein Soldatenlied: «Ich habe eine Verabredung mit dem Tod auf einer umkämpften Barrikade ... Kann sein, dass er mich an der Hand nimmt und in sein dunkles Reich führt, dass er meine Augen schliesst und meinen Atem anhält. Kann sein, dass ich ihm noch entgehe...»

### **HÉLIE DE SAINT MARC**

In diesem Winter bin ich achtzig geworden wie Sie. Manchmal vergesse ich mein Alter und bin für einige Augenblicke wieder ein fünfzehnjähriger Junge, sitze auf den Terrassenstufen gegenüber dem Magnolienbaum, ein aufgeschlagenes Buch auf den Knien, und träume von dem Leben, das vor mir liegt, begierig, alles zu kosten. So täuscht sich mein Herz zuweilen: Ich hoffe noch, während ich doch nichts mehr zu erwarten habe. Für den ungestümen jungen Mann war die Zukunft eine grosse Frage, jetzt ist nur noch das Geheimnis des Todes übriggeblieben, das sich in

die Unendlichkeit erstreckt – und im Vordergrund stehen immer noch die ewigen Fragen ohne Antwort.

Die Zeit hat einen unüberwindlichen Graben ausgehoben. Jedes Mal, wenn ich mit jungen Leuten zusammenkomme, habe ich den Eindruck, dass uns Jahrhunderte trennen. Wir beide sind in den Nachwehen des Ersten Weltkriegs geboren. Die Welt, die wir in uns tragen, ist älter als unsere Körper. Ich bin mit einer Sprache aufgewachsen, in die sich noch die *langue d'oc* mischte. In Buchenwald habe ich Holzfäller erlebt, die geradewegs aus dem Mittelalter gekommen schienen, und in Indochina habe ich Seite an Seite mit Nachfahren der Pavillons-Noirs, der Piraten, gekämpft. Wir sind lebende Museen, zerbrechlich, ein Windstoss kann sie in ein Häufchen Staub verwandeln.

Lange war ich ein Mann der Tat, ein einfacher Soldat, den es auf die Vorposten verschlagen hatte, weil dort gekämpft und gestorben wurde. Ich war zwanzig Jahre lang im Krieg, die Angst war meine ständige Begleiterin, genau wie Trauer, Hunger und Durst. Manchmal gehörte ich zu den Siegern, manchmal zu den Besiegten. Ich bin durch Konzentrationslager gegangen und durch das Gefängnis, ich wurde ausgezeichnet und degradiert. Man hat mich in die Einsamkeit gestürzt und ich habe mich einsam gefühlt. Ich trage Namen in mir, die niemandem etwas sagen: Prudhomme, Klimovicz, Hamaceck, Eggerl, Bonnin, Bertrand ... Das sind die Mächtigen in der Welt, in der ich gelebt habe.

Unser Buch ist für mich so etwas wie ein Testament, ein Abschiedsgruss an meine Kameraden und an die Leser, die mich begleitet haben. Ich habe lange das Schweigen vorgezogen. Nun werde ich wieder schweigen und einfach nur die letzten Jahre le-



ben, die mir noch bleiben. Tatsächlich wollte ich an die Quelle zurückkehren, als ich das Wort «Ende» unter das Manuskript meiner Erinnerungen gesetzt habe. Ich war ein Mann des Krieges und habe doch den Frieden geliebt, und mit dem Frieden möchte ich meine schriftstellerische Tätigkeit abschliessen. Ich hätte mein letztes Buch auch mit einem Vietnamesen oder Algerier schreiben können, aber die Wunden dieser beiden Länder bluten noch. Sie erleben immer noch Diktatur und Hass: In Algerien ist die Gewalt immer noch Alltag, in den Kerkern der kommunistischen Partei Vietnams sitzen noch zu viele Gerechte, die sich nichts mehr wünschen als Gedankenfreiheit und Glaubensfreiheit. Und da kamen Sie, ein frankophiler Deutscher, warmherzig und brüderlich. Im Gespräch mit Ihnen habe ich viel gelernt. Unsere gemeinsame Vergangenheit hat eine unerwartete Tiefe angenommen, Farben kamen wieder. Ich hörte ferne Stimmen.

Wir sind die einzigen Völker, die dreimal in nicht einmal hundert Jahren auf schreckliche Weise Krieg geführt haben und nun unverbrüchliche Partner sind. Es ist das Werk einer Generation. Wir haben von den zwanzig Jahren diesseits und jenseits des Rheins zwischen dem einen Krieg und dem nächsten erzählt. 1943 waren Sie an der russischen Front und ich in einem Viehwaggon – hätten wir uns damals vorstellen können, dass wir vierzig Jahre später in aller Ruhe den Faden für unsere Nachgeborenen würden aufrollen können? Insofern ist unser Bericht vor allem ein Buch der Hoffnung.

Ich erinnere mich, wie verblüfft ich war, als ich vor zehn Jahren vor der Terrasse eines Cafés in der Petite France in Strassburg deutsche Soldaten in Uniform vorbeisclendern sah. Natürlich

herrschte Frieden, aber ich konnte nicht verhindern, dass sie sich unbewusst mit den Silhouetten mischten, die 1940, auch schon 1914 und 1870 bei uns aufgetaucht waren. Sie kennen sicher den Satz von Kipling: «Es gibt nicht mehr Ost und West, keine Grenzen, keine Rassen, keine Geburt, wenn zwei starke Männer sich Auge in Auge gegenüberstehen»? Mein Vater hat in Verdun gegen Ihre Landsleute gekämpft, zwei Ihrer Brüder sind gefallen, das Flugzeug meines Bruders Louis wurde über Deutschland abgeschossen, viele meiner Kameraden ruhen in Massengräbern in der Erde Ihres Landes. Aber an jenem Tag bummelten deutsche Soldaten durch die Hauptstadt Europas. Der Krieg war vorüber.

Für uns beide hat sich das Schicksal erfüllt. Nichts, was noch zu schreiben bleibt, wird die Richtung unseres Lebenswegs verändern; es sind höchstens noch ein paar Fussnoten anzufügen. In den Wäldern im Harz 1945 hätten Sie sterben können oder Sie hätten mich töten können. Das Leben hat uns zusammengeführt. Werden wir in einem Jahr, in zehn Jahren, auf der anderen Seite unsere Waffenbrüder wiederfinden? All die Leiden, die zerstörten Städte, die ermordeten KZ-Häftlinge, die verstümmelten Soldaten, werden sie einen Sinn ergeben? Alles hat seine Zeit, das Leben und das Kämpfen, das Lieben und das Zeugnis ablegen. Für mich ist die Zeit der Kontemplation gekommen, wie eh und je will ich versuchen zu verstehen. Es ist die Stunde, in der die Schatten länger werden. Mit weniger Kraft, mehr Schmerzen, einem nachlassenden Gedächtnis und eingehüllt in die zuverlässige Wärme meiner Lieben ist jeder Morgen, der anbricht, eine Verheissung der Hoffnung.

Ich danke Ihnen, August, dass Sie mir die Gelegenheit zu diesem Abschied auf Deutsch und Französisch gegeben haben, der die beiden Gesichter einer gemeinsamen Geschichte zeigt. Jede

Seite dieses Buches ist ein Blatt von einem Baum, das auf das Grab unserer Kameraden fällt. Hören Sie wie ich im Traum ihre Stimmen? Meine Brüder der Nacht und des Lichts, bereitet einen Platz für mich vor und empfangt mich in eurem Kreise.

## Anmerkungen

### Prolog

- 1 Von August von Kageneck sind erschienen: *Lieutenant de panzers*, Paris 1994, und *Examen de conscience*, Paris 1996 (deutsch: *In Zorn und Scham*, 1998); von Hélié de Saint Marc: *Les Champs de braises*, Paris 1995 (deutsch: *Asche und Glut. Erinnerungen*, Friedberg 1998), und *Les Sentinelles du soir*, Paris 1999 (deutsch: *Die Wächter des Abends*, Friedberg 2000).

### Erster Teil

- 1 Nach Napoleons siegreichem Feldzug 1796-1797 wurde mit dem Frieden von Campo Formio eine Cisalpinische Republik errichtet. Vorbild war das revolutionäre Frankreich, die Hauptstadt war Mailand und die Trikolore hatte die Farben grün, weiss, rot. Diese Republik war ein französischer Satellitenstaat. 1801 drang Napoleon weiter nach Süden vor, seinen Bruder machte er zum König von Neapel. Die französische Besetzung Italiens endete mit dem Sturz des Kaiserreichs und dem Wiener Kongress 1815.
- 2 «Kulturkampf» ist die Bezeichnung für Bismarcks Konflikt mit den deutschen Katholiken (35% der Bevölkerung) zwischen 1871 und 1878 in der Absicht, ihre politische Rolle zu brechen. Er zeigte sich vor allem in kirchenfeindlichen Gesetzen und im Zugriff des Staates auf Besitz der Kirche. Die deutschen Katholiken befürworteten die Unabhängigkeit der Länder, was Bismarck als Bedrohung der Einheit des Reiches ansah.
- 3 Er liess 1673 das Schloss von Munzingen erbauen, einem kleinen Ort im Breisgau zwischen Breisach und Freiburg, das noch heute der Familie Kageneck gehört.
- 4 Der Staatsrat, Conseil d'État, wurde 1799 geschaffen und ist damit ei-

- ne der ältesten französischen Institutionen. Er berät die Regierung und besteht aus der Elite der französischen Juristen. Eine seiner fünf Abteilungen ist das oberste französische Verwaltungsgericht.
- 5 Hélie de Saint Marc sass im Juli 1943 nach der Verhaftung durch die Gestapo im Gefängnis von Perpignan, von dort wurde er nach Buchenwald deportiert. Von April 1961 bis Dezember 1966 sass er wegen seiner Beteiligung am Armeeputsch in Algerien im Pariser Gefängnis Santé, in Clairvaux und in Tulle ein.
  - 6 *Jacquou le Croquant*, entstanden 1899, war der grösste Erfolg der bäuerlichen Literatur des 20. Jahrhunderts. Der Autor Eugène Le Roy, ein Republikaner, war Sohn eines Zimmermädchens, der Steuereinnahmer wurde und ein offenes Ohr für die Nöte des Volkes hatte.
  - 7 Am 28. Juni 1914 ermordete der serbische Student Gavrilo Princip in Sarajewo den österreichischen Thronfolger Franz-Ferdinand. Der Anschlag war letztlich der Auslöser für den Beginn des Ersten Weltkriegs.
  - 8 Der Code Napoléon ist die von Napoléon I. veranlasste Gesetzesammlung, in der die Grundgedanken der Französischen Revolution gefasst sind. Er ist bis heute gültig.
  - 9 Die Dritte Republik begann 1870 nach dem Sturz des Kaiserreichs und dauerte bis 1940. Die Radikalsozialisten sind Frankreichs älteste Partei. Ihre politischen Positionen würde man heute als linksliberal bezeichnen. Sie waren in fast allen Kabinetten der Dritten Republik vertreten.
  - 10 Henry Millon de Montherlant (1896-1972) verklärte in seinen Romanen die männlichen Tugenden, u.a. dargestellt im Stierkampf. Seine Romanfiguren sind heldenhafte Einzelgänger.
  - 11 Der Roman von Alain-Fournier, der im September 1914 südlich von Verdun fiel, erzählt die Geschichte von Augustin Meaulnes, einem fünfzehnjährigen Jungen, der Yvonne de Galais kennenlernt, «ein schlankes, blondes Mädchen», und sich in sie verliebt. *Le Grand Meaulnes* ist die Metapher für die unmögliche Liebe zu einer jungen Frau, die einem anderen versprochen ist.
  - 12 Roland de Roncevaux ist der Held des Rolandslieds, das um 1120 in Nordfrankreich entstand. Roland deckt den Rückzug des siegreichen Heeres von Karl dem Grossen und fällt selbst einem Hinterhalt zum

- Opfer. Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, wird als französische Nationalheldin verehrt, weil sie in Männerkleidung mit dem Heer Frankreich von den Engländern befreite. Sie wurde 1920 heiliggesprochen.
- 13 Georges Marie Guynemer, geboren 1894, war ein legendärer französischer Fliegeroffizier. 1917 wurde er über Belgien abgeschossen. Sein Wahlspruch «faire face» wurde von der Schule der Luftwaffe übernommen.
  - 14 Henry de Boumazel, ein legendärer Hauptmann der Spahis, der nordafrikanischen Reiterregimenter, trug den Beinamen «der rote Mann», weil er niemals seinen roten Waffenrock ablegte. Dem Gerücht nach schützte ihn Fortuna, die Kugeln schienen ihn zu meiden. Er starb 1933 an der Spitze seiner Eingeboreneneinheit.
  - 15 Ignatius von Loyola, ein baskischer Adliger, hatte im Alter von dreissig Jahren ein Bekehrungserlebnis und gründete 1537 den Jesuitenorden, die Societas Jesu.
  - 16 Die «Legion des volontaires français» (Legion der französischen Freiwilligen) wurde 1941 gegründet und versammelte französische Soldaten, die in Wehrmachtsuniformen an der Ostfront kämpften. 1944 wurde sie aufgelöst und durch die Division Charlemagne ersetzt, die bis zu 7'000 Mann umfasste.
  - 17 Eigentlich Émile-Auguste Chartier, französischer Philosoph (1868-1951).
  - 18 Polnischer Franziskaner, der 1941 von der Gestapo festgenommen und nach Auschwitz deportiert wurde. Nach einem Fluchtversuch aus dem Lager wurden zehn Männer zum Tod durch Verhungern verurteilt. Kolbe erbot sich, an der Stelle eines Familienvaters zu sterben. Seine Zelle im Bunker des Lagers wird heute mit Blumen geschmückt. Die katholische Kirche hat ihn heiliggesprochen.
  - 19 Der Spartakusbund war eine revolutionäre Gruppe am äussersten linken Flügel der SPD, gegründet 1916 von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. Im Spartakusaufstand 1919 versuchten sie in Deutschland eine Räterepublik zu errichten.
  - 20 Remarques 1929 erschienener Roman endet mit dem Satz: «Er fiel im Oktober 1918, an einem Tage, der so ruhig und still war an der ganzen Front, dass der Heeresbericht sich nur auf den Satz be-

schränkte, im Westen sei nichts Neues zu melden.» Das Buch war ein sensationeller Erfolg, acht Druckereien arbeiteten rund um die Uhr, um die Nachfrage der Buchhandlungen zu befriedigen. Die Premiere der Verfilmung wurde von Göring und seinen Männern gestört, indem sie weisse Mäuse im Kinosaal laufen liessen. Im Mai 1933 gingen Remarques Bücher bei der Bücherverbrennung in Flammen auf.

- 21 Im Jahr 1914 zählte die Familie Ruellan dreizehn Kinder. Die zehn Jungen waren Soldaten, die drei Mädchen arbeiteten als Krankenschwestern in Lazaretten. Sechs Brüder fielen an der Front: Julius, Leutnant, am 1. Oktober 1918; André, Sergeant, am 15. Mai 1916; Bernard, Chefadjutant in einem Freikorps, am 7. Februar 1915; Louis, Hauptmann, am 22. November 1916; Henri, Brigadier, am 1. Februar 1916; Berchmans, Leutnant, am 31. Mai 1918. Zwei weitere starben an Kriegsverletzungen: Xavier an Gasvergiftung und Auguste, der bis zu seinem Tod gelähmt war. Nur zwei Söhne der Familie Ruellan, Charles und Stanislas, überlebten. Hélie de Saint Marcs Cousin Bernard Ruellan, der Sohn von Louis, fiel im Mai 1940 an der Somme.
- 22 Der Widerstandskämpfer Helmuth Graf von Moltke wurde 1944 hingerichtet. Henning von Tresckow, Chef der Heeresgruppe Mitte unter der Führung von Feldmarschall von Kluge, sagte kurz vor seinem Tod zu einem seiner Freunde: «Wie einst Gott Abraham verheissen hat, er werde Sodom nicht verderben, wenn auch nur zehn Gerechte darin seien, so hoffe ich, dass Gott auch Deutschland um unsretwillen nicht vernichten wird.» Fritz Graf von der Schulenburg half Claus Graf Schenk von Stauffenberg bei seinem gescheiterten Attentatsversuch auf Hitler.
- 23 Die «Ligue des jeunes patriotes» (Liga der patriotischen Jugend) wurde von dem Monarchisten Pierre Taittinger als paramilitärische Organisation gegründet. Sie sollte eine kommunistische Revolution verhindern helfen und gegebenenfalls die Ordnungskräfte unterstützen.  
Die Action française war eine politische Bewegung, die 1905 aus den royalistischen Ideen von Charles Maurras entstand und durch die Zeitung L'Action française Verbreitung fand. Die Bewegung war zwischen 1918 und 1940 der aktivste und entschiedenste Gegner der Dritten Republik.

- 24 Die 1927 gegründeten «Croix-de-Feu» (Feuerkreuzler) waren eine Frontkämpferorganisation mit sozialem, nationalem und antikommunistischem Programm. Durch ihren Rückhalt in der französischen Gesellschaft – fast eine Million Anhänger – spielten sie in der Zwischenkriegszeit eine grosse Rolle. Ihr Anführer Oberst de la Rocque wurde 1943 von den Deutschen festgenommen und starb 1946 nach der Rückkehr aus den Lagern.
- 25 Als Thronprätendent forderte der Graf von Chambord nach dem Ende des Zweiten Kaiserreiches (1870) die Wiederherstellung der Monarchie und die Ersetzung der Trikolore durch die weisse Fahne. Sein Wahlspruch: «Ich bin nichts, meine Grundsätze sind alles.»
- 26 Die Nachricht vom Tod eines Gauners russischer Herkunft, Alexander Stawisky, am 8. Januar 1934 löste einen gewaltigen Skandal aus. Die Radikalen wurden verdächtigt, sie hätten erst ihren Schutz kaufen lassen und sich dann eines unbequemen Zeugen entledigt. Die Ligen nutzten die Aufregung aus, es gab Unruhen (fünfzehn Tote), die Regierung Daladier stürzte.
- 27 Die Partei «Parti populaire français» wurde 1936 von dem ehemaligen kommunistischen Arbeiter Jacques Doriot gegründet. Während der deutschen Besatzung war sie die wichtigste Säule der Kollaboration.  
«Cagoule» ist der Deckname einer Geheimorganisation, des «Comité secret d'action révolutionnaire», die 1936 zum Kampf gegen den Kommunismus geschaffen wurde. Ziel war, die Republik durch «Arbeit im Untergrund und ein zum Wohle der Nation gewendetes Freimaurertum» zu stürzen. Sie bestand aus einem Dunstkreis von Geheimgesellschaften, die voneinander nichts wussten und überall Verat witterten. In Paris beging sie mehrere Anschläge und politische Morde.
- 28 In den Freikorps sammelten sich ehemalige Kriegsveteranen, Arbeitslose und Freiwillige, die gegen den Kommunismus kämpfen wollten. Sie leisteten einen Eid auf die Person ihres jeweiligen Führers: Er war der Kern der Gruppe. Zwischen 1918 und 1921 zählte man mehr als 150 Freikorps. Die Regierung setzte sie gegen Unruheherde ein, als Unterstützung von Polizei und regulärer Armee. So schlugen Freikorps den Spartakistenaufstand in Berlin nieder.



- 29 *Siegfried et le Limousin*, Paris 1922. Deutsche Ausgabe *Siegfried oder die zwei Leben des Jacques Forestier*, Berlin, Frankfurt am Main, Wien 1962.
- 30 Elsa Schiaparelli war ein Wahrzeichen der Mode der Dreissigerjahre. Ihre grosse Rivalin Coco Chanel nannte sie «die Künstlerin, die Kleider macht». Die Sportwagen von Delage waren für ihre Eleganz und ihre Erfolge in Autorennen berühmt (Sieger der Konstrukteursweltmeister schäften 1928).
- 31 Ein zwischen 1927 und 1936 auf Betreiben von Kriegsminister André Maginot entlang der französisch-deutschen Grenze erbauter Befestigungswall. Im Mai 1940 wurde die Maginotlinie von der Wehrmacht umgangen.
- 32 Vorwiegend aus Nordafrikanern gebildete Reiterregimenter in der französischen Armee, erstmals aufgestellt 1834 in Algerien.
- 33 Die 1931 von Marschall Lyautey organisierte Kolonialausstellung war ein grosses Ereignis: 34 Millionen Eintrittskarten wurden verkauft, die Tempelanlage von Angkor wurde nachgebaut, die Métro wurde bis zur Porte Dorée verlängert und der Zoo von Vincennes wurde errichtet.
- 34 Louis Hubert Lyautey war einer der grossen Marschälle des Ersten Weltkriegs. Als Kriegsminister 1916/17 spielte er eine zentrale Rolle in der französischen Marokkopolitik. Sein Artikel «Die soziale Rolle des Offiziers», erschienen 1891 in der *Revue des deux mondes*, gehörte zur Pflichtlektüre während der Ausbildung der französischen Offiziere zwischen den Weltkriegen.

## **Zweiter Teil**

- 1 Die Deutsche Arbeiterpartei wurde von dem Werkzeugschlosser Anton Drexler gegründet, ihr Hauptredner war der österreichische Gefreite Adolf Hitler. In den Zwanzigerjahren wurde die Deutsche Arbeiterpartei von Frontkämpfern des Ersten Weltkriegs unterwandert und von Offizieren der Freikorps, ihr bekanntester war der General Erich von Ludendorff. 1925 ging aus der DAP die NSDAP hervor, die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei.
- 2 Bis zum Ersten Weltkrieg war Alfred Hugenberg für die Finanzen der

- Krupp-Werke zuständig. Er gründete den Hugenberg-Konzern, die wichtigste Mediengruppe der Weimarer Republik mit Nachrichtenagenturen, Pressediensten und Filmgesellschaften. Seine aggressiv nationalistischen Vorstellungen führten ihn in die Nähe Hitlers. Er wollte den «unglücklichen österreichischen Maler» für seinen Zwecke einspannen und organisierte ein Treffen zwischen Hitler und Fritz Thyssen. Überwältigt von den nationalsozialistischen Wahlerfolgen, unterstützte er schliesslich widerwillig Hitler. 1933 wurde die Deutschnationale Volkspartei von den Nationalsozialisten aufgelöst.
- 3 Romano Guardini, katholischer Religionsphilosoph und Theologe italienischer Herkunft mit existenzialistischem Denkansatz, hat die deutsche katholische Jugendbewegung zwischen 1930 und 1960 massgeblich beeinflusst.
  - 4 Der von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg gegründete Spartakusbund war nach Spartacus benannt, dem Gladiator, der sich im Sklavenkrieg 73 v. Chr. gegen Rom erhob. 71 v. Chr. wurde er gekreuzigt.
  - 5 Jacques Bainville war Mitglied der Academie française, ehemaliger Co-Direktor der Action française zusammen mit Charles Maurras und Léon Daudet. Er schrieb mehrere Bücher über die deutsch-französischen Beziehungen, u.a. *Bismarck et la France* und *Les Conséquences politiques de la paix*. Er starb 1936.
  - 6 Vgl. Ron Rosenbaum, *Die Hitler-Debatte. Auf der Suche nach dem Ursprung des Bösen*, München, Wien 1999.
  - 7 Die familiären Bande zu den Papens wurde noch enger, als August von Kagenecks Bruder Fritz Leo 1958 eine Nichte Franz von Papens heiratete, Sieglinde von Papen.
  - 8 Dieser Vorfall ist bekannt als der «blutige Sonntag von Altona». Bei den Zusammenstössen starben achtzehn Menschen. Die Behörden konstruierten später falsche Beweise gegen die Kommunisten, vier wurden hingerichtet.
  - 9 Im so genannten Röhm-Putsch schaltete Hitler unter dem Vorwand, es drohe ein Staatsstreich, den linken Flügel seiner Partei aus, an dessen Spitze Ernst Röhm stand, der Chef der mächtigen SA. Röhm und seine wichtigsten Männer wurden ermordet, doch auch zahlreiche weitere deutsche Politiker wie der ehemalige Reichskanzler Schleicher.

- 10 Der Student und SA-Sturmführer Horst Wessel wurde am Tag von Hitlers Machtergreifung in Berlin von einer Gruppe kommunistischer Studenten ermordet. Die nationalsozialistische Mythologie stilisierte ihn zum Märtyrer. Das von ihm zur Melodie eines populären Marschliedes gedichtete Horst-Wessel-Lied griff die Linken und die Rechten gleichermaßen an: «Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschier'n im Geist in unseren Reihen mit.»
- 11 In der «Reichskristallnacht» verwüsteten Hitlers Schergen drei Tage lang, vom 9. bis 11. November 1938, Synagogen und jüdische Geschäfte. 91 Menschen wurden getötet, über 30'000 Juden wurden verhaftet. In der Folge verschärften die Nationalsozialisten die Schikanen gegenüber den Juden.
- 12 *Jud Süß* ist die Verfilmung eines Buches von Lion Feuchtwanger (1928), einem Bestseller, von dem über 100'000 Exemplare verkauft wurden. Der Film, den mehr als zwanzig Millionen Menschen sahen, erzählt die Geschichte des «Hofjuden» Joseph Süß Oppenheimer, der als Geheimer Finanzrat am Hof des Herzogs Karl Alexander von Württemberg intrigierte. Alle judenfeindlichen Klischees sind versammelt: Süß buckelt gegenüber den Mächtigen und betrügt seine Gläubiger. Er versucht die Kaufmannstochter Dorothea zu verführen. Dorothea verkörpert das reine deutsche Mädchen, durch seine Nachstellungen treibt er sie in den Selbstmord. Das Volk empört sich gegen ihn, er wird festgenommen und hingerichtet. Der Film zeigt ausführlich, wie Jud Süß noch auf dem Weg zum Galgen um Gnade bettelt.
- 13 Eric A. Johnson, *Der nationalsozialistische Terror. Gestapo, Juden und gewöhnliche Deutsche*, Berlin 2001. Johnson hat für sein Buch akribische Forschungen in den Polizei- und Gerichtsarchiven von Köln und zwei weiteren Städten im Rheinland betrieben.
- 14 Montaignes Familie mütterlicherseits war vor der spanischen Inquisition geflohen und hatte sich in Bordeaux niedergelassen, weil diese Stadt ihr liberaler schien als Toulouse, wo noch ein Klima der Verfolgung herrschte.
- 15 1894 wurde Hauptmann Alfred Dreyfus, der jüdischer Abstammung war, wegen angeblichen Verrats militärischer Geheimnisse an Deutschland zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt.

Antisemitische Positionen spielten offensichtlich eine Rolle. Die Diskussion über Schuld und Unschuld polarisierte die französische Gesellschaft und die politischen Kräfte. Die Proteste der Linken führten zur Wiederaufnahme des Verfahrens. Dreyfus wurde begnadigt und 1906 rehabilitiert.

- 16 Bei den Wahlen im Februar 1936 siegte ein Bündnis der spanischen Linksparteien, die Frente Popular. Daraufhin putschten von Marokko aus die Militärs. General Franco befehligte die Rebellen in Südspanien. Am 30. September 1936 trat er an die Spitze einer Militärjunta. Von Burgos aus kontrollierte seine Regierung die Hälfte des Landes.
- 17 Unter der Regierung Blum veranschlagte Frankreich acht Prozent seines Haushaltes für die Wiederaufrüstung, genauso viel wie England, aber nur knapp die Hälfte der siebzehn Prozent, die das Dritte Reich für Militärausgaben aufwendete.
- 18 Die Legion Condor bestand aus 5'000 Soldaten. Auf ihr Konto gingen Bombenangriffe wie der am 26. April 1937 auf die Stadt Guernica. Dabei starben über 1'500 Menschen, mehr als ein Viertel der Einwohner.
- 19 Ungefähr 500'000 spanische Republikaner flohen nach Frankreich, hauptsächlich nach dem Sieg der Nationalisten.
- 20 10'000 spanische Freiwillige traten 1939 in die Fremdenlegion ein. Sie schlossen sich den Truppen des Freien Frankreich an. Eine Kompanie der 2. Panzerdivision bestand ganz aus Spaniern, sie bekam 1945 den Auftrag, die Erhebung von Paris zu unterstützen. Die ersten Panzer, die nach Paris rollten, trugen die Namen spanischer Städte: Madrid, Guernica, Brunete und Guadalajara.
- 21 Während des Spanischen Bürgerkriegs starben über 900'000 Menschen. Das Blutbad endete auch nicht, als Franco im April 1939 den Sieg davontrug. Die Frankisten gingen erbittert gegen ihre Gegner vor, 192'000 Republikaner wurden exekutiert oder ermordet.

### **Dritter Teil**

1 Julien Green, *Ende einer Welt*. Juni 1940, München, Leipzig 1995.

- 2 General Weygand, von 1918 bis 1923 Generalstabschef von Marschall Foch, erhielt auf dem Höhepunkt der Krise im Mai 1940 den Oberbefehl als Nachfolger von General Gamelin. Er empfahl den Abschluss des Waffenstillstandes. 1942 wurde er in Frankreich von den Deutschen festgenommen und nach Deutschland deportiert. Nach der Befreiung machten die Franzosen ihm den Prozess, 1948 wurde er vom Vorwurf der Kollaboration freigesprochen.  
Paul Reynaud war von März bis Juni 1940 französischer Ministerpräsident. Er lehnte den Waffenstillstand ab, trat zugunsten von Marschall Pétain zurück und wurde daraufhin von der Vichy-Regierung und später den Deutschen interniert. In der Vierten und in der Fünften Republik setzte er seine politische Karriere fort als Vorsitzender des Ausschusses, der über die Verfassung der Fünften Republik beriet.
- 3 Die Deutschen nannten die Verteidigungslinie entlang Somme und Aisne, die General Weygand nach der Schlacht von Dünkirchen errichten liess, die «Weygandlinie».
- 4 Vercors ist das Pseudonym des Zeichners Jean Brüller, der 1941 zusammen mit dem Schriftsteller Pierre de Lescure den Untergrundverlag Éditions de Minuit gründete. *Das Schweigen des Meeres* ist die Geschichte der platonischen Liebe eines deutschen Offiziers zu einer jungen Französin. Ihr Schweigen und die schweigende Gegenwart ihres Vaters symbolisieren die Résistance. Das Buch zirkulierte ab 1942 unter der Hand.
- 5 Pater de Gorostarzu war der Onkel von Bertrand de Gorostarzu, einem Cousin von Hélie de Saint Marc, der ebenfalls in der Fremdenlegion diente. Nach dem Krieg wurde Pater de Gorostarzu Provinzial des Jesuitenordens.
- 6 «Colonel Ollivier» hiess mit wahren Namen Claude Arnould. Er hatte als Freiwilliger im Ersten Weltkrieg gekämpft. Seine beiden Brüder fielen an der Front, er überlebte auf wundersame Weise einen Selbstmordangriff des Kommandos am 14. Juli 1918. Nach dem Krieg übernahm er die Leitung des Familienunternehmens, es ging zwischen den beiden Weltkriegen in Konkurs. In der Zeit spielte Arnould unter dem Decknamen «Désiré» wohl eine Rolle in der Gegenspionage. 1939 wurde er eingezogen, es verschlug ihn nach Mont-de-Marsan, und im

Juli 1940 gründete er eine Widerstandsgruppe an der Atlantikküste. Dieses Netz der Résistance führte ab Ende 1941 den Decknamen «Jade-Amicol»: «Col» für colonel, Oberst, der Deckname von Arnold, und «ami» für amiral, Admiral, der Deckname seines Gegenstücks beim britischen Intelligence Service, Captain Kuehn. Die Besonderheit bei diesem Netz war, dass es direkt dem englischen Geheimdienst unterstand, dem berühmten MI6, und nicht General de Gaulle.

- 7 Schätzungen zufolge hatte das Netz 1944 knapp über tausend Agenten. Die Tatsache, dass es sehr umsichtig operierte, rettete den meisten Mitgliedern das Leben.
- 8 Nach Schätzungen des Veteranenministeriums wurden 77'615 Mitglieder der Résistance umgebracht, standrechtlich erschossen oder starben in Lagern oder durch Folter.
- 9 Die Bezeichnung «Freies Frankreich» gab General de Gaulle Einzelpersonen und dem Teil der französischen Streitkräfte, der sich ihm anschloss, als er am 18. Juni 1940 von London aus zur Fortsetzung des Krieges gegen Deutschland und zum Kampf gegen das Vichy-Regime aufrief.
- 10 Das Denkmal für die Toten des Ortes Sainte-Foy-la-Grande, wo Héléie de Saint Marc heimlich die Demarkationslinie passierte, führt die folgenden Namen auf: René Barat, Drucker beim Netz Buckmaster, deportiert; Raoul Dumora, Lehrer, verhaftet nach Denunziation, starb unter der Folter der Waffen-SS, ohne etwas preisgegeben zu haben; Monsieur Nouvel von der Gruppe Jean, deportiert; Norbert Perrot von der Bewegung France combattante, deportiert; Jacques Jacob, denunziert, gefoltert und ermordet, nachdem er sein eigenes Grab hatte ausheben müssen. Es folgen die Namen von 22 Widerstandskämpfern, die im Laufe des Sommers 1944 in Gefechten getötet wurden, und von sechs jüdischen Geiseln, die am 5. August 1944 erschossen wurden.
- 11 Titel eines Romans von Joseph Kessel über die Résistance, erschien 1943, 1969 von Jean-Pierre Melville verfilmt.
- 12 Service du travail obligatoire (STO, Arbeitsdienst): Eine Organisation, die französische Arbeitskräfte für deutsche Fabriken zur Verfügung stellen sollte. Der Arbeitsdienst dauerte zwei Jahre und war Pflicht für alle zwischen dem 1. Januar 1920 und dem 31. Dezember 1922 geborenen Männer. Am 1. März 1943 fuhr vom Bahnhof Saint-

Jean in Bordeaux ein Zug nach Deutschland. Am 4. Juni desselben Jahres erhielt Regionalpräfekt Sabatier per Rundschreiben von Ministerpräsident Pierre Laval die Anweisung, «Verweigerer» und sonstige widersetzliche Personen zu suchen und mit der allergrössten Härte zum Arbeitsdienst zu zwingen.

- 13 Nach der Befreiung stand das Netz Jade-Amicol im Mittelpunkt zweier Kontroversen. Bei der ersten ging es um Claude Arnould selbst; ihm wurde vorgeworfen, er habe seine Untergrundaktivitäten im Dienste des Vatikans und der CIA fortgesetzt. In der zweiten Kontroverse hiess es, Claude Arnould habe nach dem Krieg einigen Vertretern des Vichy-Regimes «Persil-Scheine» ausgestellt, darunter dem Präfekten der Gironde, Maurice Papon, und Paul Baudoin, der unter Pétain für kurze Zeit Minister war. Es blieb unklar, ob die Vorwürfe stimmten oder nicht.
- 14 Am 7. Dezember 1941 gab Hitler den Befehl zur Durchführung der Aktion «Nacht und Nebel». Demnach sollten Widerstandskämpfer aus den besetzten Gebieten «ins Reich überführt» und entweder ermordet oder in Konzentrationslager gebracht werden. General Keitel, der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, setzte unter den Erlass den Kommentar: «Eine wirksame und nachhaltige Abschreckung ist nur durch Todesstrafen oder durch Massnahmen zu erreichen, die die Angehörigen und die Bevölkerung über das Schicksal des Täters im Ungewissen halten. Diesem Zweck dient die Überführung nach Deutschland.»
- 15 Hitler führte im Osten einen Vernichtungskrieg. Vier mobile Einsatzgruppen, bestehend aus 3'000 Mann, sollten hinter der deutschen Armee eine «Politik der verbrannten Erde» betreiben. Sie exekutierten zuerst die Funktionäre, die politischen Kommissare und die Intellektuellen, danach ermordeten sie die jüdischen Männer, Frauen und Kinder. Die Opfer mussten sich ausgezogen in einer Reihe längs eines Massengrabes aufstellen und wurden erschossen. Einige Kommandos brachten innerhalb von zwei Tagen über 30'000 Menschen um. Die Einsatzgruppe A meldete im Winter 1941 die Tötung von bereits mehr als 250'000 Juden. Am 29. Dezember 1942 teilte Himmler dem Führer in einem Bericht mit, in den von Deutschland besetzten südlichen Regionen der Sowjetunion seien allein von August bis

- November 1942 362'211 Menschen erschossen worden. Insgesamt schätzt man die Zahl der Opfer auf über eine Million.
- 16 Nicht alle Generäle dachten so. Im Tagesbefehl vom 10. Oktober 1941 des Oberbefehlshabers der 6. Armee, Feldmarschall von Reichenau, hiess es: «Der Soldat ist im Ostraum nicht nur ein Kämpfer nach den Regeln der Kriegskunst, sondern auch Träger einer unerbittlichen völkischen Idee ... Deshalb muss der Soldat für die Notwendigkeit einer harten, aber gerechten Sühne am jüdischen Untermenschen volles Verständnis haben.» Und Erich von Manstein, Kommandant der 11. Armee, brandmarkte am 20. November 1942 die Juden als die «geistigen Urheber des bolschewistischen Terrors». Erhebungen seien grösstenteils von Juden gesteuert und müssten durch hartes Durchgreifen «im Keim erstickt» werden.
  - 17 Ernst Jünger, *Tagebücher*, Bd. 2, *Kaukasische Aufzeichnungen*, Stuttgart, 1962, S. 462.
  - 18 Eine Tafel am Eingang des Lagers Gurs zeigt deutlich den Charakter dieser Lager. Darauf sind verzeichnet «23'000 spanische Kämpfer, 7'000 Freiwillige der Internationalen Brigaden, 120 französische Patrioten und Widerstandskämpfer, 12'860 im Mai/Juni 1940 internierte jüdische Immigranten, 6'500 deutsche Juden aus dem Land Baden, 12'000 durch das Vichy-Regime auf französischem Boden festgenommene Juden».
  - 19 So etwa der legendäre Robert Siewert, der einen gewissen Einfluss bei der SS hatte und mehrfach Übergriffe der Wärter bei der Lagerleitung anzeigte. Er wurde im April 1945 hingerichtet.
  - 20 Annette Wieviorka, *Deportation ou génocide*, Paris 1991.
  - 21 Jorge Semprún, ehemaliges Mitglied der spanischen kommunistischen Partei, Schriftsteller und Mitglied der Académie Goncourt, hat in mehreren Büchern seine Erfahrungen als KZ-Häftling geschildert, u.a. *Schreiben oder Leben* und *Der Tote mit meinem Namen*.
  - 22 Das Nebenlager Langenstein, wenige Kilometer von Halberstadt entfernt, wurde im April 1944 eröffnet und zählte bis zu 5'000 Häftlinge in achtzehn Blöcken. Die Firma Junker liess die Häftlinge unterirdische Stollen graben, den «Tunnel», in denen Düsenflugzeuge und Prototypen der V2-Waffe gebaut werden sollten. Fast zehn Kilometer weit wurden die Stollen in den Berg getrieben, einige waren so lang,



- dass Züge mit zwanzig Waggons hineingepasst hätten. Der Blutzoll der Häftlinge war schrecklich: Auf einen Meter Stollenlänge kam ein Toter. Die Lebenserwartung der Zwangsarbeiter im Stollen lag bei höchstens sechs Wochen.
- 23 Die Häftlingslisten des Kommandos Langenstein verzeichnen bis zu 253 Tote in einer einzigen Woche.
  - 24 Hélié de Saint Marc war dreimal mit der Fremdenlegion in Indochina: von 1948 bis 1950 (mit dem 3. Infanterieregiment entlang der Kolonialstrasse Nr. 4), von 1951 bis 1953 (mit dem 2. Fallschirmspringerbataillon, das in die heftigen Kämpfe zwischen Vietminh und französischer Armee bei Tonkin verwickelt war), und 1954 in der Phase zwischen dem Fall von Dien Bien Phu und der Genfer Indochinakonferenz.
  - 25 Ein Journalist von *Stars and Stripes*, der die amerikanischen Truppen begleitete, schilderte in der Ausgabe vom 20. April 1945 die Ankunft im Lager: «Der Geruch des Todes hing über allem. Im Krankenrevier befanden sich die Sterbenden, sie hatten alle Durchfall. Sie lagen in ihren Exkrementen, zu schwach für die geringste Bewegung. Ein Mann, der etwas kräftiger war als die anderen, stand bei der Tür. Er hatte keinen Muskeln mehr an den Oberschenkeln, den Waden und am Becken. Seine Beine waren nur Knochen, die Knie zwei grosse Höcker. Sein Körper war ein Skelett, über das sich graue Haut spannte. Es ist unmöglich, lange im Revier zu bleiben. Der Gestank verfolgt einen bis in die Frühlingsluft hinaus.» Nach der Befreiung des Lagers wurden die Häftlinge von der Krankenstation in eine Kaserne in Halberstadt verlegt, die man zum Krankenhaus umfunktioniert hatte, 144 Männern war indes nicht mehr zu helfen. Hélié de Saint Marc wog noch 42 Kilo und eine Woche lang wusste er seinen Namen nicht mehr. Zwei Drittel der in den Häftlingslisten von Langenstein Verzeichneten überlebten nicht.
  - 26 Nach dem Krieg wurde Kurt Bley Chefredakteur der Zeitung *Die Welt*, die von den Briten lizenziert in Hamburg erschien. Er vertraute August von Kageneck an, dass er zu der Zeit, als sie ihre Unterredungen führten, einer der wichtigsten Mitarbeiter von Adam Trott zu Solz gewesen war, einem der Verschwörer des 20. Juli 1944. Kurt

Bley war im Haus von Trott zu Solz, als dieser verhaftete wurde, konnte sich aber verstecken. Er trat in die Wehrmacht ein, um der Verfolgung zu entgehen.

- 27 Am 21. April 1961 folgte Hélié de Saint Marc, damals bei der Fremdenlegion, dem Aufruf von General Challe zum Putsch in Algier gegen die französische Algerienpolitik. Nach dem Zusammenbruch der Bewegung stellte er sich und übernahm die Verantwortung für sein Handeln. Am 5. Juni 1961 verurteilte ihn das höchste Militärgericht zu zehn Jahren Haft. Er wurde am 25. Dezember 1966 begnadigt.
- 28 General Ingold, Stellvertreter von Leclerc, gehörte zur «Colonne Tchad» und war einer der ersten Offiziere, die sich General de Gaulle anschlossen. Unter Marschall Pétain wurde er in Abwesenheit zum Tod verurteilt. In seinem Tagebuch notierte er seine Reaktion, als er von der Berufung ins Militärtribunal erfuhr: «Waren unter den Richtern nicht solche, die viele Jahre zuvor die Soldaten in Ansprachen zur Rebellion gedrängt hatten? Auch sie hatte ein Militärtribunal verurteilt zu ‚Todesstrafe, Einziehung des Besitzes, Degradierung‘, weil sie glaubten, dass Frankreich den falschen Weg gewählt hatte. Waren die Unterschiede zwischen diesen beiden Entscheidungen so gross?»

#### **Vierter Teil**

- 1 Die Rexistenbewegung war eine autoritäre, antidemokratische Bewegung in Belgien, die nach der Besetzung des Landes 1940 mit den Deutschen kollaborierte.
- 2 Mit dem am 18. März 1962 geschlossenen Abkommen von Évian erhielt Algerien seine staatliche Unabhängigkeit. Unter Bruch des Abkommens wurden ab dem folgenden Tag Zigtausende «harkis» umgebracht.
- 3 André Le Troquer, ein Politiker der Vierten Republik und Parlamentspräsident, war in einen Sittenskandal verwickelt, der seiner politischen Karriere ein Ende setzte.
- 4 Primo Levi, *Conversazioni e interviste*, Turin 1997.
- 5 Vgl. Anmerkung 1, S. 289

## *Danksagung*

Die Idee zu diesem Dialog stammt von François-Xavier de Vivie. Ihm sei gedankt, dass er Hélié de Saint Marc und August von Kageneck zusammengebracht und es ermöglicht hat, dass aus ihrem Gespräch dieses Buch entstand.

Dank für ihre Hilfe geht ebenfalls an:

Wolf Albes, Mehdi Ba, Yves und Mijo Beccaria, Jean-Baptiste Bourrat, Jean-Christophe Buisson, Laurence Corona, Marc Dapoigny, Rachel Grunstein, Anouchka Krygelmans-Sato, Aurore de Neuville, Françoise Pham, Noël Roquebert und Isabelle Souchard.

Die französische Originalausgabe erschien 2002 unter dem  
Titel «[Notre histoire 1922-1945](#)» bei les arènes in Paris.

© Editions des arènes, Paris 2002.

Copyright für die deutsche Ausgabe

© Pendo Verlag GmbH

Zürich 2003

Umschlaggestaltung: Charlotte Löbner, Mainz, unter Verwendung von

Fotografien der Autoren

Gesetzt aus der Scala

Gesamtherstellung: Fuldaer Verlagsagentur, Fulda

Printed in Germany

ISBN 3-85842-568-0

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)